64. Jahrgang / Heft 4 / Oktober 2016 ISSN 0042-5702 B 2176 F

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR Zeitgeschichte

Herausgegeben von
Helmut Altrichter, Horst Möller
Margit Szöllösi-Janze, Andreas Wirsching

Aus dem Inhalt

Bernd Martin
Shanghai als Zufluchtsort für Juden 1938 bis 1947

Friederike Sattler
Alfred Herrhausen und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Kieran Heinemann
Kleinanleger und die Börse in der Ära Thatcher

Agnes Bresselau von Bressensdorf
Afghanistan 1979, das Krisenmanagement der NATO-Staaten und der Islam als Faktor der internationalen Beziehungen

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Institut für Zeitgeschichte

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR Zeitgeschichte

4
16

Im Auftrag des
Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin
herausgegeben von

Helmut Altrichter, Horst Möller
Margit Szöllösi-Janze, Andreas Wirsching

in Verbindung mit
Elizabeth Harvey, Hélène Miard-Delacroix,
Herfried Münkler und Alan E. Steinweis

Redaktion:
Magnus Brechtken, Johannes Hürter,
Thomas Raithel, Elke Seefried, Petra Weber
Chefredakteur: Jürgen Zarusky
Stellvertreter: Thomas Schlemmer
Technische Redaktion und Büro: Mirella Kraska

64. Jahrgang Heft 4 Oktober 2016

Die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte sind eine referierte Zeitschrift, deren Beiträge in der Regel ein dreistufiges Begutachtungsverfahren zur Qualitätssicherung durchlaufen: Nach einer Sichtung und Bewertung der anonymisierten Beiträge durch die Redaktion werden externe Gutachten im In- und Ausland eingeholt (*Double Blind Peer Review*). Dann entscheiden Herausgeber und Redaktion nach eingehender Diskussion über die Veröffentlichung.

The Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte are a refereed journal. For quality control purposes, contributions as a rule run through a three step evaluation process: After review and assessment of the anonymised contributions by the editorial staff, external domestic and foreign expertises are obtained (*Double Blind Peer Review*). On this basis and after thorough debate, the chief editors and editorial staff then decide on publication.

De Gruyter Oldenbourg

Anschrift der Redaktion

Institut für Zeitgeschichte
Leonrodstraße 46 b
80636 München
Tel. 0 89/1 26 88-0
Fax 0 89/1 26 88-191
E-Mail: vfz@ifz-muenchen.de

Online

www.ifz-muenchen.de/vierteljahrshefte/
Alle Artikel seit 1953 stehen online und sind vollständig durchsuchbar, open access bis einschließlich 2010.
http://vfz.ifz-muenchen.de

Impressum

© 2016 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Offenlegung der Inhaber und Beteiligungsverhältnisse gem. § 7a Abs. 1 Ziff. 1, Abs. 2 Ziff. 3 des Berliner Pressegesetzes: Die Gesellschafter der Walter de Gruyter GmbH sind: Clara Cram Stiftung, Berlin; Cram, Gisela, Rentnerin, Berlin; Cram, Dr. Georg-Martin, Unternehmens-Systemberater, Stadtbergen; Cram, Maike, Berlin; Cram, Jens, Mannheim; Cram-Heydrich, Ingrid, Betriebsleiterin, Tuxpan / Michoacan (Mexiko); Cram-Heydrich, Sabina, Mexico, DF (Mexiko); Cram, Silke, Wissenschaftlerin, Mexico DF (Mexiko); Cram, Björn, Aachen; Cram, Ella Anita, Rentnerin, Berlin; Cram, Berit, Greifswald; Cram-Gomez, Susanne, Mexico DF (Mexiko); Cram-Heydrich, Walter, Mexico DF (Mexico); Cram-Heydrich, Kurt, Angestellter, Mexico DF (Mexico); Duvenbeck, Brigitta, Oberstudienrätin i.R., Bad Homburg; Gädeke, Gudula, M.A., Atemtherapeutin/Lehrerin, Tübingen; Gädeke, Martin, Einzelunternehmer, Würzburg; Lubasch, Dr. Annette, Ärztin, Berlin; Schütz, Dr. Christa, Ärztin, Mannheim; Schütz, Sonja, Berlin; Schütz, Juliane, Berlin; Schütz, Antje, Berlin; Schütz, Valentin, Berlin; Seils, Dorothee, Apothekerin, Stuttgart; Seils, Gabriele, Journalistin, Berlin; Seils, Dr. Clara-Eugenie, Oberstudienrätin i.R., Reppenstedt; Seils, Christoph, Journalist, Berlin; Siebert, John-Walter, Pfarrer, Oberstenfeld; Walter de Gruyter Stiftung, Berlin.

Alle den redaktionellen Teil der Zeitschrift betreffenden Zusendungen sind zu richten an: Institut für Zeitgeschichte, Leonrodstraße 46 b, 80636 München. Für den Inhalt verantwortlich: Professor Dr. Andreas Wirsching unter gleicher Anschrift.
Anzeigenverwaltung: Heiko Schulze, De Gruyter, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin, Germany. Tel.: +49 (0)30 260 05-358, Fax: +49 (0)30 260 05-264,
E-mail: anzeigen@degruyter.com
Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Jahresabonnement: € 59,80; Online-Abonnement € 49,–; Print- und Online-Abonnement € 72,–; Studentenabonnement: € 34,80; Vorzugsabonnement für Mitglieder historischer und politischer Fachverbände € 49,80; jeweils zuzüglich Jahresversandspesen: Inland: € 17,–/Ausland: € 28,00. Einzelheft: € 16,00 zuzüglich Versandspesen. Die Preise enthalten bei Lieferung in EU-Staaten die Mehrwertsteuer, für das übrige Ausland sind sie Bruttopreise. Bezieher der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte sind berechtigt, die der Zeitschrift angeschlossene Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (2 Bände im Jahr) im Abonnement zum Vorzugspreis von € 34,80 zuzüglich Versandkosten zu beziehen.
Bestellungen über jede Buchhandlung oder beim Verlag. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens 2 Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird.
Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Satz: sellier druck GmbH, Angerstraße 54, 85354 Freising, Druck: Franz X. Stückle Druck und Verlag e.K., Ettenheim. Printed in Germany

Provisorisch?

Bernd Martin
Shanghai als Zufluchtsort für Juden 1938 bis 1947 . . . . . **567** **Aufsätze**
Konturen einer Zwischenstation

Neue Eliten braucht das Land

Friederike Sattler
Wissenschaftsförderung aus dem Geist der Gesellschaftspolitik **597**
Alfred Herrhausen und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Puritanismus und Neo-Liberalismus

Kieran Heinemann
Aktien für alle? **637**
Kleinanleger und die Börse in der Ära Thatcher

Realpolitik?

Agnes Bresselau von Bressensdorf
Die unterschätzte Herausforderung **665**
Afghanistan 1979, das Krisenmanagement der NATO-Staaten und der Islam als Faktor der internationalen Beziehungen

VfZ go America
Der erste Band des *German Yearbook of Contemporary History* ist erschienen. . . . . **701** **Notizen**

11. Aldersbacher Schreib-Praxis
Ein anwendungsorientiertes Seminar des Instituts für Zeitgeschichte und des Verlags De Gruyter Oldenbourg (24. bis 28. Juli 2017) **703**

705 **Rezensionen online**

711 **Abstracts**

713 **Autoren**

Circa 18.000 Juden, vor allem aus Deutschland und Österreich, fanden in Shanghai Zuflucht vor nationalsozialistischer Verfolgung. Als der Zustrom 1938, nach dem sogenannten Anschluss Österreichs und dem Novemberpogrom, einsetzte, befand sich die chinesische Metropole bereits unter japanischer Herrschaft. Tokio ließ sich aber auf die antisemitische Politik der deutschen Alliierten nur sehr begrenzt ein. Das 1943 gebildete Ghetto von Shanghai hatte mit den NS-Ghettos nicht viel gemein. Heimatverlust und Not, aber auch Solidarität und Exotik prägten eine Lebenswelt, die ein Provisorium blieb.

Bernd Martin

Shanghai als Zufluchtsort für Juden 1938 bis 1947

Konturen einer Zwischenstation

I. Jüdisches Exil

„Unsere Behandlung war nie gut, aber auch nie mörderisch" – so beschreibt Werner Michael Blumenthal, ehemaliger US-Finanzminister der Carter-Administration und Gründungsdirektor des Jüdischen Museums in Berlin, sein acht Jahre andauerndes Exil, das er als Kind in Shanghai erlebte[1]. Er gehörte damit zu einer Gruppe jüdischer, aus Mitteleuropa stammender Flüchtlinge, die wie kaum eine andere in der Literatur, in wissenschaftlichen Darstellungen und zahlreichen Selbstzeugnissen Beachtung gefunden hat. Kurz vor Kriegsbeginn wurde das unter japanischer Herrschaft stehende Shanghai zum Zufluchtsort vor nationalsozialistischer Verfolgung[2], was sich auch in zahllosen Spielfilmen, belletristischen

[1] Werner Michael Blumenthal, Zum Geleit, in: Heinz Eberhard Maul, Warum Japan keine Juden verfolgte. Die Judenpolitik des Kaiserreiches Japan während der Zeit des Nationalsozialismus (1933–1945), München 2007, S. 7 f., hier S. 7. Die Erlebnisse Blumenthals in Shanghai im Kontext seiner Familienchronik ist nachzuvollziehen in: Ders., Die unsichtbare Mauer. Die dreihundertjährige Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie, München 2000. Blumenthal war von 1977 bis 1979 US-Finanzminister und von 1997, der Gründung, bis 2014 Direktor des Jüdischen Museums in Berlin.

[2] Vgl. die Sammelrezension von Gerhard Krebs, Die Juden und der Ferne Osten. Ein Literaturbericht, in: Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 175–176 (2004), S. 229–269, sowie die jüngste Studie von Steve Hochstadt, Exodus to Shanghai. Stories of Escape from the Third Reich, New York 2012; Gao Bei, Shanghai Sanctuary. Chinese and Japanese Policy toward European Jewish Refugees during World War II, New York 2013. Vgl. auch grundlegend David Kranzler, Japanese, Nazis & Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945, New York 1976, und ferner Marcia Reynders Ristaino, Port of Last Resort. The Diaspora Communities of Shanghai, Stanford 2001. Im Zuge der Beschäftigung mit dem vorliegenden Aufsatz besuchte der Verfasser am 4. 11. 2015 die Wanderausstellung „Shanghaier Zuflucht – eine Reise in die jüdische Geschichte von Hongkou", die vom 20.10. bis 15. 11. 2015 im Kollegienhaus der Universität Basel gezeigt wurde. Die Ausstellung wurde vom 2007 begründeten Shanghai Jewish Refugees Museum zusammengestellt und in Basel vom Confucius Institute at the University of Basel betreut; URL: http://www.ciub.ch/de/

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0028

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Versuchen, Gedichten und Dokumentationen widerspiegelt[3]. Vollständig jedoch wird sich das Leben und Überleben von etwa 18.000 jüdischen Flüchtlingen, in der Mehrzahl Deutsche, Österreicher und Polen, im exotischen Wartesaal Shanghai nie erschließen, da die Quellenlage sehr schütter ist, viele Dokumente verloren gegangen sind, vernichtet wurden oder noch immer, wie wohl in Japan, unter Verschluss gehalten werden. Vor allem bleibt die japanische Judenpolitik, die zwischen Desinteresse und irritierenden Schikanen schwankte, bislang immer noch in vielerlei Hinsicht schwer nachvollziehbar[4]. Doch entsprechende Abhandlungen, die sowohl deutsche, chinesische, japanische, englische und nicht zuletzt hebräische Unterlagen einbeziehen, fehlen schon wegen beschränkter Sprachkompetenzen. Fakten und Fiktionen lassen sich häufig nicht trennen, die vielen Darstellungen sind voller Widersprüche. Nichtsdestoweniger erlaubt es der erreichte Kenntnisstand doch, die Strukturen dieser, in einer extremen Übergangssituation entstandenen, Lebenswelt darzustellen.

Schon die Vielzahl und Vielfalt der Erinnerungswerke und wissenschaftlichen Abhandlungen sowie Dokumentationen in Ausstellungen und Filmen verweist auf die Ungewöhnlichkeit des Shanghaier Exils. Es war nicht nur das exotische Flair dieser chinesischen Hafenstadt, sondern es waren auch die sozialen und politischen Faktoren, welche den besonderen Status Shanghais als Fluchtort ausmachten und diesen deutlich von den Verhältnissen etwa in New York unterschied, wo sich 70.000 von den insgesamt 132.000 in die USA ausgewanderten Juden zumindest vorübergehend niederließen[5]. Die amerikanische Millionen-

event/shanghaierzufluchteinereiseindiejuedischegeschichtevonhongkoushanghaibifenggangai/ [4.7.2016].

[3] Vgl. die letzte filmische Dokumentation „Flucht nach Shanghai" auf 3SAT vom 23.4.2010. Eine Übersicht zu weiteren Filmen in diesem Kontext findet sich bei Irene Eber, Wartime Shanghai and the Jewish Refugees from Central Europe. Survival, Co-Existence, and Identity in a Multi-Ethnic City, Berlin/Boston 2012, S. 213–219. Da Eber selbst als Kind in Shanghai war, wirken ihre Aufzeichnungen besonders authentisch.

[4] Die Studie von Maul verzichtet in der publizierten Version leider auf Quellenbelege, obgleich der Verfasser japanische Archive ausgewertet hat. Vgl. aber auch die zugrundeliegende Dissertation von Heinz Eberhard Maul, Japan und die Juden. Studie über die Judenpolitik des Kaiserreiches Japan während der Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945, Bonn 2000; URL: http://hss.ulb.uni-bonn.de/2000/0225/0225.pdf [8.8.2016].

[5] Vgl. die einschlägigen Aufsätze in: Cilly Kugelmann/Signe Rossbach (Hrsg.), Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933, Frankfurt a. M. 2006, S. 178–239; Herbert A. Strauss, Jewish Immigrants of the Nazi Period in the USA, Vol. 6: Essays on the History, Persecution, and Emigration of German Jews, New York u. a. 1987, S. 325. Beide Werke kommen einer Gesamtdarstellung des jüdischen Exils am nächsten, in welche sich die Situation der nach Shanghai geflüchteten Juden hätte einordnen können. Grundsätzlich fehlt eine solche detaillierte Gesamtdarstellung jedoch bis heute; vgl. Cilly Kugelmann/Jürgen Reiche, Vorwort, in: Kugelmann/Rossbach (Hrsg.), Heimat und Exil, S. 10–12, hier S. 11. Einzelschicksale dokumentiert Wolfgang Benz (Hrsg.), Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration, München 1991. Exemplarisch kann die Abhandlung von Frank Stern, Wartezimmer Shanghai, in: Ebenda, S. 109–120, herausgegriffen werden. Stern beschreibt das Leben des Berliner Uhrmachermeisters Heinz Kronheim in Shanghai. Dieser hatte sein Uhrenwerkzeug auf die Flucht nach Shanghai mitgenommen und reparierte anschließend vor Ort in Cafés und Gaststätten defekte Uhren. Ursula Krechel, Shanghai fern von wo, Salzburg

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

stadt beherbergte während des Zweiten Weltkriegs die zahlenmäßig größte jüdische Kolonie, die durch eine große Vielfalt der Herkunftsländer und Religionen sowie weltanschaulichen Richtungen geprägt war. Sie bot den deutschen Zuwanderern vielfältige Möglichkeiten, ihre Identität zu wahren, das heißt im Rahmen eines beruflichen Neubeginns auch neu zu definieren. Wenn Hannah Arendt sich 1943 in ihrem Aufsatz „Wir Flüchtlinge" vehement gegen diese Bezeichnung wandte und die deutschen jüdischen Zuzügler als Neuankömmlinge, beziehungsweise Einwanderer bezeichnet wissen wollte[6], so setzte dies einen radikalen Bruch mit der Heimat und folglich auch der deutschgeprägten jüdischen Identität voraus. Von den nach Shanghai geflüchteten Juden hätte sich kaum einer zu einem solchen Neubeginn in chinesischer Umgebung bekannt. Fast alle, ob Orthodoxe, Zionisten oder Konvertiten betrachteten ihren Aufenthalt in Shanghai als vorübergehend, als Exil im Wartesaal.

Jerusalem, den Sehnsuchtsort jüdischer Identität, und somit ein Weiterwandern in das britische Mandatsgebiet Palästina[7] erwogen während der Kriegsjahre anscheinend nur wenige der in Shanghai gestrandeten Juden, zumal angesichts des schwelenden jüdisch-arabischen Konflikts und der restriktiven Einwanderungspolitik der Briten das gelobte Land wenig verlockend erschien. Die großstädtisch geprägte deutschsprachige jüdische Kolonie in Shanghai konnte sich überdies mit einem entbehrungsreichen Leben bei der Neulandgewinnung in Israel kaum anfreunden[8]. Die Masse der jüdischen Exilanten strebte in die Vereinigten Staaten beziehungsweise anfangs des Kriegs auch noch in der Hoffnung auf geänderte politische Verhältnisse zurück in die Heimat.

Die jüdische Fluchtbewegung in die westeuropäischen Nachbarländer Frankreich, die Niederlande und Großbritannien wurde mit Beginn des Kriegs in Europa gestoppt, die aus politischen und rassischen Gründen verfolgten Deutschen wurden als feindliche Ausländer interniert. Das Exil wurde folglich zu einer neuen Form der Verfolgung und endete für die auf dem Kontinent geflüchteten Juden schließlich in den Vernichtungslagern im Osten. Lediglich die britische Zuwandererkolonie, mit etwa 65.000 das drittgrößte Kontingent[9], blieb außerhalb des nationalsozialistischen Herrschaftsbereichs und bemühte sich, nach Entlassung aus den Internierungslagern, sich in der britischen Gesellschaft in niederen Positionen zu integrieren. Die deutsche Vernichtungspolitik gegenüber der europäischen Judenschaft war in Shanghai dank der Präsenz sowjetischer Medien be-

2008, verarbeitet in ihrem Roman authentisch-literarisch das Schicksal Kronheims und anderer.

6 Vgl. Hannah Arendt, Wir Flüchtlinge, in: Dies./Marie Luise Knott, Zur Zeit. Politische Essays, Berlin 1986, S. 7–22. Der Essay wurde 1943 in der jüdischen Zeitschrift The Menorah Journal erstveröffentlicht.

7 Palästina war das zweitwichtigste Aufnahmeland zwischen 1933 und 1941 mit insgesamt etwa 60.000 Immigranten aus Deutschland und Österreich. Ab 1940 gingen die Zahlen rapide zurück; vgl. Strauss, Jewish Immigrants, S. 197.

8 Die zionistische Richtung war in Shanghai unter den deutschsprachigen Juden völlig unterrepräsentiert.

9 Vgl. Kugelmann/Rossbach (Hrsg.), Heimat und Exil, S. 46.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

kannt und dürfte die Exilanten in ihrem Überlebenswillen und dem Hoffen auf ein Kriegsende bestärkt haben[10]. Sie hatten mit der Flucht nach Shanghai trotz aller japanischen Repressionen das bessere Los gezogen.

Südamerika bot zwar sicheren Schutz für die etwa 20.000 bis 30.000 eingewanderten Juden, das viertgrößte Kontingent, ein Neuanfang, meist in der Landwirtschaft, war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden[11]. Waren die Einreisevisa schon häufig in Deutschland von den diplomatischen Vertretungen nur nach Schmiergeldzahlungen erhältlich, so blieb die von Korruption durchzogene südamerikanische Gesellschaftsordnung den gesetzestreuen deutschen Juden fremd[12]. Auch faschistische politische Tendenzen, offen in Argentinien oder Brasilien bemerkbar, und der diese begleitende Antisemitismus weiter Kreise der Bevölkerung erschwerten die Integration der Zuwanderer. In Shanghai hingegen fehlte die gesellschaftliche Grundstimmung des Antisemitismus in der einheimischen Bevölkerung vollständig, dafür war die Judenfeindschaft in russischen Exilkreisen beziehungsweise der kleinen deutschen Kolonie in Shanghai virulent. Auch politische Kreise in China und Japan ließen sich von diesem aus dem Westen importierten Virus infizieren und sahen in den jüdischen Zuwanderern eine Bedrohung der angestrebten zukünftigen politischen Ordnung Großostasiens.

Wenn nicht Verfolgung, so bedrohte doch Ausgrenzung die meisten jüdischen Exilanten, außer wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten. Die Frage nach der jüdischen Identität, dem Jude-Sein, stellte sich für die verbliebenen deutschen Glaubensjuden überall, aber auch für die nicht religiös Gebundenen[13]. Auch bedurfte es zum Jüdisch-Sein nicht unbedingt ein bekennender Jude zu sein. Jüdisches Selbstverständnis offenbarte sich im täglichen Handeln und der jüdischen Lebensweise, denen jedoch im Exil erhebliche Grenzen gesetzt waren. Dem in der Überzahl aus Berlin und Wien stammenden Exilanten ging es in erster Linie um die Bewahrung gewohnter Lebensumstände in der Gestaltung des täglichen Lebens, wenngleich auf kleinerer Flamme. Der Rückzug in die Kunst[14] und Küche[15], die Versorgung mit heimatlichem Essen, bestimmte das Leben der deutschsprachigen Juden in Shanghai, die sich der Umwelt als eine geschlossene Kolonie darbot. Die japanische Politik förderte diese Selbstisolierung noch durch die zwangsweise Umsiedlung aller eingewanderten europäischen Juden in ein bestimmtes Wohngebiet, Hongkou. Die Bezeichnung Ghetto wurde dabei peinlichst

[10] Der sowjetische Nachrichtensender XRVN strahlte ab September 1941 Sendungen auch auf Deutsch aus; vgl. Christian Taaks, Federführung für die Nation ohne Vorbehalt? Deutsche Medien in China während der Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart 2009, S. 90.

[11] Vgl. Strauss, Jewish Immigrants, S. 225.

[12] Vgl. ebenda, S. 210 f.

[13] Vgl. zum Jude-Sein und der Suche nach Identität Simon J. Bronner (Hrsg.), Jewish Cultural Studies, Vol. 1: Jewishness: Expression, Identity, and Representation, Oxford 2008, hier insbesondere die von Bronner verfasste Einleitung The Chutzpah of Jewish Cultural Studies, S. 7–29.

[14] Vgl. Wolfgang Benz/Marion Neiss (Hrsg.), Deutsch-jüdisches Exil. Das Ende der Assimilation? Identitätsprobleme deutscher Juden in der Emigration, Berlin 1994, S. 10.

[15] Vgl. Ted Merwin, The Delicatessen as an Icon of Secular Jewishness, in: Bronner (Hrsg.), Jewish Cultural Studies, S. 195–212.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

vermieden. Auf engstem Raum unter primitiven Verhältnissen lebten annähernd 20.000 Juden mit etwa 10.000 ärmlichen Chinesen in einem abgesperrten Gebiet, das jedoch je nach Herkunft der Juden als „Klein-Berlin" oder „Klein-Wien" bezeichnet wurde. Dieses Selbstverständnis als Gruppe und deren gelebte Selbstisolierung von der (chinesischen) Umwelt machten die Besonderheit des Shanghaier Exils aus.

II. Shanghai: Chinas internationale Metropole

Dem Mythos Shanghai, der kapitalistischen Glitzerwelt mit ihren extremen Gegensätzen zwischen Arm und Reich, konnten sich die meisten der Flüchtlinge ebenso wenig entziehen wie manche der späteren Autoren. Die damalige wirtschaftliche und politische Metropole Chinas hatte etwa sechs Millionen Einwohner[16], von denen weit über eine halbe Million in den Ausländern, meist Japanern, gehörenden Fabriken ausgebeutet wurden, und etwa 100.000 Kulis zwischen Leben und Sterben dahin vegetierten. Jeden Morgen wurden in den Straßen Shanghais durchschnittlich 80 Leichen eingesammelt und kollektiv verbrannt. Geld, Opium, Verbrechen und Vergnügen bestimmten den Alltag, sowohl in der chinesischen Stadt als auch in den beiden von Ausländern kontrollierten Gebieten, der sogenannten French Concession und dem International Settlement[17].

Die Hafenstadt war nach dem ersten Opiumkrieg 1842 von den siegreichen Engländern als *Treaty Port*, einem Vertragshafen, geöffnet worden, in dem die Ausländer über Sonderrechte wie Exterritorialität und folglich eigene Verwaltung verfügten[18]. Die Japaner wurden nach ihrem militärischen Erfolg im Krieg mit China 1895 in den Kreis der bevorzugten „weißen" Mächte aufgenommen und strömten bald in großer Zahl nach Shanghai, wo sie im östlichen Teil des ständig erweiterten International Settlement, in Hongkou, als Handwerker und kleine Ladenbesitzer ihr Auskommen fanden.

Trotz der goldenen Jahre Shanghais erlebte die Metropole in der Zwischenkriegszeit Ausbrüche von Gewalt, als 1927 nationalchinesische Truppen unter Chaing Kai-shek im Verlauf des Nordfeldzugs die Hochburg der bereits kommu-

[16] Der Großraum Shanghai umfasst heute etwa 17 Millionen Einwohner. Weitere Informationen zur Stadt finden sich unter anderem im ausgezeichneten historischen Stadtführer von Steffi Schmitt, Shanghai-Promenade. Spaziergänge zwischen den Zeiten, Shanghai 2003.

[17] Die Verwaltung lag in den Händen des Shanghaier Stadtrats, der unter britischer Kontrolle stand. Der Gouverneur der French Concession hatte für seinen Bereich ein Vetorecht gegen die Beschlüsse. Eine 28-bändige Ausgabe mit dem Namen „The Minutes of the Shanghai Municipal Council 1854–1943" ist im Shanghaier Stadtarchiv erschlossen und bietet detaillierte Einblicke.

[18] Insgesamt 14 Nationen besaßen diese Sonderrechte. Deutschland als erste westliche Nation hatte im Friedensvertrag mit China vom 21.5.1921 auf alle Sonderrechte verzichtet. Deutsche Staatsbürger fielen fortan unter die chinesische Gerichtsbarkeit; vgl. Bernd Martin, Germany as a Model? The Abrogation of the Unequal Treaties Between the German Reich and China, in: Guomin zhengfu feichu bupingdeng tiaoyue liushi zhounian jinian Guoji xueshu taolunhui lunwen/Commemorating the sixtieth anniversary of the National Government and the Abrogation of the Guomindang Party, Taipei 2002, S. 75–92.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

nistisch bestimmten Arbeiterbewegung in einem Blutrausch zerschlugen[19] und fünf Jahre später die Japaner erstmals im Zuge der Mandschureikrise 1932 militärisch eingriffen[20], um den chinesischen Widerstand gegen die japanische Aggression in Nordchina zu brechen und ihre Sonderrechte zu wahren. Im Juli 1937 eskalierten trotz eines Waffenstillstands die chinesisch-japanischen Spannungen zu einem unerklärten Krieg, in dessen Verlauf in der „Schlacht um Shanghai" im November / Dezember 1937[21] der japanische Wohnbezirk Hongkou schwere Zerstörungen erlitt, bevor die Stadt von japanischen Truppen besetzt wurde. Fortan war die chinesische nationale Zentralregierung, die sich unter Chiang Kai-shek bald von Nanking[22] nach Chonqing ins Landesinnere flüchtete, in Shanghai ausgeschaltet, das bis auf die beiden ausländischen Konzessionen unter japanische Militärverwaltung geriet. Im Zuge der Kämpfe waren hunderttausende Chinesen in die beiden Refugien der Ausländer geflohen, so dass diese „weißen" Reservatsgebiete eine starke chinesische Prägung erfuhren. Den weitgehend zerstörten japanischen Teil Hongkou des International Settlement gliederten die Japaner aus, um dort militärische Einrichtungen zu installieren. Bis zum 8. Dezember 1941, als der Pazifische Krieg mit dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour begann, bestimmten daher die Westmächte, vertreten im Shanghaier Stadtrat, und die Japaner die Geschicke der Stadt. Hoheitsrechte im Sinne des Völkerrechts vermochten weder die in der Stadt ansässigen Verwaltungsorgane der Fremden auszuüben, geschweige denn die verdrängte chinesische Zentralmacht. Shanghai wurde zum offenen Hafen, wo an der Anlegestelle der Ozeandampfer, am „Bund", der Prachtstraße des International Settlement, keinerlei Passkontrollen vorgenommen wurden. Die ausländischen Mächte waren in Shanghai durch Konsulate vertreten, die ihren in der Stadt wohnenden Landsleuten beziehungsweise Besuchern Schutz gewährten.

Das zahlenmäßig größte Kontingent der Ausländer stellten die Japaner mit 20.000 Personen, gefolgt von etwa 15.000 Russen[23], meist Flüchtlingen des Bürgerkriegs nach der bolschewistischen Machtübernahme. Unter ihnen befanden sich etwa 4.500 Juden, welche die größte jüdisch-askenasische Gemeinde der

[19] Nach der literarischen Schilderung von André Malraux, La condition humaine, Paris 1933, geschah dies am 12.4.1927; vgl. auch die deutsche Ausgabe André Malraux, So lebt der Mensch „Conditio Humana", Stuttgart [2]1968; vgl. des Weiteren Jürgen Osterhammel, Shanghai, 30. Mai 1925. Die chinesische Revolution, München 1997.

[20] Der militärische Widerstand chinesischer Einheiten erfolgte durch von deutschen Militärberatern ausgebildeten Divisionen; vgl. Gabriele Herre, Mandschureikrise – Reichsregierung – Beraterschaft (1931–1933), in: Bernd Martin (Hrsg.), Die deutsche Beraterschaft in China 1927–1938. Militär – Wirtschaft – Außenpolitik, Düsseldorf 1981, S. 236–248, hier S. 240.

[21] Vgl. Bernd Martin, The Influence of German Military Advisers on the Chinese Defense Efforts against the Japanese. Office of Military History, Taipei 1997 (Separatdruck). Die japanische Fassung findet sich in: Senshi Kenkyu Nenpo/Military History Studies Annual 4 (2001), S. 109–123.

[22] Vgl. Iris Chang, Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, Zürich 1999.

[23] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 5; Ernest G. Heppner, Shanghai Refuge. A Memoir of the World War II Jewish Ghetto, London 1994, S. 38.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Stadt stellten. Diese russischen Flüchtlinge, meist in der französischen Konzession ansässig, bildeten, da staatenlos, die „weiße" Unterschicht in Shanghai, die sich häufig als Wach- und Hauspersonal, Eintänzer und Prostituierte verdingte. Das chinesische Bild von der Überlegenheit des „weißen Manns" war erstmals erschüttert, übten doch diese Russen untergeordnete Berufe aus, die traditionell den Chinesen vorbehalten waren. Die restlichen Ausländer hingegen erfreuten sich trotz der japanischen Präsenz ihres überkommenen Wohlstands, zumal die Geschäfte und der Außenhandel der Stadt unbehelligt weiterliefen. Diese Geschäftswelt wurde von 9.000 Briten, auch in ihrem Lebensstil mit Pferderennen, Cricket und Tee-Nachmittagen, bestimmt. Etwa 5.000 Deutsche hatten trotz der Ausweisung aller Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg wieder in China Fuß gefasst. Etwa 2.000 von ihnen lebten in Shanghai und hatten sich meist im westlichen Teil der French Concession niedergelassen[24]. Die wenigen deutschen Juden, 168 Personen, waren unauffällig und weitgehend integriert[25]. Die deutsche Außenwirtschaft hatte 1937 in China den Amerikanern den zweiten Rang abgelaufen und schickte sich an, sogar die ökonomisch dominanten Briten zu überholen, sodass die deutsche Kolonie als reich gelten konnte. Die 4.000 Amerikaner, die meist auch im Handel tätig waren, bestimmten stark den westlichen Lebensstil in Shanghai, der von den reichen Chinesen gern übernommen wurde. Hingegen fiel das französische Element mit 2.500 Staatsangehörigen weniger ins Gewicht. Italiener, Holländer und auch Polen (262 Personen) bildeten kleinere ausländische Gruppen in der Metropole. Christliche Kirchen, Bildungsstätten und Missionen verbanden die Ausländer sowohl untereinander, als auch mit christlichen Chinesen, die meist der Oberschicht entstammten.

Jüdischen Reichtum strahlte die zusammen etwa 800 Personen umfassende sephardische Kolonie aus[26]. Ursprünglich in Bagdad beheimatet, waren sie über Indien und den Opiumhandel nach Shanghai gelangt und, wie etwa die Familien Sassoon und Kadoorie, steinreich geworden[27]. Das Cathay Hotel am „Bund" ebenso wie ihre Firmensitze beziehungsweise Privathäuser demonstrierten diese Wohl-

[24] Vgl. mit den besten Studien über die damalige deutsche Kolonie in Shanghai von Astrid Freyeisen, Shanghai und die Politik des Dritten Reiches, Würzburg 2000, und von Taaks, Federführung für die Nation. Laut einer Statistik der deutschen Botschaft lebten 1937 in Shanghai 1.825 Deutsche: 165 Jugendliche, 661 Frauen und 999 Männer; vgl. Freyeisen, Shanghai, S. 43

[25] Vgl. Christiane Hoss, Der lange Arm des Deutschen Reiches. Zu den Ausbürgerungen von Emigrantinnen und Emigranten in Shanghai, in: Georg Armbrüster/Michael Kohlstruck/Sonja Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai 1938–1947. Jüdisches Leben in der Emigration, Teetz 2000, S. 165–183, hier S. 165. Auf der entsprechenden Seite ist ein Bericht des deutschen Generalkonsuls Hermann Kriebel vom 4. 4. 1936 an das Auswärtige Amt Berlin diesbezüglich nachzulesen.

[26] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 21–23.

[27] Die Familie Sassoon stammte wie die Familie Kadoorie aus Bagdad. Anfang des 19. Jahrhunderts wanderte sie nach Indien aus, wo sie auch großes Vermögen im Baumwollhandel erlangte. In den 1920er Jahren Transfer des Vermögens nach Shanghai, 1949 Übersiedlung nach Nassau – Bahamas. Die Kadoories waren um 1840 ebenfalls nach Indien gekommen; vgl. Eber, Wartime Shanghai, S. 15 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

habenheit. Zwischen ihnen und den aschkenasischen Juden bestanden keine Verbindungen, die Gottesdienste, deren Rituale verschieden sind, wurden in den jeweils eigenen Synagogen abgehalten. Die sephardischen Geschäftsleute besaßen meist die britische Staatsangehörigkeit und waren wie der Chef des Hauses Sassoon, Sir Victor, von der britischen Krone sogar in den niederen Adelsstand erhoben worden. Die ersten deutschen jüdischen Flüchtlinge in Shanghai 1933 waren eine Gruppe von Ärzten mit ihren Familien[28]. Bei dem Mangel an westlichen Medizinern und häufigen tropischen Krankheiten in China hatten diese schnell ihr Auskommen gefunden. Weitere jüdische Exilanten trafen bis 1938 nicht oder nur vereinzelt in Shanghai ein, gab es doch vor der erzwungenen Massenauswanderung lohnendere Ziele als das ferne, exotische und den meisten Deutschen völlig unbekannte Shanghai.

III. Judenaustreibung in „Großdeutschland" 1938 und der Weg nach Shanghai

Mit der Besetzung Österreichs durch die Wehrmacht und dem vollzogenen „Anschluss" des Lands vom 13. März 1938 begannen, vor allem in Wien, sofort vehemente antisemitische Ausschreitungen[29], die den Juden drastisch vor Augen führten, dass ihr Bleiben nicht länger möglich war. Die gewaltsamen Exzesse übertrafen alle bislang in Deutschland dagewesenen schikanösen Maßnahmen. Die von dem amerikanischen Präsidenten einberufene Konferenz zur jüdischen Flüchtlingsproblematik in Évian vom 6. bis 15. Juli 1938 erbrachte keine Lösungen, da sich alle Staaten gegen erhöhte Einwanderung von Juden sperrten. Auch die USA waren nicht geneigt, die für Deutsche geltende Quotenregelung im Sinne einer gesonderten Aufnahme von Juden aus dem Reich abzuändern. Das von der SS propagierte Projekt einer gezielten Vertreibung der Juden aus dem deutschen Machtbereich setzte Adolf Eichmann mit seiner im August 1938 in Wien eingerichteten „Zentralstelle für jüdische Auswanderung" radikal um[30]. Binnen drei Monaten wurden allein aus Österreich etwa 50.000 Juden vertrieben[31]. Eine spontane Flucht ohne Visum, das, wenn man es überhaupt erhielt, längere Wartezeiten und ein Antichambrieren vor den ausländischen diplomatischen Vertretungen erforderte, war nur auf illegalem Wege nach Palästina oder legal nach Shanghai möglich[32]. Dieser offene Fluchtweg sprach sich bei den Wiener Juden schnell herum, sodass noch im Jahre 1938 insgesamt 1.374 jüdische, meist öster-

[28] Vgl. ebenda, S. 40.

[29] Vgl. Doron Rabinovici, Eichmann's Jews. The Jewish Administration of Holocaust Vienna, 1938–1945, Cambridge 2011, S. 33; Edmund de Waal, Der Hase mit den Bernsteinaugen. Das verborgene Erbe der Familie Ephrussi, München 2013, S. 239 f.

[30] Vgl. Bernd Martin, Judenverfolgung und -vernichtung unter der nationalsozialistischen Diktatur, in: Ders./Ernst Schulin (Hrsg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 290–315, hier S. 300 f.

[31] Vgl. Eber, Wartime Shanghai, S. 55.

[32] Um einen Eindruck des Erlebten zu erhalten vgl. den Erlebnisbericht von Franziska Tausig, Shanghai-Passage. Flucht und Exil einer Wienerin, Wien 1987.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

reichische Flüchtlinge in Shanghai auf dem Seewege eintrafen[33]. Da ehemalige Österreicher, wie deutsche Staatsbürger, für das benachbarte Italien kein Transitvisum benötigten, stand ihnen der Reiseweg nach Genua oder Neapel offen, von wo italienische Schifffahrtslinien regelmäßig Shanghai bedienten[34].

Eine erneute, zweite Auswanderungswelle in die chinesische Hafenmetropole setzte unmittelbar nach dem Novemberpogrom von 1938 ein, sodass im Jahr 1939 die beträchlichte Zahl von 12.089 jüdischen Flüchtlingen, nunmehr verstärkt auch aus dem Altreich, in Shanghai anlandete[35]. Da die nach den Ausschreitungen mehr als 27.000 verhafteten jüdischen Männer in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen deportiert wurden, bemühten sich Ehefrauen und Anverwandte um deren rasche Entlassung. Diese wurde in der Regel sofort gewährt, wenn die Ausreise durch ein Visum oder durch Schiffskarten nachgewiesen werden konnte. Diese Billette dienten auch an der italienischen Grenze, die inzwischen nicht mehr visafrei zu überqueren war, als Beleg für einen Transit zu den Seehäfen[36].

Die komfortablen italienischen Passagierschiffe waren auf Monate ausgebucht, auch war das Geld für die relativ teure Passage von den inzwischen mittellosen, fluchtbereiten Juden nicht so leicht aufzutreiben. Da die Vermögen längst erfasst und eingefroren waren, bedurfte es erneut langwieriger Verhandlungen, um Gelder für die Passage nach Fernost frei zu bekommen, oder man behalf sich durch Veräußerung von Wertsachen[37]. Einige Flüchtlinge vermochten auch, Schiffspassagen auf deutschen Schiffen zu buchen, doch diese konnten nur bis zum Ausbruch des Kriegs in Europa verkehren und unterlagen überdies strenger Devisenbewirtschaftung. Nach übereinstimmenden Berichten der Emigranten machten die italienischen Schiffsbesatzungen keinen Unterschied zwischen arischen und jüdischen Passagieren, während auf den Luxuslinern des Norddeutschen Lloyd die Juden von den Mannschaften häufig auf Distanz gehalten wurden. Der letzte italienische Schnelldampfer, die Conte Verdi, dockte am 6. Juni 1940 mit 263 Flüchtlingen an Bord im Hafen von Shanghai an. Da Italien an der Seite Deutschlands wenige Tage später in den Krieg eintrat, kehrte das Schiff

[33] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 103.

[34] Vgl. Yves Berna, Politische Aspekte der Flucht europäischer Juden nach China während des Zweiten Weltkriegs, Frankfurt a. M. 2011. Der chinesische Generalkonsul in Wien, Ho Feng-shan, stellte als Bekräftigung chinesischer Hoheitsrechte in Shanghai Visa auf Chinesisch aus, die jedoch zur Einreise nicht benötigt wurden; vgl. ebenda, S. 195 f. Er handelte entgegen einer Weisung des chinesischen Botschafters Chen Jie in Berlin. Ho wurde im Januar 2001 als „chinesischer Schindler" als Gerechter unter den Völkern in Yad Vashem geehrt. Die Verleihung stieß in Israel auf Kritik; vgl. ebenda, S. 203.

[35] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 103.

[36] Berna, Politische Aspekte, S. 113 f., gibt an, dass Italien diese Bestimmung am 27. 2. 1939 einführte.

[37] Vgl. Heppner, Shanghai Refuge, S. 27–29. Heppner selbst stammte aus Breslau und wanderte mit seiner Mutter nach China aus. Die Fahrtkosten der 1. Klasse in Höhe von 1.000 Dollar wurden durch, für die Überfahrt freigegebenes, Vermögen der Familie gedeckt. Weiteres Geld beschaffte sich die Familie illegal durch den Verkauf eines wertvollen Gemäldes, sodass Mutter und Sohn über Startkapital nach ihrer Ankunft in Shanghai verfügen konnten.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

nicht in seinen Heimathafen zurück, sondern blieb in Shanghai vor Anker liegen[38]. Der Seeweg für eine Flucht nach Shanghai war fortan geschlossen.

Der Landweg nach China mit der transsibirischen Eisenbahn blieb als einzige Verbindungsroute nach Ostasien offen, erforderte jedoch Transitvisa für die Sowjetunion und Japan. Da die sowjetischen Konsulate die Genehmigung zum Transit von der Erteilung eines japanischen Transitvisums abhängig machten, die Japaner wiederum ihrerseits keine Juden im Lande aufnehmen wollten, sondern einen Sichtvermerk über ein sicheres Aufnahmeland verlangten, war diese Ausreisemöglichkeit nur für solche Juden gegeben, die ein gültiges amerikanisches Einreisevisum besaßen. Insgesamt erreichten über diese Landbrücke bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion 4.413 Personen Japan, davon 2.074 deutsche, 2.040 polnische und 299 andere, alle meist jüdische Flüchtlinge[39]. Von dieser Gruppe verließen 2.797 Personen das Land der aufgehenden Sonne weiter in Richtung Amerika, der Rest (1.867 Menschen) wurde nach teilweise längerem Aufenthalt in Kobe[40] von japanischer Seite nach Shanghai verschifft.

Um die Erteilung der Transitvisa für solche Flüchtlinge, die keine Einreisebewilligung für amerikanische Staaten hatten, ranken sich eine Reihe von Legenden, in deren Mittelpunkt der japanische Konsul in Kaunas (Litauen) steht. Dieser hat angeblich aus humanitären Gründen und gegen ausdrückliche Weisungen aus Tokio 2.139 Transitvisa für Japan eigenmächtig ausgestellt[41]. Als sicheres Aufnahmeland hatte der vorerst verbliebene in Litauen holländische Konsul[42] die niederländische Karibikinsel Curaçao bestätigt. Der japanische Diplomat Chinue Sugihara war jedoch vom japanischen Botschafter in Berlin, General Oshima, auf diesen Außenposten beordert worden[43], um nachrichtendienstliche Informationen über deutsche und sowjetische Truppenbewegungen zu sammeln. Bei Ausbruch des europäischen Kriegs stand Japan in der Äußeren Mongolei in einem unerklärten Grenzkrieg, der wohl im September 1939 durch deutsche Vermittlung beigelegt wurde[44], jedoch immer wieder aufflackerte. Da Japaner als mögliche Beobachter des Bahnverkehrs auf der transsibirischen Strecke schnell als Spione entlarvt worden wären, nutzte Sugihara in Absprache mit dem antisowjetisch eingestellten polnischen Untergrund die Flüchtlingsbewegung, um die gewünschten Informationen zu erlangen. Die vermutlich wohlhabenden polnischen Flüchtlinge, unter denen sich eine Talmudschule samt Rabbi mit 250 Stu-

[38] Vgl. Eber, Wartime Shanghai, S. 78. Das Schiff wurde nach dem Waffenstillstand zwischen Italien und den Alliierten im September 1943 versenkt.

[39] Vgl. ebenda, S. 115. Konkret handelt es sich um den Zeitraum vom 1. 7. 1940 bis 30. 5. 1941.

[40] Zur jüdischen Gemeinde in Kobe und deren Hilfe für die Flüchtlinge vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 313–335.

[41] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 113, der ein Faksimile der letzten Seite der Liste mit angestellten Transitvisa abgedruckt hat. Die letzte Eintragung stammt vom 26. 8. 1940 mit der Nummer 2139.

[42] Der holländische Botschafter in den drei baltischen Staaten, Lennert Pieter Johan de Decker, autorisierte den holländischen Konsul in Kowno, Jan Zwartendijk, solche Visa für Curaçao auszustellen; vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 312.

[43] Vgl. ebenda, S. 311.

[44] Vgl. Alvin D. Coox, Nomonhan. Japan against Russia, 1939, Stanford 1985, S. 879–913.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

denten[45] befand, hatten sich in das polnische Wilna[46] geflüchtet, das nach dem Ende der Kampfhandlungen in Polen wieder Litauen zurückgegeben wurde. Sugihara musste das japanische Konsulat nach dem sowjetischen Einmarsch in die baltischen Länder und deren Einverleibung in die Sowjetunion am 21. Juli 1940 schließen und hat angeblich noch aus dem fahrenden Zug Transitvisa verteilt. Er wurde von der japanischen Botschaft nach Prag und nach Auflösung der dortigen japanischen Dienststellen nach Königsberg beordert, wo er wiederum als einer der wenigen Russlandexperten im japanischen diplomatischen Corps Aufklärungsarbeit über die Sowjetunion leistete, sodass deutsche Dienststellen seine Abberufung verlangten. Die restlichen Kriegsjahre war er schließlich in Bukarest eingesetzt[47]. Nach dem Krieg aus dem diplomatischen Dienst entlassen, wurde er noch zu Lebzeiten zum „japanischen Oskar Schindler"[48] stilisiert und 1985 von israelischer Seite als ‚Gerechter unter den Völkern' ausgezeichnet. Humanitäre Motive dürften bei Sugihara mitgespielt haben, doch diese waren seinem amtlichen Auftrag zur Nachrichtenbeschaffung untergeordnet[49].

Herkunft und soziale Zusammensetzung der 16.000 bis 18.000 deutschsprachigen Shanghaiflüchtlinge, ob aus Wien oder Berlin, wiesen viele Gemeinsamkeiten auf. Es waren in der Mehrheit Juden mit städtischem Hintergrund im Alter von 30 bis 60 Jahren. Der Anteil der Älteren über 60 Jahre betrug lediglich 5,6 Prozent. Als Mittelständler, oftmals Ladenbesitzer, Bäcker, Brauer oder Metzger, waren sie erfolgreich im Berufsleben gestanden und in ihrer alten Heimat weder arm noch besonders reich gewesen. Von der Herkunft häufig Landjuden, hatten sie den sozialen Aufstieg in den Städten geschafft und waren folglich motiviert, auch in der fremden Umgebung Shanghais einen Neuanfang zu wagen. Der Anteil der Akademiker, die als Ärzte oder Architekten schnell wieder Verwendung fanden, betrug nur sechs bis sieben Prozent. Grob geschätzt konnten zehn Prozent der jüdischen Flüchtlinge aus Mitteleuropa als reich gelten, 20 Prozent als ausgesprochen arm, und die meist unternehmerische Masse der restlichen 70 Prozent vermochte ihren Lebensunterhalt irgendwie selbstständig zu sichern. Doch ohne die solidarische Unterstützung der in Shanghai geschäftlich tätigen sephar-

[45] Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 348, gibt an, dass es sich dabei um die Mirrer Yeshiva handelte. Nach Eber, Wartime Shanghai, S. 160, waren es insgesamt 451 Yeshiva Studenten aus Polen.

[46] 1921 hatte der polnische Politiker Józef Piłsudski Wilna, das mehrheitlich polnisch war, handstreichartig besetzen lassen und Polen einverleibt. Die litauische Hauptstadt wurde daraufhin nach Kowno verlegt. Nach der Niederlage Polens wurde Wilna wieder litauisch, bis das Land im Juli 1940 von der Roten Armee besetzt und der Sowjetunion einverleibt wurde.

[47] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 119.

[48] Ebenda, S. 101.

[49] Der japanische Kaiser Akihito ehrte bei seinem Besuch in Litauen Chinue Sugihara: „Emperor honours Japan's Schindler", zit. nach Thomas Pekar, Jüdisches Exil in Ostasien, vor allem in Japan (1933–1945), in: Johannes F. Evelein (Hrsg.), Exiles Traveling. Exploring Displacement, Crossing Boundaries in German Exile Arts and Writings 1933–1945, Amsterdam/New York 2009, S. 51–72, hier S. 62.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

dischen Juden wäre ein solcher Neuanfang in der Shanghaier Umwelt kaum gelungen[50].

IV. Ankunft und Hilfeleistungen

Viele der ankommenden Juden waren durch die Verfolgungen, denen sie in der Heimat ausgesetzt gewesen waren, noch traumatisiert und bekamen erneut einen Schock, wenn sie als erstes heimatliches Zeichen die Hakenkreuzfahne des am „Bund", der berühmten Uferpromenade, gelegenen deutschen Generalkonsulats erspähten. Nach dem Ausschiffen fand keinerlei Personen- oder Passkontrolle an Land statt; wohl standen jedoch Vertreter jüdischer Hilfsorganisationen bereit, um die in der Regel mittellosen Flüchtlinge bei ihren ersten Schritten in der neuen Umgebung zu begleiten. Als der Strom österreichischer Emigranten anschwoll, wurde am 8. August 1938 das *International Committee for Granting Relief to European Refugees* gegründet. Hinter dieser Gründung standen Sponsoren, unter anderem auch bedeutende zugewanderte Geschäftsleute, sogenannte Tai-Pane, wie Sassoon. Geleitet wurde das *International Committee* von dem ungarischen-jüdischen Kaufmann Paul Komor, weswegen es auch häufig als Komor-Komitee bezeichnet wurde. Im Oktober 1938 wurde als weitere Hilfsorganisation das *Committee for Assistance of Central European Jews in Shanghai* (auch bezeichnet als *Committee for the Assistance of Jewish Refugees in Shanghai*), ebenfalls von sephardischen Juden, unter anderem von dem Tai-Pan Sir Elly Kadoorie, ins Leben gerufen[51]. Die in Shanghai infolge der russischen Revolution entstandene aschkenasische jüdische Gemeinschaft stand anfangs abseits dieser Hilfsbestrebungen, da sie über kein Vermögen verfügte. Den Löwenanteil der finanziellen Hilfe für beide Komitees brachte ohnehin das *American Joint Distribution Committee* (JDC) mit 30.000 Dollar pro Monat auf[52].

Bei ihrer Ankunft wurden die Flüchtlinge von den Hilfsorganisationen erfasst, auf Lastwagen geladen und in ein großes Lager- und Bürohaus der Sassoons gebracht[53], wo sie eine provisorische Bleibe fanden. Die einheimischen sephardischen Juden halfen ihren aschkenasischen, meist jedoch religiös indifferenten, aus Europa vertriebenen Glaubensbrüdern bei der Wohnraumbeschaffung und dem Einstieg in ein mögliches Berufsleben. Außerdem boten sie Sprachkurse für

[50] Vgl. Christiane Hoss, Abenteurer. Wer waren die Shanghai-Flüchtlinge aus Mitteleuropa?, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 103–146. Die Sozialanalyse beruht auf der Auswertung von 5.546 Meldebögen von Shanghai-Flüchtlingen, ca. 40 Prozent aller deutschen Emigranten. Deutsche Staatsbürger, das heißt seit 1938 auch Österreicher, mussten sich innerhalb von drei Monaten im Ausland beim zuständigen Konsulat melden. Die Meldebögen wurden nach Berlin beziehungsweise Wien zurückgeschickt, das Konsulat führte eine Emigrantenkartei. Erst am 25. 11. 1941 wurden den ins Ausland geflüchteten deutschen Juden die Pässe entzogen – fortan galten sie als staatenlos.

[51] Vgl. Eber, Wartime Shangahi, S. 21 u. S. 23; Freyeisen, Shanghai, S. 407.

[52] Vgl. Freyeisen, S. 408.

[53] Laut der, in Fußnote drei erwähnten Wanderausstellung, handelt es sich um das an der Uferpromenade gelegene Embarkment Building.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Englisch an, das die meisten Flüchtlinge gar nicht oder nur sehr gebrochen beherrschten, das aber für die Kommunikation in der internationalen Stadt lebensnotwendig war[54]. Auch halfen die Organisationen Schulen für die wenigen mitgebrachten Kinder zu finden sowie in allen praktischen Dingen des täglichen Lebens. Die erteilten Ratschläge wie beispielsweise der Hinweis, dass politische Gespräche strengstens untersagt seien, oder das Verbot in Hongkou, dem japanisch-dominierten Bezirk, zu fotografieren, zielten darauf ab, die jüdischen Flüchtlinge möglichst unauffällig in das Shanghaier Völkergemisch zu integrieren. Doch die materiellen Umstände ließen viele der neu hinzugekommenen Europäer auf das ärmliche Niveau der russischen „Weißen" absinken. Der „weiße Mann" verlor aus Sicht der Chinesen, aber auch der neuen japanischen Besatzungsmacht erneut an Prestige. Die von den westlichen Ausländern beherrschten städtischen Behörden, der Stadtrat im International Settlement und der französische, bei Vichy verbliebene Gouverneur der French Concession, kümmerten sich um die gestrandeten Juden aus Europa wenig, die Japaner wiederum bemühten sich diesen Zuzug gewähren zu lassen, da sie sich zumindest vor Kriegseintritt Hilfe von jüdischer Seite beim Aufbau eines japanischen Großostasien erhofften[55].

Am schwierigsten gestalteten sich die Wohnverhältnisse für die Neuankömmlinge. Da im Stadtteil Hongkou Mieten und Lebensverhältnisse am günstigsten waren, suchten viele Juden dort nach einer billigen Bleibe und beteiligten sich aktiv am Wiederaufbau. Das Leben in Shanghai war dank der Hungerlöhne der chinesischen Arbeiter äußerst preiswert[56], sodass schon etwa zehn amerikanische Cent, weniger als ein chinesischer Dollar, für das tägliche Auskommen genügten.

Viele indes hatten zumindest anfangs nicht einmal diese Mittel zur Verfügung, sodass etwa die Hälfte der jüdischen Einwanderer auf die von den Hilfsorganisationen unterhaltenen Suppenküchen angewiesen war[57]. Diese teilten bis zum japanischen Kriegseintritt, als die amerikanischen Subsidien ausblieben, täglich zwei warme Mahlzeiten aus. Die etwas besser gestellten Flüchtlinge kochten unter primitiven Umständen auf den sogenannten Blumentopföfen, die mit einem Brikett aus Kohlestaub, Stroh und Lehm notdürftig beheizt wurden[58].

Etwa 2.000 Personen konnten sich keine private Unterkunft leisten und waren darauf angewiesen, in einem der von reichen sephardischen Juden zur Verfügung gestellten sechs Heime unterzukommen[59]. Diese bestanden aus Massenschlafsä-

[54] Vgl. Amnon Barzel (Hrsg.), Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938–1947, Berlin 1997, S. 23. Abgedruckt ist das Faksimile eines Merkblatts für ankommende Flüchtlinge mit dem Hinweis auf die Pflichtteilnahme an einem Englischkurs.

[55] Vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 169–266.

[56] Vgl. Heppner, Shanghai Refuge, S. 41. Mit einem chinesischen Dollar, im Jahre 1939 etwa 15 amerikanische Cent, ließ sich sogar im International Settlement ein gutes, fünfgängiges Menü bezahlen. In russischen Restaurants in Hongkou war das Essen noch erheblich billiger.

[57] Vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 129.

[58] Vgl. Horst Eisfelder, Exil in China. Meine Zeit in Shanghai, in: Barzel (Hrsg.), Leben im Wartesaal, S. 82–99, hier S. 95, und vgl. eine Abbildung bei Ristaino, Port of Last Resort, S. 132.

[59] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 118–120; vgl. auch das entsprechende Kapitel bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 127–150.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

len, bis zu 120 Personen in einem Raum, und ließen jede Privatssphäre vermissen. Die Flüchtlinge lebten aus dem Koffer, der meist unter dem Bett lag, und vertrieben sich die Zeit in einem kärglich ausgestatteten Gemeinschaftsraum. Belastend wirkte sich zudem aus, dass viele der männlichen Flüchtlinge ihren Familie voraus gereist waren und auf den Nachzug von Frauen und Kindern warteten. Die Hoffnung darauf zerrann umso mehr, je häufiger Nachrichten über die nationalistischen Verfolgungs- und Vernichtungspraktiken dank der dort zugänglichen internationalen Presse auch nach Shanghai durchsickerten. Die Ungewissheit über das Schicksal von Angehörigen betraf indes fast alle jüdischen Flüchtlinge und scheint den Lebenswillen kaum gebrochen zu haben. Trotz der widrigen Umstände eines kargen Lebens im Wartesaal war die Selbstmordrate sehr gering und die Todesquote bei den Flüchtlingen kaum höher als in ihrer Heimat[60]. Der Alltag in Shanghai forderte die Menschen und bot überdies in der jüdischen Gemeinde genug Abwechslung.

V. Alltagsleben

Als die Zahl der nach Shanghai Flüchtenden im Sommer 1939 einen Höchststand erreichte und das innere Gefüge der ausländischen Konzessionen zu gefährden begann, wurden erste Überlegungen zu einer Lenkung des Flüchtlingsstroms angestellt. Die jüdischen Zuwanderer wurden von der alteingesessenen wohlhabenden Kaufmannsschicht auch zunehmend als Konkurrenz empfunden. Außerdem wurde das Ansehen des „weißen Manns", auf dem letztlich die Dominanz der Ausländer in Shanghai gründete, weiter geschmälert, wenn mittellose Flüchtlinge mit ihrem ärmlichen Erscheinungsbild in den Einkaufsmeilen auffielen. Der deutsch-jüdische Kaufmann Jacob Berglas legte daher am 5. August 1939 bei einer Pressekonferenz im Cathay-Hotel einen Plan vor, demzufolge 100.000 europäische Juden in der unterentwickelten südchinesischen Provinz Yunan angesiedelt werden sollten[61]. Sie sollten für die dortigen 300.000 chinesischen Bewohner einen Modernisierungsschub bewirken, die Infrastruktur des mit Französisch-Indochina durch eine Eisenbahnlinie verbundenen Landesteils ausbauen und sich selbst eine sichere Existenz schaffen. Der Plan war offenbar mit der chinesischen Nationalregierung abgesprochen, die selbst schon ähnliche Ideen propagiert hat-

[60] Vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 303. Für den Zeitraum von 1939 bis 1945 sind insgesamt 1.581 Todesfälle belegt, was pro Jahr 226 Toten entspricht, das heißt 13 Tote auf 1.000 Lebende. Kranzler vergleicht diese Zahl mit denen von Westdeutschland im Jahr 1974 und gibt 11,8 Tote sowie in Österreich 12,6 Tote auf 1.000 Lebende an. Insgesamt sollen in Shanghai im gesamten Zeitraum nur 36 Selbstmorde zu verzeichnen gewesen sein. Steve Hochstadt suggeriert eine Todesquote von zehn Prozent der jüdischen deutschsprachigen Flüchtlinge, berücksichtigt jedoch die natürliche Todesquote nicht. Dennoch ist die Zahl von 2.000 Verstorbenen zu hoch und nirgends in der sonstigen Literatur erwähnt; vgl. ders., Shanghai: A last Resort for Desperate Jews, in: Frank Caestecker/Bob Moore (Hrsg.), Refugees from Nazi Germany and the Liberal European States, New York/Oxford 2010, S. 109–121.

[61] Vgl. Eber, Wartime Shanghai, S. 66–70; Berna, Politische Aspekte, S. 167 f.; Ristaino, Port of Last Resort, S. 116 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

te. Zur Finanzierung sollte jedem der Weiter-Wanderer eine Starthilfe von 250 Dollar gewährt werden, die Berglas bei einer Werbungstournee in den USA aufzubringen gedachte. Doch das amerikanisch-jüdische Hilfswerk JDC hielt die Überlegungen für unrealistisch, und auch die Meinungen unter den Flüchtlingen waren geteilt[62]. Die Aktion verlief im Sande, zumal sich im Jahre 1940 der Zuzug von Juden mit knapp 2.000 Personen[63] deutlich verringerte. Außerdem hatten viele Flüchtlinge im Shanghaier Erwerbsleben bereits eingewöhnt.

Auch die vom Shanghaier Stadtrat verhängten Restriktionen halfen wenig, das Flüchtlingsproblem zu lösen. Nachdem alle Interventionen bei der deutschen Seite, die Auswanderung nach Shanghai zu stoppen, auf keine Resonanz gestoßen waren und die Japaner sich an der Problematik desinteressiert zeigten, wurde am 21. August 1939 per Dekret ein Landungsgeld von 400 Dollar pro erwachsenem Flüchtling verlangt[64]. Diese Summe hätte ausgereicht, um sich auf dem billigen Shanghaier Pflaster ein knappes Jahr minimal zu versorgen. Die Schifffahrtsgesellschaften sollten prüfen, ob die Passagiere über das Geld verfügten, wollten indes nicht als Erfüllungsgehilfen der Stadtregierung fungieren. Zudem ließen sich die *landing permits* leicht fälschen. Jüdische Flüchtlinge, die nicht über diese Summe verfügten, liehen sich die Gelder von Hilfsorganisationen, mussten diese aber bei Ankunft in Shanghai wieder zurückzahlen. Das vom Stadtrat verordnete System der Einwanderungsbeschränkung vermochte die fehlende Passkontrolle nicht zu ersetzen. Das deutliche Absinken der Flüchtlingszahlen verhinderte ebenfalls die weitere Verhängung von Restriktionen durch den Stadtrat. Die europäischen Flüchtlinge schienen in Shanghai angekommen.

Die rasche Eingewöhnung der meisten Flüchtlinge gelang vor allem dank der Hilfestellung der jüdischen Organisation. Die Zuwanderer bekamen erst einmal eine behelfsmäßige Unterkunft, Verpflegung und ein Handgeld von 55 chinesischen Dollar (ca. 3,3 US-Dollar)[65]. Außerdem wurde eine Berufsvermittlung eingerichtet und für die Jugendlichen eine Stätte zur Ausbildung als Handwerker geschaffen. Schätzungen zufolge fanden 70 Prozent der angekommenen Flüchtlinge rasch eine, wenn auch in der Regel schlecht bezahlte, Arbeitsstelle[66]. Frauen waren dabei häufig im Vorteil, da sie sich flexibler zeigten und auch auf Haus- beziehungsweise Heimarbeit, Schneidern und Stricken, ausweichen konnten. Da ohnehin ein akuter Mangel an Frauen herrschte, wurden sie von männlichen Arbeitgebern bevorzugt und setzten sich leicht dem Vorwurf aus, etwaige Vergünstigungen nur ihren Reizen verdankt zu haben. Tatsächlich sollen auch einige wenige jüdische junge Frauen ein lukratives Verhältnis zu einem wohlhabenden

[62] Diskussion im ersten Heft von 1939 der Gelben Post. Ostasiatische illustrierte Halbmonatsschrift, hrsg. von Adolf Josef Storfer, Wien 1999. Es handelt sich hierbei um einen Nachdruck der Gelben Post, der in einem Band die Hefte eins bis sieben sowie etwa 100 Aufsätze und 150 Abbildungen enthält.

[63] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 103.

[64] Vgl. ebenda, S. 114.

[65] Vgl. Freyeisen, Shanghai, S. 405.

[66] Vgl. Heppner, Shanghai Refuge, S. 63–73, der aufgrund seiner bescheidenen Englischkenntnisse sogleich als Gehilfe in der Buchhandlung eines Exilrussen Beschäftigung fand.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

chinesischen Mann eingegangen sein oder auch eine Art Ehe zu dritt versucht haben[67].

Bildung, Umschulung und der Erwerb der englischen Sprache sowie etwas Pidgin-Englisch[68] halfen weiter, um sich in der Stadt zurechtzufinden und einen kargen Lebensunterhalt zu finanzieren. Die wenigen Kinder besuchten die jüdische, von dem Tai-Pan Kadoorie eingerichtete und nach ihm benannte Schule in der French Concession. Da diese 1941 mit 700 Schülern an ihre Aufnahmegrenzen stieß, wurde eine Zweigschule in Hongkou, wo vor allem die ärmeren Flüchtlinge untergekommen waren, eingerichtet[69]. Für die Erwachsenen wurde eine Art Volkshochschule gegründet. Spezielle Asienseminare sollten helfen, die fremde Umgebung und chinesische Sitten besser zu verstehen. Chinesisch selbst lernte indes kaum einer der Flüchtlinge. Diese Lernverweigerung reflektiert ein auch auf jüdischer Seite anzutreffendes Überlegenheitsgefühl gegenüber allem Chinesischen, das ein Erlernen der Sprache der Kulis, Dienstboten und kleinen Leute ausschloss, zumal die chinesische Oberschicht die englische Sprache beherrschte. Das Aufbessern von schulischen Englischkenntnissen oder überhaupt das Erlernen dieser lingua franca Shanghais standen daher im Vordergrund. Die Kinder lernten ohnehin schnell Englisch an den Schulen oder in Jugendorganisationen wie den britischen Pfadfindern[70]. Heranwachsende männliche Jugendliche fanden auch Aufnahme im *Shanghai Volunteer Corps*[71], einer paramilitärischen, unter britischem Oberbefehl stehenden Heimwehr, die bei öffentlichen Unruhen eingesetzt wurde.

Sport[72], vor allem Fußball, trug in Shanghai ganz wesentlich zur Identität der jüdischen Gemeinschaft bei. Es gab einen jüdischen, russisch geprägten *Recreation Club*, ebenso einen zionistischen Sportclub beziehungsweise einen Maccabi-

[67] Vgl. Helga Embacher/Margit Reiter, Geschlechterbeziehungen in Extremsituationen. Österreichische und deutsche Frauen im Shanghai der dreißiger und vierziger Jahre, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 133–146, hier S. 143 f. Unter der chinesischen Bevölkerung in Shanghai war die Relation der Geschlechter genau umgekehrt, denn auf 100 Männer entfielen nur 74 Frauen; vgl. Gelbe Post, Nr. 76, 1. 6. 1939.

[68] Pidgin-Englisch ist eine englisch-chinesische Hilfssprache, die in der Regel von den chinesischen Dienstboten und Hausmädchen benutzt wurde; vgl. Philip Baker/Peter Mühlhäuser, From business to pidgin, in: Journal of Asian Pacific Communication 1 (1990), S. 87–116.

[69] Vgl. Eber, Wartime Shanghai, S. 150 f.

[70] Vgl. Kindheit in Shanghai. Erinnerungen von Sonja Mühlberger, Martin Beutler, Renate Guschke, Egon Kornblum, Bernd Kurzweg und Peter Konicki, bearb. von Georg Armbrüster, in: Barzel (Hrsg.), Leben im Wartesaal, S. 42–64, passim.

[71] Heppner, Shanghai Refuge, S. 74–76, trat den Boy Scouts und später der paramilitärischen Einheit bei. Dort konnte er 1940 den Führerschein erwerben und fortan bei einer Transportkolonne als Lastwagenfahrer Verwendung finden. Das „Shanghai Volunteer Corps", in dem es auch russische Einheiten gab, wurde mit Kriegsbeginn im Dezember 1941 von den Japanern aufgelöst, desgleichen galt für die britischen Pfadfinderverbände; vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 58–67.

[72] Vgl. Anthony Hughes, Sport and Jewish identity in the Shanghai Jewish Community 1938–1949, in: International Sport Studies 21 (2001) S. 42–53.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Fußballverein[73]. Fußballspiele zogen trotz des Eintrittsgelds regelmäßig bis zu 2.000, meist jüdische Zuschauer in ihren Bann. Insgesamt existierten acht jüdische Fußballmannschaften. Ferner betrieben junge Juden und Jüdinnen häufig im Rahmen der *Young Men's Christian Association* (YMCA) Hockey, Tischtennis, Volleyball, Rasentennis und sogar Boxen. Das gängige Bild vom körperlich schwachen, buchgelehrten Juden sollte nicht zuletzt auf Druck der Zionisten vermieden und ein Muskeljudentum, der *Muscular Judaism*, in der Öffentlichkeit präsentiert werden. Diese britisch beziehungsweise amerikanisch ausgerichteten Sportorganisationen wurden im Dezember 1941 mit Beginn des Kriegs gegen die Westmächte aufgelöst, sodass die sportliche Betätigung der europäischen Juden zur privaten Angelegenheit verkümmerte.

Äußerst rege und vielseitig gestaltete sich auch das kulturelle Leben. Da sich viele jüdische Künstler, wenn auch keine prominenten, unter den Flüchtlingen befanden, formierten sich rasch Schauspieler, Regisseure, Operettenstars und Schriftsteller zusammen mit Malern, Grafikern und Bildhauern im Januar 1940 in der *European Jewish Artist Society* (EJAS)[74]. Beliebtestes Bühnenstück blieb Lessings „Nathan der Weise", während auf der Operettenbühne „Die Csardasfürstin" und „Gräfin Mariza" zu Erfolgsstücken in der leichten Muse wurden[75]. Überhaupt war zur Abwechslung vom schwierigen Alltag Leichtes und Vertrautes auf der Bühne gefragt: Komödien, Kabarett und Bunte Abende. Ernsthafte Stücke, die das Leben der Exilanten zum Inhalt hatten und in Shanghai entstanden waren, wurden nach der Erstaufführung sogleich auf offiziellen deutschen Druck von der Stadtverwaltung verboten. Das Stück „Die Masken fallen" beschreibt das Drama einer „Mischehe" von den Verfolgungen des Mannes in Wien bis zu dessen Ankunft in Shanghai. Das Thema war auch den jüdischen Organisationen zu brisant[76], da sie zu viel öffentliches Aufsehen befürchteten. Jüdische kulturelle Veranstaltungen sollten möglichst unauffällig innerhalb der jüdischen Gemeinschaft stattfinden und für Unterhaltung sorgen. Das Seichte in den Theateraufführungen und die schlechte Bühnenkunst der Schauspieler wurden dann doch manchen Zuschauern, die sich natürlich an Berliner oder Wiener Aufführungen orientierten, zu viel, sodass es zu lebhaften Kontroversen in der lokalen jüdischen Presse kam.

Insgesamt gab es, allerdings meist nur kurzlebig, ein Dutzend jüdische Presseorgane[77]. Für die russischen Juden auf Russisch *Naša žizn*, das übersetzt werden

[73] Der Name beruht auf Judas, mit Beinamen Makkabäus, der ab 167 v. Chr. den nach ihm benannten Makkabäer-Aufstand der Juden gegen die Herrschaft der Seleukiden inszenierte. Dieser endete in einer Befreiung der Juden von der Fremdherrschaft.

[74] Vgl. Michael Philipp, Identität und Selbstbehauptung. Das kulturelle Leben im Shanghaier Exil 1939–1947, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 147–164, hier S. 151; Michael Philipp, Nicht einmal einen Thespiskarren. Exiltheater in Shanghai 1939–1947, Hamburg 1969. Im Anhang des Buchs befindet sich eine Liste der Theateraufführungen und Schauspieler; vgl. ebenda, S. 160–199.

[75] Beide Operetten stammten von dem jüdischen Komponisten Emmerick Kálman (1882–1953).

[76] Vgl. Philipp, Nicht einmal einen Thespiskarren, S. 96–102.

[77] Ursprünglich existierte nur der Israel's Messenger, der seit 1904 für die Juden in Ostasien berichtete; vgl. Gelbe Post, S. 96.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

konnte mit *Unser Leben*, für die emigrierten, meist orthodoxen Juden auf Jiddisch das *Wort*[78] und für das deutschsprachige jüdische Publikum die *Jüdischen Nachrichten* und die bereits zuvor existierende *Jewish Chronicle*, die wohl ab 1939 zweisprachig, englisch-deutsch, erschien. Von diesen auf jüdische Belange fokussierten Zeitungen und Zeitschriften hob sich die *Gelbe Post* deutlich ab. Von dem Wiener Psychologen und Mitarbeiter Freuds, Albert Josef Storfer[79], herausgegeben, beschäftigten sich die Artikel mit chinesischen Traditionen oder griffen psychoanalytische Themen auf. Die Zeitschrift erschien indes nur im Jahr 1939; die finanziellen Belastungen waren zu hoch und die Auflage war zu gering. Dem Herausgeber gelang sogar noch die Weiterreise nach Australien, bevor der Kriegsausbruch alle Seeverbindungen der Stadt kappte. Die neue japanische Besatzungsmacht lichtete den jüdischen Blätterwald weiter aus und erteilte lediglich der *Jüdischen Rundschau* und dem *Jewish Chronicle* eine Lizenz. Fortan unterlagen die beiden Blätter einer strengen Zensur, sodass die bislang üblichen, japankritischen Artikel wegfielen. Politisch standen alle jüdischen Druckerzeugnisse auf der Seite des gedemütigten China und in verdeckter Front gegen die faschistische Allianz, wie sie im September 1940 zwischen dem Deutschen Reich, Italien und Japan im Dreimächtepakt besiegelt worden war. Nunmehr war der *Ostasiatische Beobachter*[80], das Blatt der Deutschen und offizielle Organ der Auslandsorganisation der NSDAP, aufgewertet, wurde indes von jüdischer Seite geschmäht. Die anspruchsvolle deutsche Propagandaschrift The *XXth Century* (1941) redigierte Klaus Mehnert[81]. Sie erschien zur besseren Verbreitung der deutschen Sicht des Kriegs bis 1945 auf Englisch, im Einvernehmen mit der japanischen Zensur. Ein ähnlich einflussreiches Nachrichtenmonopol besaß ab Ende 1941, als die anderen westlichen Radiostationen in Shanghai verboten wurden, das *German Radio XGRS*[82], das ebenfalls – meist auf Englisch – bis zur deutschen Kapitulation auf Sendung blieb. Einziges Korrektiv zu nationalsozialistischen und japanischen Siegesfanfaren blieb die ebenfalls in Shanghai weiterhin ansässige sowjetische Nachrichtenagentur *TASS*, die ebenfalls über ein Mitteilungsblatt sowie über einen Radiosender verfügte[83]. Anhand ihrer Nachrichten konnten die jüdischen Flüchtlinge den Frontverlauf in Europa sowie im Pazifik erkennen und ab 1944 auf ein Ende des Kriegs und ihres Exils hoffen.

[78] Vgl. die Faksimile-Seite bei Irene Eber, Voices from Shanghai. Jewish Exiles in Wartime China, Chicago 2008, S. 10.

[79] Der Nachdruck der Gelben Post enthält eine Dokumentation von Paul Rosdy, der sich Storfer, Shanghai und der Zeitschrift widmet.

[80] Vgl. Christian Taaks, Die NS-Parteizeitschrift „Der Ostasiatische Beobachter" 1933–1940, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 214–231.

[81] Vgl. Michael Kohlstruck, Klaus Mehnert und die Zeitschrift „The XXth Century", in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 233–253; des Weiteren die ausführliche Studie von Taaks, Die NS-Parteizeitschrift, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai. Kritische Schilderungen der Person und Tätigkeit von Klaus Mehnert finden sich bei Fritz Maass, Von Jerusalem nach Shanghai. Abschied vom Konfessionalismus, Freiburg 1987, S. 164 f.

[82] Vgl. das entsprechende Kapitel bei Taaks, Federführung für die Nation, S. 370–402.

[83] Vgl. ebenda, S. 90.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Bis auf eine kleine Gruppe von Antifaschisten, die sich nach Kriegsende zur Gesellschaft Demokratischer Deutscher wandelte, entstanden keine weiteren politischen Vereinigungen. Die Juden aus Mitteleuropa blieben fast ausnahmslos unpolitisch, befolgten die Weisungen der Behörden beziehungsweise Hilfsorganisationen und warteten ab. Auch das religiöse Leben[84] scheint bei den meisten, einem großstädtischen Milieu entstammenden Juden nur eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben – ganz im Gegensatz zu den polnischen Jeshiwa-Studenten und orthodoxen Juden[85]. Diese fanden leichter Anschluss an die russische jüdische Gemeinschaft als an die weitgehend säkularisierten Juden aus Berlin und Wien. Die Sabbat-Regelungen und Speisegebote scheinen von Letzteren schon aus pragmatischen Gründen übergangen worden zu sein. Eine deutsche jüdische Gemeinde, in der alle Richtungen des Judentums vertreten waren, wurde erst am 29. Juni 1941 begründet, als kaum noch Flüchtlinge aus Europa eintrafen[86]. Selbst die etwa 2.000 Personen umfassende Gruppe der Zionisten fügte sich in diese Gemeinschaft ein. Mit dem japanischen Kriegseintritt wurde zwar von den Japanern der Vorstand der Gemeinde ausgewechselt, doch sie blieb als offizieller Ansprechpartner der deutschen Judenschaft bestehen. Um von den lokalen chinesischen Gerichten und Eingriffen der Japaner unabhängig zu bleiben, wurde Anfang 1942 ein jüdisches Schiedsgericht gebildet, das Rechtsstreitigkeiten unter den Juden entschied[87]. Da die Gemeinde über einen eigenen Rabbi verfügte, konnten auch Eheschließungen sowie Scheidungen intern vollzogen werden. Die Juden blieben unter sich, weniger weil sie Juden waren, sondern als Exilanten in einer ungewohnten Umgebung und angesichts wachsender Gefährdung seit dem Eintritt Japans in den Krieg.

VI. Japans Judenpolitik

Die Japaner kannten, wie die Chinesen[88], im eigenen Land keine Juden. Lediglich unter den westlichen Ausländern, die sich nach der Öffnung beider Länder in den Vertragshäfen niederließen, befanden sich einige Juden, so in Kobe, dem größten japanischen Überseehafen[89]. Diese kleine jüdische Gemeinde war dann

[84] Die Ohel Moshe Synagoge in Hongkou war das religiöse jüdische Zentrum, heute Sitz des Shanghai Jewish Refugee Museum. Nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen Chinas mit Israel 1992 bemühte sich die chinesische Seite um das Gedenken an die jüdischen Emigranten (Informationen aus den Inhalten der Wanderausstellung vgl. Fußnote 3).

[85] Vgl. das Kapitel „Polish Refugees in Shanghai" bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 347–362.

[86] Die „Juedische [sic] Gemeinde" hatte sich im November 1939 von der russisch beherrschten Gemeinde getrennt, wurde indes erst mit den Vorstandswahlen vom 29. 6. 1941, an denen alle Richtungen beteiligt waren, zu einer Einheitsgemeinde; vgl. ebenda, S. 412–414.

[87] Vgl. ebenda, S. 419.

[88] Lediglich in Kaifeng gab es von alters her bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde. Die chinesischen Juden waren indes weitgehend assimiliert; vgl. beispielsweise Donald Daniel Leslie, The survival of the Chinese Jews. The Jewish community of Kaifeng, Leiden 1972.

[89] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 22.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

auch die Anlaufstelle für die über die Sowjetunion vorübergehend nach Japan gelangten Flüchtlinge. Antisemitismus war folglich weder historisch, geistesgeschichtlich noch religiös in Ostasien fundiert. Der christliche Antijudaismus, wesentliche Treibfeder des in Europa und den USA um 1900 aufkommenden modernen Antisemitismus, fehlte vollständig.

Die erste Berührung Japans mit Juden erfolgte im Zusammenhang mit dem Krieg gegen Russland 1904/5. Der deutsch-amerikanische, jüdische Bankier Jacob Schiff[90] des New Yorker Bankhauses Kuhn, Loeb & Co. arrangierte 1904 einen Kriegskredit in Höhe von 50 Millionen Dollar für die Japaner, um Russland eine Niederlage zu bereiten und es zur Aufgabe seiner Verfolgungspolitik gegenüber den Juden zu bewegen. Die berüchtigten Pogrome 1903 im Ansiedlungsrayon der Juden in den Westgebieten des Reichs und der völlig rechtlose Status der verarmten orthodoxen Judenschaft, etwa in Russisch-Polen[91], sollten ein Ende finden und die dortigen Juden stärker an die westliche Welt gebunden werden.

Die erste Welle jüdischer Flüchtlinge kam dann auch nach der Niederlage des Zarenreichs in die nunmehr von Japan indirekt beherrschte Mandschurei[92]. Der Strom jüdischer Zuwanderer und auch weißrussischer Emigranten schwoll nach dem Bürgerkrieg in Russland vehement an, sodass um 1930 etwa 230.000 Russen in die Mandschurei gelangt waren, von denen etwa 15.000 jüdischen Bekenntnisses waren[93]. In Harbin, inzwischen eine nahezu russische Stadt, entstand die erste Jüdisch-russische Gemeinde mit einem eigenen Rabbi. Infolge der heftigen antisemitischen Attacken der ebenfalls geflüchteten „Weißen", der im Bürgerkrieg unterlegenen Gegner der „roten" Bolschewiki, verließen viele Juden die Stadt in Richtung Shanghai. Die Japaner, die 1932 den Marionettenstaat Mandschukuo gründeten, versuchten die große jüdische Gemeinde für ihre Zwecke einzuspannen, um einen ostasiatischen Herrschaftsbereich zu schaffen. Die vor Ort befindlichen Juden sollten amerikanisch-jüdisches Kapital anlocken, wie 1904 geschehen, und den Ausbau des Lands zum Industriestaat fördern. Unter dem Patronat der japanischen Armee fanden in Harbin drei Kongresse des neu geschaffenen Nationalrats der Jüdischen Gemeinden im Fernen Osten statt[94]. Gemeinsam wurde das Ideal der Rassengleichheit beschworen, das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher Völker unter einem Dach, dem sogenannten hakku ichiu[95], dem von Japan mit seinem göttlichen Tenno angestrebten Pazifierungs- und Eroberungskonzept. In diesem Sinne trat besonders der Generalstabschef der japanischen Truppen in der Mandschurei und spätere Kriegspremier Hideki Tojo hervor. In Tokio beschloss daher das höchste Regierungsorgan, die Fünfminis-

[90] Vgl. ebenda, S. 23.

[91] Vgl. Heiko Haumann, Geschichte der Ostjuden, München 1990, S. 87.

[92] Vgl. die beste Schilderung der Migration russischer Juden nach Ostasien (Shanghai) und die Etablierung der Gemeinden in Shanghai bei Ristaino, Port of Last Resort, S. 29–31.

[93] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 46–48.

[94] Vgl. ebenda, S. 69 f.; Krebs, Die Juden und der Ferne Osten, S. 240. Der erste Kongress fand vom 26. bis 29. 12. 1937, der zweite im Dezember 1938 und der dritte Kongress im Dezember 1939 statt.

[95] Je nach Transkription ist auch die Schreibweise „hakkō ichiu" richtig.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

terkonferenz, am 6. Dezember 1938 Richtlinien zur Behandlung der Juden im eigenen Machtbereich und somit auch für Shanghai[96]. Die Juden sollten demnach wie alle Ausländer behandelt und keinesfalls ausgegrenzt werden; die Einreise von Juden hatte gemäß der gültigen Bestimmungen zu erfolgen. Wohl sollten die Juden nicht zur Einwanderung ermuntert werden, doch Kapitalisten seien hochwillkommen. Mit diesem Beschluss hatte sich die japanische Regierung explizit gegen die Judenverfolgung ihres seit dem Antikominternpakt 1936 ideologisch und machtpolitisch verbündeten Partners gestellt. Deutsche diplomatische Interventionen, Japan möge doch prominente deutsche Juden, die vorübergehend dort Asyl gefunden hatten[97], ausweisen, stießen regelmäßig auf taube Ohren.

Dennoch blieb die weitgehend aus dem nationalsozialistischen Deutschland importierte antisemitische Literatur nicht ohne Auswirkungen. Allein von 1933 bis über das Kriegsende hinaus, da das Schrifttum nicht mit einer konkreten Jahreszahl endete, erschienen in Japan über 800 antisemitische Streitschriften mit größtenteils absurdem Inhalt. Die „Protokolle der Weisen von Zion" zur jüdischen Weltverschwörung waren schon 1924 übersetzt worden, in den 1930er Jahren folgten Hitlers „Mein Kampf" und der „Mythos" von Alfred Rosenberg[98]. Mit dem japanischen Kriegseintritt gewannen Vorstellungen von dem plutokratisch-jüdischen Finanzkapital, das, personifiziert durch den amerikanischen Präsidenten Roosevelt, Japans Untergang anstrebte, an Popularität. Die auf Ausgleich bedachte japanische Judenpolitik wurde daraufhin Anfang des Kriegs revidiert[99]. Fortan galten die Juden als potenzielle Unruhestifter und Feinde Nippons, die genau beobachtet und möglichst von der übrigen Bevölkerung isoliert werden sollten. Die Proklamation der japanischen Besatzungsbehörden vom 18. Februar 1943 zur Einrichtung eines jüdischen Bezirks, einer *designated area,* – das Wort Ghetto wurde tunlichst vermieden –, lag daher auf der Linie einer verschärften Überwachung der Juden, war aber auch deutschem Druck geschuldet[100].

VII. Der lange Arm der Nationalsozialisten in Ostasien

Die jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich blieben anfangs „deutsche Reichsangehörige", die in die Zuständigkeit des deutschen Generalkonsulats fielen. Doch dessen Fürsorge beschränkte sich in der Regel darauf, das meist noch fehlende rote, große J für Jude in den Pass zu stempeln, zusammen mit einem meist jüdisch klingenden Vornamen. Auch wurde jeder mögliche Vorwand benutzt, um weisungsgemäß so viele Juden wie möglich auszubürgern, das heißt, ihnen den Pass zu entziehen. Das Konsulat forderte auch die „arischen"

[96] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 75.
[97] Krebs, Die Juden und der Ferne Osten, S. 241–247, beispielsweise verweist auf Literatur, die sich mit dem Philosophen Karl Löwith beschäftigt, einem Schüler Martin Heideggers, der wegen seiner jüdischen Herkunft fliehen musste.
[98] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 29 u. S. 41.
[99] Vgl. ebenda, S. 142 f.
[100] Vgl. den Wortlaut bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 489 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Ehepartner in „Mischehen“ auf, sich scheiden zu lassen, um auf diese Weise von deutscher Seite materielle Unterstützung zu erlangen. Von diesem Angebot wurde allerdings kein Gebrauch gemacht. Am 25. November 1941 verfügte das Auswärtige Amt schließlich, alle Pässe von ausgewanderten beziehungsweise zwangsvertriebenen Juden einzuziehen. Die jüdischen, deutschsprachigen Flüchtlinge waren fortan Staatenlose, mit denen von japanischer Seite nach Belieben verfahren werden konnte. Kontakte zur eingesessenen deutschen Kolonie in Shanghai oder größere Hilfeleistungen der Deutschen an ihre ehemaligen Landsleute unterblieben – auf Geheiß der Partei und aus Furcht vor Denunziation.

Das deutsche Zentrum in Shanghai befand sich, weit weg von den jüdischen Wohnstätten in Hongkou, im Südwesten der French Concession[101]. Die Evangelische Kirche, die Kaiser-Wilhelm-Schule und der Deutsche Club bildeten beliebte Treffpunkte der insgesamt etwa 2.000, meist wohlhabenden Deutschen. Die Landesgruppe der NSDAP war 1932 gegründet worden und umfasste im ersten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland lediglich 139 Personen, meist „kleine Leute“, Handwerker und Mittelständler. Auch die Ableger der Partei, die Verbände der SA, die offiziell Sportabteilung hieß, und die Hitler-Jugend gewannen anfangs kaum an Boden. Zu stark waren die Vorbehalte der deutschen Kaufleute gegenüber der nationalsozialistischen Außenpolitik, die immer stärker auf Japan als den zukünftigen starken Verbündeten setzte und das nach wie vor innerlich zerrissene und schwache China mehr oder minder abschrieb. Dieser endgültig im Februar 1938 vollzogene Kurswechsel traf den florierenden Chinahandel schwer und zwang viele der Kauflaute in die Arme der Partei, um auf diese Weise wenigstens am staatlich reglementierten China-Geschäft noch Anteil nehmen zu können[102]. Die Zahl der Parteigenossen wuchs zwischen 1933 und 1943 von 139 auf 316 Mitglieder bei der Gestapo-Liste über die Ortsgruppe sowie auf 594 Mitglieder bei der Landesgruppe. Erklärte Gegner blieben eine kleine Minderheit. Somit dürften die meisten männlichen Haushaltsvorstände mit der Zeit der Partei beigetreten sein[103]. Der deutsche Generalkonsul, Hermann Kriebel, Kämpfer aus der Zeit der Inhaftierung Hitlers, bemühte sich um die Popularität der Partei[104], opponierte aber ebenfalls gegen die Japan bevorzu-

[101] Zur deutschen Kolonie in Shanghai und ihrer Haltung zum Nationalsozialismus vgl. Freyeisen, Shanghai; des Weiteren Bernd Martin, Der deutsche Chinahandel im Kontext der politischen Umbrüche des Landes und der Fernostpolitik des Deutschen Reiches, in: Dieter Maier, Von Schwenningen am Neckar nach Shanghai. Die Geschichte einer Handelsfirma und ihrer Gründerfamilien (1929–1949), Freiburg 2013, S. 13–20.

[102] Vgl. Pao-jen Fu, Military Advisers and Germann Assistance for Chinese Industrialization. An Analysis of Sino-German Economic and Military Collaboration, in: Martin (Hrsg.), Deutsche Beraterschaft, S. 187–235; ausführlicher Udo Ratenhof, Die Chinapolitik des Deutschen Reiches 1871 bis 1945. Wirtschaft – Rüstung – Militär, Boppard am Rhein 1987.

[103] Viel zu hohe Zahlen nennt Ristaino, Port of Last Resort, S. 177. Er schreibt von 1.400 bis 1.600 Parteimitgliedern bei 2.000 Deutschen in Shanghai. Realistischere Angaben macht Freyeisen, Shanghai, S. 102.

[104] Vgl. das Plakat zur Feier des 1. 5. 1936 bei Maier, Von Schwenningen nach Shanghai, S. 38.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

gende Berliner Politik[105]. Er wurde daher durch den Karrierediplomaten Martin Fischer ersetzt, der sich bis Kriegsende allen Weisungen aus Berlin widerspruchslos fügte.

Den deutschen Firmen wurde schon 1936 verboten, jüdische Mitarbeiter zu beschäftigen. Ein oftmals beschrittener Ausweg war eine Art Scheinselbstständigkeit jüdischer Flüchtlinge, die als Vertreter der Handelsfirmen arbeiteten. Auch das Verbot, in jüdischen Geschäften einzukaufen, ließ sich selbst bei Parteimitgliedern nur schwer durchsetzen[106]. Die jüdischen Damenschneidereien waren einfach besser und billiger und zogen daher die modebewusste deutsche Damenwelt an. Anders als im Reich verfügte die Partei nicht über die Machtmittel, die ihr sonst zu Gebote standen, um ihre Regularien durchzusetzen, und musste sich mit Drohungen begnügen. Der Gestapo, die auch einige Vertreter und Spitzel in Shanghai beschäftigte, waren die Hände gebunden. Und die ebenfalls in der Metropole vertretenen deutschen Nachrichtendienste kümmerten sich nicht um die inneren Belange der Partei, sondern betrieben unter dem wachsamen Auge der Japaner bis Kriegsende Auslandsspionage[107].

Versuche Himmlers, unbotmäßige Deutsche durch einen an der Botschaft in Tokio akkreditierten Polizeiattaché auf die Linie der Partei zu verpflichten oder in die Heimat zurückzuschicken, zeitigten nur geringe Erfolge[108]. Auf den Posten wurde im April 1941 der SS-Standartenführer Josef Meisinger berufen, der sich als Kommandeur der in Warschau nach der Besetzung stationierten Schutzpolizei durch mörderische Vergehen den Beinamen „Schlächter von Warschau“[109] eingehandelt hatte. Da er durch die brutale Behandlung den sich erst allmählich formierenden polnischen Untergrund eher schürte als ihn zu bekämpfen, wurde er den eigenen Leuten suspekt und nach Tokio abgeschoben. Mit Sicherheit hatte er auch Weisung, sich um die „Judenfrage“ zu kümmern und die Japaner zu einem härteren Vorgehen gegen die Juden in Shanghai zu bewegen. Meisinger besuchte

[105] Vgl. Bernd Martin, Das Deutsche Reich und Guomindang China, 1927–1941, in: Kuo Heng-yü (Hrsg.), Von der Kolonialpolitik zur Kooperation. Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen, München 1986, S. 325–376, hier S. 361 f.

[106] Vgl. Astrid Freyeisen, Das Verhältnis zwischen alteingesessenen und vertriebenen jüdischen Deutschen in Shanghai, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 84–102, hier S. 91 f.

[107] Vgl. Taaks, Federführung für die Nation, S. 119–124. Die Abwehr, durch ihren Leiter Wilhelm Franz Canaris, richtete 1940 einen Stützpunkt in Shanghai ein. 1943 beschäftigte diese sogenannte Kriegsorganisation 39 feste Mitarbeiter und verfügte über gute Verbindungen beispielsweise zu Journalisten des Deutschen Nachrichten Büros und zu Mehnert. „Erkundung gegen Sowjet-Russland“ und „Beobachtung des japanischen Bundesgenossen“ zählten zu den Hauptaufgaben; ebenda, S. 120. Die Amerikaner klagten im sogenannten Ehrhardt–Prozess (3. 10. 1946–14. 1. 1947) die Hauptverantwortlichen als Kriegsverbrecher an, da sie nach der deutschen Kapitulation weiter gearbeitet hätten. Der Leiter Lothar Eisenträger wurde zu lebenslanger Haft verurteilt, 1950 jedoch freigelassen; vgl. ebenda, S. 488–490.

[108] Zwischen Japan und Deutschland war 1937 ein Polizeiabkommen geschlossen worden, in dem unter anderem auch die Anwendung der deutschen Rassegesetze in der deutschen Auslandskolonie garantiert war; vgl. Maul, Warum Japan, S. 135.

[109] Ebenda. Eine Charakterisierung der Person Josef Meisingers findet sich bei Taaks, Federführung für die Nation, S. 553 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

daher sofort nach seiner Ankunft schon im Mai 1941 Shanghai, um sich vor Ort ein Bild von der Situation zu machen[110].

Sein zweiter Besuch in Shanghai im Juni 1942, als im deutschen Herrschaftsgebiet die „Endlösung" bereits angelaufen war und entsprechende Nachrichten auch nach Shanghai durchgesickert waren, löste bei den Juden verständlicherweise Befürchtungen und Spekulationen aus. Da über die Unterredungen keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen, sondern nur nach Kriegsende erfolgte Zeugenaussagen, lassen sich die Vorschläge Meisingers wie überhaupt die Gespräche kaum verifizieren[111]. Mit Sicherheit ist über die Shanghaier Juden und deren zukünftiges Schicksal mit Vertreten der japanischen Besatzungsmacht gesprochen worden. Wie weit angebliche Vorschläge Meisingers, die Juden auf Schiffen ins offene Meer zu treiben oder auf einer Insel im Yangtse in einem KZ zu Tode kommen zu lassen, von japanischer Seite in Erwägung gezogen wurden, lässt sich nicht nachprüfen. Angeblich haben einige bestürzte Japaner, wie der japanische Vizekonsul Shibata, die Führer der jüdischen Organisationen informiert. Gemeinsam sei dann beschlossen worden, hohe japanische Persönlichkeiten zu informieren, um das Unheil abzuwenden. Auch sei angeblich sogar Zyklon B, Giftgas zur Vernichtung der Juden, in einem Schuppen gefunden worden[112]. Die japanische Geheimpolizei verhaftete einige Wortführer unter der Anschuldigung, falsche Gerüchte verbreitet zu haben[113]. Die Sache verlief im Sande, obgleich die Existenz deutscher Juden im Herrschaftsbereich des Kriegsverbündeten Japan der deutschen Seite ein Dorn im Auge blieb[114]. Als schließlich Hitler höchstpersönlich, nach der Niederlage in Stalingrad, die Japaner drängte, in den Krieg gegen die Sowjetunion einzugreifen[115], schien nach der erfolgten Absage in dieser Sache eine Geste des guten Willens umso angebrachter. Die Ghettoisierung der deutsch-

[110] Vgl. Maul, Warum Japan, S. 136.

[111] Vgl. ebenda, S. 144–152. Nach Eber, Wartime Shanghai, S. 170–172, gibt es keine offiziellen Dokumente über diese Zusammenkunft, es ist überhaupt strittig, ob Meisinger nochmals im Mai 1942 in Shanghai war. Lediglich in Augenzeugenberichten wird über diese Zusammenkunft und mögliche japanische Pläne zur Vernichtung der Shanghaier Juden berichtet; vgl. Fritz Kauffmann, Die Juden in Shanghai im 2. Weltkrieg. Erinnerungen eines Vorstandsmitglieds der Jüdischen Gemeinde, in: Bulletin des Leo Baeck Instituts 73 (1986), S. 13–23. Kauffman war Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde.

[112] Vgl. Heppner, Shanghai Refuge, S. 104.

[113] Zu den Gefangenen zählte auch Kauffmann, der 30 Tage in Haft blieb; vgl. Kauffmann, Die Juden in Shanghai, S. 21.

[114] Rosenberg drängte in einem Gespräch am 7. 5. 1942 den japanischen Botschafter, das Judenproblem zu lösen; vgl. Maul, Warum Japan, S. 146. Es gibt zahlreiche solcher Interventionen. Im besetzten Niederländischen Indien betrieben die Japaner wohl auf deutschen Druck eine Isolierung der Juden; vgl. Rotem Kowner, The Japanese Internment of Jews in Wartime Indonesia and its Causes, in: Indonesia and the Malay World. 38 (2010), S. 349–370; des Weiteren die Studie von ders./Walter Demel, Race and Racism in Modern East Asia. Western and Eastern Constructions, Leiden 2013.

[115] Vgl. Bernd Martin, Deutschland und Japan im Zweiten Weltkrieg. Vom Angriff auf Pearl Harbor bis zur deutschen Kapitulation, Göttingen/Zürich/Frankfurt a. M. 1969, S. 173. Auch Pekar, Jüdisches Exil, in: Evelein (Hrsg.), Exiles Traveling, S. 64, bezeichnet die von Krebs verharmloste Rolle Meisingers als „krasses Fehlurteil".

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

sprachigen Juden ging daher sicherlich, wie auch der Konsul in Tientsin in Vernehmungen später bestätigen sollte, auch auf deutschen Druck zurück[116].

VIII. Der besondere Bezirk: Das Ghetto in Hongkou

Mit Beginn der Kampfhandlungen in Ostasien verschlechterte sich die Lage der jüdischen Flüchtlinge. Noch am Tage des Angriffs auf Pearl Harbour marschierten japanische Truppen im International Settlement ein und entwaffneten britisch geführte Verbände. Da sich die French Concession der Vichy-Regierung unterstellt hatte, belieb diese vorerst unbesetzt. Die Angehörigen der Feindmächte wurden fortan gezwungen, Armbinden mit dem Aufdruck ihrer Herkunft zu tragen, bevor sie Anfang 1943 in Lagern interniert wurden[117], ähnlich denen der Juden. Fortan blieben als „Weiße" im Stadtbild Shanghais nur noch Deutsche, Russen und Franzosen erkennbar. Mit Ausbruch des Kriegs flossen keinerlei Gelder des JDC mehr zum Unterhalt der Suppenküchen und Heime nach Shanghai. Die Vertreterin des JDC, Laura Margolis[118], reorganisierte bis zu ihrer Internierung in Zusammenarbeit mit den japanischen Besatzungsstellen das gesamte Hilfswerk sehr effizient, erließ einen auf Deutsch gehaltenen kritischen Solidaritätsappell[119] und äußerte sich über die internen Streitigkeiten und die unkooperative Haltung mancher Juden[120].

Nunmehr waren auch die aschkenasischen russischen Juden gefordert, für ihre deutschen Glaubensgenossen Hilfsmaßnahmen zu organisieren. Die *Shanghai Ashkenazi Collaborating Relief Association* (SACRA) wurde begründet und offiziell mit der Sozialfürsorge der staatenlosen deutschen Juden betraut[121]. Die deutsche

[116] Vgl. den Wortlaut der Verlautbarung von Fritz Wiedemann bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 488. Wiedemann war von 1941 bis 1945 deutscher Generalkonsul in Tientsin. Die These von Krebs, Die Juden und der Ferne Osten, S. 254, Berlin habe nicht hinter den japanischen Ghetto-Maßnahmen gestanden, erscheint zweifelhaft. Direkten Druck hat es schon angesichts japanischer Empfindlichkeiten in der Bündniskoalition wohl nicht gegeben, aber zur Genüge indirekte Einmischungsversuche.

[117] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 188.

[118] Archives of the American Joint Distribution Committee, Laura Margolis Jarblum, Report of Activities in Shanghai, China, from December 8 1941 to September 1943. Eine Kopie der Akte wurde dem Verfasser vom Archiv freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Jarblum (1903–1997) beschreibt die Situation der geflüchteten Juden in düstereren Farben, als es die Opfer in ihren Erinnerungswerken selbst tun. Vermutlich wollte Margolis auf die Notwendigkeit uneingeschränkter Hilfe des JDC verweisen und ihre erfolgreiche Tätigkeit herausstreichen. Margolis, deutsch-russischer jüdischer Herkunft, war zuvor in Kuba in der Hilfe für exilierte Juden tätig gewesen und wurde auf ausdrücklichen Wunsch des State Department nach Shanghai geschickt, wo sie im Mai 1941 eintraf. Nach Internierung durch die Japaner im Februar 1943 konnte sie nach einem Gefangenenaustausch im Dezember 1943 in die USA zurückkehren.

[119] Vgl. das Faksimile bei Heppner, Shanghai Refuge, S. 76 f. Wichtigste Notmaßnahmen waren eine höhere Besteuerung der jüdischen Flüchtlinge und die Mahnung an Familien mit einer eigenen Küche, ab sofort einen Hilfsbedürftigen mit zu versorgen.

[120] Vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 466; Heppner, Shanghai Refuge, S. 95.

[121] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 198; Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 547–549.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

jüdische Gemeinde wurde SACRA untergeordnet. Da das finanzielle Hilfsvermögen der ärmlichen russischen Judenschaft begrenzt war, verschlechterte sich die Versorgungssituation. Die Suppenküchen gaben nur noch eine bescheidene warme Mahlzeit am Tag aus. Da indes die jüdischen Flüchtlinge beruflich meist integriert waren und ihr Auskommen hatten, fielen diese Einschnitte nicht so ins Gewicht, zumal die Vertreterin der JDC noch über Reserven verfügte. Erst der japanische Erlass vom 18. Februar 1943[122], dass alle staatenlosen (deutschen) Juden bis zum 18. Mai 1943 in dem ohnehin schon von vielen Juden bewohnten Bezirk Hongkou Wohnung zu nehmen hätten, bedeutete den entscheidenden Einschnitt in das bislang im Shanghaier Exil relativ freizügig geführte Leben.

Das Ghetto – der Begriff wurde von japanischer Seite immer peinlichst vermieden – war mit den von deutscher Seite in Osteuropa eingerichteten Ghettos in keiner Weise zu vergleichen. Eher handelte es sich um einen abgegrenzten, aber auch kontrollierten städtischen Bezirk, in welchem die dort ansässige chinesische Bevölkerung wohnen blieb. Diese profitierte sogar von der Bereitstellung von Zimmern, obgleich es nun für alle recht eng wurde. Oftmals wohnte eine Familie zusammengepfercht in einem kleinen Raum oder einander fremde Juden teilten sich ein Zimmer, meist im ersten Stock chinesischer Straßen-Reihenhäuser, mit Blick auf einen zugestellten, kleinen Innenhof ohne Toilette, an deren Stelle es sogenannte Marmeladeneimer gab, die jeden Morgen abgeholt wurden, ohne fließend Wasser und häufig auch ohne Kochstelle[123]. Meist war das Zubereiten von Mahlzeiten nur auf einer primitiven Kochstelle im Innenhof möglich. Heißes Wasser, aus hygienischen Gründen zum Abkochen unverzichtbar, musste in speziellen Hot Water Shops gekauft werden. Für die etwas wohlhabenderen unter den Juden, die außerhalb Hongkous westliche Wohnungen bezogen hatten, stellte der Umzug in dieses Elendsviertel eine Herausforderung und zugleich auch einen sozialen Abstieg dar. Sie mussten ihre bisherigen Apartments und Häuser unter Zeitdruck meist deutlich unter Wert verkaufen und bekamen für ihr Geld in Hongkou keine entsprechende Unterkunft. Die regelmäßigen Gottesdienste, die der evangelische Geistliche der deutschen Kolonie, Pastor Fritz Maass, in Hongkou abhielt, und die bis zu 200 Besucher anzogen, gewährten wohl den Konvertierten unter den Exilanten und christlichen Partnern aus Mischehen eine gewisse seelische Unterstützung.[124].

Der Umzug sollte laut japanischer Verordnung bis zum 18. Mai 1943 abgeschlossen sein[125], doch drei Wochen vor diesem Termin hatten 6.000 Personen,

[122] Der Wortlaut ist nachzulesen bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 489 f.

[123] Vgl. die Schilderung bei Blumenthal, Die unsichtbare Mauer, S. 463–465, über die Wohnverhältnisse im Ghetto. Des Weiteren existiert ein Foto bei Pan Guang, The Friendship and Acculturation in Adversity. On the Relationship between Jewish Refugees and Chinese, in: Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 77–83, hier S. 82; Heppner, Shanghai Refuge, S. 76 f.

[124] Vgl. Freyeisen, Shanghai, S. 189; Maass, Von Jerusalem nach Shanghai, S. 160. Maass wurde Ende 1944 seines Amts enthoben, aber nach der deutschen Kapitulation am 1. 7. 1945 wieder eingesetzt.

[125] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 192.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

das dürfte mehr als die Hälfte der außerhalb des zukünftigen Ghettos beheimateten Juden gewesen sein, noch keine neue Bleibe gefunden. Einige versuchten, zum Teil auch mit Erfolg, durch Bestechung der Zwangsumsiedlung zu entgehen. Andere, wie die orthodoxen polnischen Juden der Talmud-Schule, weigerten sich schlicht, die Order zu befolgen[126]. Mit dem Argument, sie seien keine staatenlosen Juden wie die Deutschen, sondern Bürger des von der rechtmäßigen polnischen Exilregierung in London vertretenen Polen, verlangten sie, ihren bisherigen Sonderstatus beizubehalten. Den Polen war es nämlich gelungen mit tatkräftiger Unterstützung des polnischen Botschafters auch nach der erzwungenen Schließung der Mission einen vorteilhaften Status zu erlangen. Für sie wurde eine eigenständige Hilfsorganisation begründet, sie erhielten koscheres Essen in einem speziellen Restaurant und bevorzugte Quartiere. Botschafter Tadeusz Romer[127] hatte die Gruppe der Yeshiva-Studenten nach Shanghai begleitet und – mit Mitteln der Botschaft – dafür gesorgt, dass der Talmud-Studienbetrieb ungestört weiterlaufen konnte. Als sich eine Anzahl von Studenten hartnäckig weigerte, der Registrierung durch die Hilfsorganisation SACRA nachzukommen und stattdessen deren Büro demolierte, griffen die Japaner ein. Sechs der renitenten Polen wurden verhaftet und in das berüchtigte japanische Gefängnis gebracht, wo die Inhaftierten, so auch die polnischen, meist am Fleckfieber verstarben. Diese Widerstandsaktion jüdischer polnischer Flüchtlinge blieb einzigartig, die Deutschen, die sich gefügt hatten, beklagten dann auch „die Arroganz der Polnischen Fluchtlinge [sic]“[128]. Schließlich sollte es den Talmud-Studenten dank ausreichender Geldmittel gelingen, private Quartiere außerhalb des überbevölkerten Judenbezirks anzumieten.

Das Ghetto wurde nie eingefriedet, sondern blieb offen für die dort wohnenden Chinesen und auch chinesische Besucher von außen. Die Bewachung, besser Kontrolle, der Grenzgänger wurde entsprechend dem chinesischen System kollektiver Nachbarschaftshilfe, die pao-chia, den jüdischen Flüchtlingen über-

[126] Vgl. zur Sonderrolle der polnischen orthodoxen Juden Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 312–314. Auch Eber, Voices, bezieht sich im Wesentlichen auf polnische Juden und deren meist auf Jiddisch geschriebene Gedichte (in englischer Übersetzung) über die Heimatlosigkeit in Shanghai. Die Gruppe umfasste 900 Personen.

[127] Tadeusz Romer (1894–1978) war von 1937 bis 1941 polnischer Botschafter in Japan. Vom Herbst 1942 bis 26. 4. 1943, nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen, war er Botschafter in der Sowjetunion und vom 14. 7. 1943 bis 24. 11. 1944 Außenminister der polnischen Exilregierung unter Stanisław Mikołajczyk. Romer gelang es in Kobe, der Zwischenstation der über Sibirien geflohenen polnischen und litauischen Juden, eine Anzahl Visa für amerikanische Staaten zu beschaffen. Außerdem vermochte er, 43 Talmud-Studenten und den Herausgeber der Gelben Post, Storfer, bei seiner Repatriierung als Diplomat im Sommer 1942 über Laurenço Marques, dem portugiesisch neutralen Mosambik, nach London mitzunehmen; vgl. Tadeusza Romera Pomoc Żydom Polskim na Dalekim Wschodzie (Die Hilfe von Tadeusz Romer für die polnischen Juden im Fernen Osten); URL: http://polish-jewish-heritage.org/pol/maj_03_Romer_pomogal_Zydom.htm [13. 9. 2016], sowie Einzelhinweise auch bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 319 u. S. 355.

[128] Ebenda S. 529.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

lassen[129]. Diese Wächter waren im Gegensatz zur jüdischen Ghettopolizei weder bewaffnet noch uniformiert, sondern führten ihre Kontrolle an den Grenzen des Bezirks in Zivil durch. Auch diese relativ lax gehandhabten Grenzkontrollen konnten bei guten Ortskenntnissen jederzeit unterlaufen werden. Manche der jugendlichen Flüchtlinge besorgten sich daher gar nicht erst die von japanischer Seite ziemlich willkürlich ausgegebenen Passierscheine. Jeden Morgen standen vor dem Büro der japanischen Besatzer Hunderte von Personen Schlange, um vom „König der Juden"[130], einem subalternem japanischen Militärangehörigen in der für diese Kaste typischen Mischung aus Minderwertigkeitskomplexen und Selbstherrlichkeit schikaniert oder sogar geohrfeigt[131] zu werden. Die Glücklichen, die einen kurzfristigen rosa gehaltenen Pass oder sogar einen längerfristigen blauen erhalten hatten, mussten ein Abzeichen tragen, auf dem in Chinesisch „dürfen passieren" verzeichnet war[132]. Nichts deutete, ganz im Gegensatz zum Judenstern in Deutschland, auf die jüdische Herkunft der Passanten hin.

Die jüdischen Insassen des Wohnbezirks lebten teilweise von diesen Grenzgängern, die ihrer gewohnten, besser bezahlten Arbeit außerhalb des Bezirks nachgehen konnten. Da die SACRA trotz Besteuerung der russischen Shanghaier Juden nur etwa zehn Prozent der vormals vom amerikanischen JDC gespendeten Mittel aufbringen konnte[133], wuchs die materielle Not. Einige Flüchtlinge waren gezwungen, ihre letzte Habe, meist Textilien, auf offener Straße an chinesische Kundschaft zu versetzen. Andere wohlhabendere Juden konnten es sich nach wie vor in Wiener Cafés oder Dachgarten-Restaurants gutgehen lassen. Die größte Not war erst behoben, als 1944 wieder Hilfsgelder von amerikanischer Seite flossen, die wegen des anhaltenden Kriegszustands über die Schweiz liefen und in Shanghai als Franken ausgezahlt wurden[134]. Die Schweizer Währung löste somit gegen Ende des Kriegs den Dollar als ausländische Leitwährung ab. Das Ende des Kriegs schien nahe zu kommen, nachdem Deutschland bedingungslos kapituliert hatte und die Partei samt ihren Gliedorganisationen in Shanghai über Nacht verschwunden war[135].

[129] Vgl. Ristaino, Port of Last Resort, S. 200 f. Diese jüdische Hilfspolizei war außerdem für Feuer- und Luftschutz sowie weitere Selbstverwaltungsaufgaben zuständig.

[130] Zu Kano Ghoya vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 496–500. Das Zitat im englischen Original findet sich ebenda, S. 498. Eber, Voices, S. 20 f., druckt Karikaturen der Zeit ab.

[131] „Face slapping" war die übliche Disziplinierungsmaßnahme in den japanischen Streitkräften.

[132] Vgl. die Abbildung bei Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, unpaginiert zum Kapitel „Ghetto". Für das Kapitel „Ghoya ‚King of the Jews'" finden sich einige Seite weiter auch Bilder von Ghoya.

[133] Vgl. ebenda, S. 527.

[134] Vgl. ebenda, S. 558–560.

[135] Vgl. Freyeisen, Shanghai, S. 482. Am 8. 5. 1945 fand – in Unkenntnis der laufenden Kapitulationsverhandlungen – im Generalkonsulat in Shanghai die offizielle Gedenkfeier zum Tod Adolf Hitlers statt. Demnach war Hitler im heldenhaften Kampf gegen den Bolschewismus gefallen.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

IX. Befreiung und Ausreise

Vor der endgültigen Auflösung des jüdischen Wohnbezirks am 3. September 1945, einen Tag nach der förmlichen Kapitulation Japans, erlebten die Insassen eine Zeit verzweifelten Hoffens und tragischer Ereignisse. Die amerikanische Luftwaffe verfügte mit der Eroberung Okinawas im Frühsommer 1945 über eine Luftbasis, von der aus japanische und chinesische Städte im Küstenbereich leicht erreichbar waren. Amerikanische Bomber tauchten nun oft am Himmel über Shanghai auf, warfen auch vereinzelt Bomben auf japanische Militäranlagen, galten jedoch bei den Flüchtlingen als Vorboten eines baldigen Friedens. Doch bei einem fehlgeleiteten Großangriff wurde am 17. Juli das Ghetto bombardiert und teilweise zerstört. Unter den Flüchtlingen kostete dieser Angriff 31 Personen das Leben und hinterließ über 200 Verwundete[136]. Die weit höhere Opferzahl chinesischer Zivilisten ist unbekannt. Der Abwurf der Atombomben und der Kriegseintritt der Sowjetunion beschleunigten die Hoffnung auf Frieden. Nach einer Rede des Tenno an seine Untertanen trat der Waffenstillstand am 15. August 1945 in Kraft. Wenige Tage später erreichte eine Vorausabteilung der amerikanischen Armee auf dem Luftweg Shanghai, befreite als erstes die eigenen, internierten Landsleute, um dann die Übergabe der Stadt an China einzuleiten.

Mit dem Ende des Kriegs war jedoch nicht automatisch ein Ende des Exils für die Juden verbunden. Zum einen verfügte die chinesische Nationalregierung, dass alle Deutschen und Österreicher, ob jüdische Flüchtlinge oder alteingesessene Personen, repatriiert werden sollten, zum anderen blieben die restriktiven Einwanderungsbestimmungen der Siegermächte in Kraft. Da die meisten Juden nicht in das Land der Täter, womöglich noch zusammen mit ehemaligen Shanghaier Parteigenossen, abgeschoben werden wollten, andererseits der Zugang in die USA und nach Palästina weiterhin versperrt blieb, sollte das Leben im Wartesaal sich noch zwei weitere Jahre hinziehen[137]. Ein als Flugblatt verteilter und an Hilfsorganisationen verschickter Appell „Öffnet die Tore für 15.000 Shanghaier Juden“ bewirkte wenig. Nach einer offiziellen Zählung von Ende Mai 1946 warteten in Shanghai 16.300 Personen auf ihre Ausreise: 7.380 Deutsche, 4.298 Österreicher, 1.265 Polen, 639 Italiener und 298 Tschecheslowaken sowie 291 Angehörige anderer Staaten. Von ihnen bezeichneten sich 87 Prozent als Juden, insgesamt wünschten 3.540 Personen eine Repatriierung[138]. Manche wären auch dauerhaft in Shanghai geblieben, doch das ökonomische Chaos einer Hyperinflation und die immer bedrohlicher werdende Gefahr einer kommunistischen Machtübernahme vereitelten diese Absicht. Der erste spektakuläre Rücktransport einer Gruppe von 295 Personen erfolgte im August 1947 in den Ostsektor Berlins[139], wo

[136] Vgl. Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 553.
[137] Vgl. Georg Armbrüster, Das Ende des Exils in Shanghai. Rück- und Weiterwanderung nach 1945, in: Ders./Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 184–200.
[138] Vgl. ebenda, S. 184.
[139] Vgl. Georg Armbrüster, 15000 appellierten an die Welt. Rück- und Weiterwanderungen am Ende des Exils in Shanghai, in: Barzel (Hrsg.), Leben im Wartesaal, S. 70–81, hier S. 79. Hier auch die Schilderung des Transports der geschlossenen Gruppe nach Berlin. Zu diesem

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

sie von den Behörden öffentlich begrüßt wurden, doch in der Realität der Wiedergutmachung viele bürokratische Hindernisse zu überwinden hatten. Diese Hürden waren in den westdeutschen Gebieten noch weit höher, da oftmals dieselben Sachbearbeiter, die einst die Vertreibung der Juden durchgeführt hatten, nun deren Wiedereingliederung vollziehen sollten.

Viele der deutschsprachigen Flüchtlinge kehrten daher, nunmehr offiziell als Displaced Persons bezeichnet, nur vorübergehend in das kriegszerstörte Deutschland zurück, um nach erneutem Warten in die USA oder das 1948 neu gegründete Israel weiter zu wandern. In den neuen Staat der Juden sollten insgesamt nur 5.000 von ihnen ziehen, erneut ein Zeichen für die begrenzte Anziehungskraft der zionistischen Idee. Noch 1949 befanden sich 4.500 jüdische Flüchtlinge in Shanghai, die vor der anrückenden Volksbefreiungsarmee beschleunigt ausgeflogen wurden[140]. Nach über zehn Jahren war der jüdische Zufluchtsort Shanghai endgültig Geschichte.

Personenkreis gehörte Michael Nathanson (*1938), der heute in Schmieheim/Baden lebt. Das Schicksal seiner Familie steht exemplarisch für viele andere. Im Jahre 1939 hatte der jüdische Vater ein Affidavit aus den USA, das heißt eine Versicherung einer amerikanischen Person, für seinen Lebensunterhalt aufkommen zu wollen. Ein solches Affidavit war Voraussetzung für ein Visum. Doch Frau und Kinder sollten in Deutschland bleiben, da die Ehefrau arisch sei, die Kinder Halbjuden und ihnen folglich keine Gefahr drohe. Nach dem Krieg war die Situation genau umgekehrt, nun sollten Frau und Kinder ein Visum für die USA erhalten, nicht aber der jüdische Ehemann, da er in Shanghai an Tuberkulose erkrankt war. Die Familie zog daraufhin zurück nach Berlin; Michael Nathanson, Berlin – Shanghai – Schmieheim, Manuskript 1999. Dieser Text wurde dem Verfasser freundlicherweise überlassen.

140 Vgl. Armbrüster, Das Ende des Exils, in: Ders./Kohlstruck/Mühlberger (Hrsg.), Exil Shanghai, S. 192.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Was zeichnete den Rheinischen Kapitalismus aus, der bis heute als Charakteristikum der „alten" Bundesrepublik Deutschland gilt? Friederike Sattler geht dieser von Historikern nur selten gestellten Frage nach und rückt eine herausragende Figur in den Mittelpunkt: Alfred Herrhausen, der seit 1985 als Sprecher des Vorstands der Deutschen Bank fungierte und 1989 ermordet wurde. Die Autorin arbeitet auf der Basis neuer Quellen die gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen des Managers heraus und zeigt am Beispiel der Wissenschaftsförderung auf, wie sich in den schwierigen Jahren nach dem Ende des Nachkriegsbooms ökonomische Leitbilder und soziale Verantwortung zu einem neuen Ansatz verbanden, mit dem der wirtschaftliche Strukturwandel bewältigt werden sollte.

Friederike Sattler

Wissenschaftsförderung aus dem Geist der Gesellschaftspolitik

Alfred Herrhausen und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

I. Wissenschaftsförderung und wirtschaftlicher Strukturwandel

Wissenschaftsförderung hat in der deutschen Wirtschaft eine lange Tradition, vor allem in großen Industrieunternehmen. Nicht nur im einzelwirtschaftlichen Interesse, also etwa mit Blick auf produktionstechnisch wichtige, natur- oder ingenieurwissenschaftliche Forschungs- und Entwicklungsziele, auch zum Nutzen der volkswirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit waren deutsche Industrieunternehmen seit dem späten 19. Jahrhundert bereit, in den Auf- und Ausbau wissenschaftlicher Infrastrukturen zu investieren, um die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens über den Stand hinaus zu heben, den der Staat gewährleisten konnte oder wollte. Als sich nach dem Ersten Weltkrieg viele Forschungseinrichtungen in einer besonderen Notlage befanden, wurde 1920 der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft gegründet, eine mit zentralem Vertretungsanspruch auftretende Gemeinschaftseinrichtung der Wirtschaft zur Förderung der Wissenschaften. Ihr doppeltes Ziel bestand darin, mit den Mitteln der privaten Wirtschaft das wissenschaftliche Arbeiten an Universitäten und sonstigen Forschungseinrichtungen zu erleichtern, der Wirtschaft zugleich aber auch Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaften und die staatliche Wissenschaftspolitik zu verschaffen[1].

Nimmt man Kontinuität und Wandel der unternehmerischen Wissenschaftsförderung im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in den Blick, dann tritt vor allem eine markante Veränderung hervor: der wachsende Stellenwert ihres gesell-

[1] An diesem Doppelziel hat sich bis heute nichts geändert; vgl. grundlegend zur Geschichte des Stifterverbands Winfried Schulze, Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft 1920–1995, Berlin 1995.

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0029

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

schaftspolitischen Bezugs. Mit dem Strukturwandel, der einerseits viele ältere Branchen unter steigenden außenwirtschaftlichen Druck brachte, andererseits zahlreiche neue, oft sehr flexibel einsetzbare Technologien aufkommen ließ, die nach und nach fast alle Bereiche der Wirtschaft zu durchdringen begannen, schwächte sich zugleich die außerordentliche Nachkriegsprosperität ab[2]. Dieser Prozess, der aus wirtschaftshistorischer Sicht nicht als abrupter Strukturbruch, sondern als ein Mitte der 1960er Jahre einsetzender, beschleunigter Strukturwandel der Weltwirtschaft zu beschreiben ist, hatte in der Bundesrepublik vielfältige gesellschaftliche Implikationen und führte nicht zuletzt zu heftigen Erschütterungen auf den Arbeitsmärkten – Erschütterungen, die auf eine für den Rheinischen Kapitalismus typische Art und Weise in enger tripartistischer Zusammenarbeit zwischen den Sozialpartnern des Arbeitnehmer- und des Arbeitgeberlagers mit dem Staat abgefedert wurden, nicht zuletzt durch strukturstabilisierende Subventionen[3]. Angesichts sinkender Kapitalzinsen, kräftig anschwellender Inflation,

[2] Es ist das Verdienst der Zeithistoriker Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, eine intensive Diskussion über die Bundesrepublik „nach dem Boom" angestoßen zu haben, in der – ausgehend vom Konzept eines „sozialen Wandels von revolutionärer Qualität" – die verschiedenen Dimensionen eines möglichen gesellschaftlichen „Strukturbruchs" ausgelotet werden. Zum Forschungsprogramm vgl. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008. Die Erläuterung der zitierten Begriffe findet sich komprimiert in der Einleitung, S. 8 u. S. 10 f. Zum aktuellen Stand dieser Debatte vgl. vor allem die Beiträge in den Sammelbänden von Morten Reitmayer/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom, München 2014; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016. Wirtschaftshistorische Untersuchungen zum beschleunigten Strukturwandel seit Mitte der 1960er Jahre, der letztlich nur als Strukturwandel der Weltwirtschaft zu verstehen ist, sind noch immer rar. Vgl. als Problemaufriss dazu Werner Plumpe, „Ölkrise" und wirtschaftlicher Strukturwandel. Die bundesdeutsche Wirtschaft im Zeichen von Normalisierung und Globalisierung während der 1970er Jahre, in: Alexander Gallus/Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), Deutsche Zeitgeschichte – transnational, Göttingen 2015, S. 101–123. Für erste vertiefte Studien vgl. Ralf Ahrens/André Steiner, Wirtschaftskrisen, Strukturwandel und internationale Verflechtung, in: Frank Bösch (Hrsg.), Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000, Göttingen 2015, S. 79–115; Werner Plumpe/André Steiner (Hrsg.), Der Mythos von der postindustriellen Welt. Wirtschaftlicher Strukturwandel in Deutschland. 1960 bis 1990, Göttingen 2016.

[3] Der Soziologe Wolfgang Streeck meint, „das Kapital" habe Ende der 1960er Jahre einseitig den bis dahin geltenden Nachkriegskonsens des „demokratischen Kapitalismus" aufgekündigt, sich an den Kosten des sozialen Ausgleichs zu beteiligen; diese Lasten seien nun allein dem Staat aufgebürdet worden. Er spricht von „gekaufter Zeit" für die notwendigen wirtschafts- und sozialpolitischen Anpassungsprozesse durch wachsende Staatsverschuldung, die den „demokratischen Kapitalismus" immer mehr auf den Weg des „internationalen Finanzmarktkapitalismus" gezwungen und somit seinen Niedergang herbeigeführt habe; vgl. Wolfgang Streeck, Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus, Berlin 2013, passim. Eine solche Deutung unterschätzt die sozialen Konflikte der Nachkriegszeit ebenso wie das realhistorische Problem der Bewältigung des Strukturwandels, das eine einheitliche „Politik des Kapitals" geradezu unmöglich machte. Zudem unterbewertet sie die Autonomie und Verantwortung staatlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik, die sich – getragen von eigenen Überzeugungen – anfangs keineswegs gezwungen, sondern aus freien Stücken

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

wachsender Staatsverschuldung und dennoch auf hohem Niveau verharrender Arbeitslosigkeit wurden die eingeschliffenen Muster der kooperativen Konflikt- und Problembewältigung bald auch kritisiert und in Frage gestellt.

Die von der Wirtschaft über den Stifterverband betriebene Wissenschaftsförderung stellte sich schon seit Mitte der 1960er Jahre vermehrt in den Dienst der Bewältigung der mit dem beschleunigten Strukturwandel verknüpften gesellschaftlichen Problemlagen. Gegenüber den Natur- und Ingenieurwissenschaften, die in der Zeit des Wiederaufbaus und des langen Booms wegen ihrer potenziellen produktionstechnischen Anwendbarkeit unangefochten im Vordergrund gestanden hatten und weiterhin hohes Gewicht behielten, erfuhren nun sowohl die klassischen Geisteswissenschaften als auch die modernen, systematischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eine Aufwertung. Es handelte sich ganz offenkundig in wachsendem Maße um eine Wissenschaftsförderung, die versuchte, bewussten Einfluss auf die Entwicklung der Gesellschaft zu nehmen[4]. Eine solche interventionistische Gesellschaftspolitik gewann in der Bundesrepublik vor dem Hintergrund der nachlassenden Nachkriegsprosperität generell an Bedeutung[5].

Doch was hat es mit dieser graduellen Neuausrichtung der unternehmerischen Wissenschaftsförderung auf sich? Spiegelt sich darin ein Wandel normativer Vorstellungen, ja ein grundlegender „Wertewandel“[6] wider, der mit dem beschleunigten wirtschaftlich-technischen Strukturwandel einherging, vielleicht sogar davon bewirkt wurde, weil sinkende Wachstumsraten und steigende Arbeitslosigkeit einfach mehr gesellschaftliche Verantwortung von den Wirtschaftseliten forderten? Handelt es sich bei der beobachteten Neuausrichtung der Wissenschaftsförderung überhaupt um eine tiefgreifende Veränderung – oder stellt sie sich bei näherer Betrachtung womöglich vor allem als ein diskursives Phänomen dar, als neue Semantik zur besseren Legitimation einer an sich kaum veränderten Praxis? Diese Hypothese ließe sich gut mit dem Befund der Unternehmensgeschichte begründen, dass in der Bundesrepublik seit Mitte der 1960er Jahre vermehrt über

in wachsende Abhängigkeit zu den Finanzmärkten brachte; vgl. hierzu Friederike Sattler, Das Geschäft mit den Staatsschulden. Banken, Finanzmärkte und die Securitization of Debt nach der Ölpreiskrise von 1973/1974, in: Geschichte und Gesellschaft 41 (2015), S. 418–446. Zu der noch weitgehend als ein Desiderat zu betrachtenden historischen Erschließung des bundesdeutschen Kapitalismus vgl. dies., Rheinischer Kapitalismus. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in der Bonner Republik, in: Archiv für Sozialgeschichte 52 (2012), S. 687–724.

[4] Gesellschaftspolitik wird in einem ganz allgemeinen Sinne verstanden als das Bestreben sozialer Akteure, die Entwicklung der Gesellschaft auf der Grundlage bestimmter Ordnungsvorstellungen zu beeinflussen und mitzugestalten. Welche Ordnungsvorstellungen dabei im Falle des Stifterverbands zum Tragen kamen, ist noch näher zu erörtern.

[5] Vgl. hierzu die Hinweise von Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000, S. 402 f.

[6] Als knappe, kritische Bilanz zur zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Wertewandelsforschung und ihren Implikationen für die heutige Zeitgeschichtsschreibung vgl. Andreas Rödder, Wertewandel in historischer Perspektive. Ein Forschungskonzept, in: Bernhard Dietz/Christopher Neumaier/Andreas Rödder (Hrsg.), Gab es den Wertewandel? Neue Forschungen zum gesellschaftlich-kulturellen Wandel seit den 1960er Jahren, München 2014, S. 17–39, hier S. 23–28.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

eine Professionalisierung des Managements diskutiert wurde, die sich keineswegs auf die rein berufliche Tätigkeit von Managern beschränkte, sondern auch außerökonomische, politisch und gesellschaftlich relevante, normative Vorstellungen umfasste[7]. Für die Herausbildung und Anerkennung einer neuen Profession ist in modernen, sich funktional immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaften neben dem sozial regulierten Zugang und einer abgrenzbaren, autonomen Wissensbasis stets auch die gesellschaftliche Vertrauenswürdigkeit von Bedeutung – und diese beruht in der Regel auf der Selbstbindung an einen professionellen Verhaltenskodex, der einen klaren Bezug zum Allgemeinwohl aufweist[8]. Gerade bei den Managern, denen es bis in die 1960er Jahre hinein weder in den USA noch in anderen westlichen Industrieländern gelungen war, als Profession anerkannt zu werden, bekam der Anspruch, auch nach „höheren Zielen" zu streben, im Zuge des beschleunigten wirtschaftlichen Strukturwandels offenbar besondere Bedeutung. Hat sich dieser Anspruch auf die Art und Weise der von den Unternehmen praktizierten Wissenschaftsförderung übertragen? Oder hat er womöglich nur ihre Begründung verändert?

Dieser Leitfrage nach dem Zusammenhang von Wissenschaftsförderung, Strukturwandel und Wertewandel gilt es am Beispiel der Deutschen Bank genauer nachzugehen[9], wobei ihr früherer Sprecher Alfred Herrhausen und sein Engagement für den Stifterverband in den Jahren 1970 bis 1989 in den Mittelpunkt gerückt werden[10]. Herrhausen, der nach einem Studium der Betriebswirtschaftslehre und fünfzehnjähriger Berufstätigkeit in der Energiewirtschaft im Januar 1970 als Quereinsteiger in den Vorstand der Deutschen Bank kam, wurde 1985 zunächst zu einem von zwei Vorstandssprechern, 1988 dann zum alleinigen Sprecher berufen – ein Amt, das er bis zu seiner Ermordung durch Terroristen im November 1989 inne hatte. In den genannten Funktionen widmete er sich aber nicht nur dem Bankgeschäft und den damit verknüpften Aufsichtsratsmandaten

[7] Vgl. Friederike Sattler, „Harvard" in Schloss Gracht: Das Universitätsseminar der Wirtschaft (USW). Wertewandel durch Managementschulung?, in: Bernhard Dietz/Jörg Neuheiser (Hrsg.), Wertewandel in Wirtschaft und Arbeitswelt? Arbeit, Leistung, Führung in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland, München 2016 (voraussichtlich November).

[8] Untersuchungen zur Soziologie der Professionen stimmen trotz ihrer sehr unterschiedlichen Herangehensweisen darin überein, dass diese drei Merkmale zur Herausbildung einer neuen, gesellschaftlich anerkannten Profession stets erforderlich sind. Als Quintessenz der wichtigsten einschlägigen Studien für die Managementforschung vgl. Rakesh Khurana, From Higher Aims to Hired Hands. The Social Transformation of American Business Schools and the Unfulfilled Promise of Management as a Profession, Princeton 2007, S. 8–12.

[9] Die Wissenschaftsförderung der Deutschen Bank wurde bisher nicht näher untersucht. Während Winfried Schulze in seiner Geschichte des Stifterverbands einige Hinweise auf die Zusammenarbeit mit der Deutschen Bank gibt, wird das Thema bei Lothar Gall u. a., Die Deutsche Bank 1870–1995, München 1995, nicht aufgegriffen.

[10] Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen der Studien zu einer umfassenden Biografie Alfred Herrhausens, die ich als Mitarbeiterin der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unternommen habe und für deren Förderung ich sowohl der Fritz Thyssen Stiftung in Köln als auch dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in Essen herzlich danke.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

in der Industrie, sondern er verstand sich als ein professioneller Manager mit gesellschaftlicher Verantwortung, der sich unter anderem auch in der Wissenschaftsförderung engagierte[11]. Einen besonders hohen Stellenwert maß er dabei dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft bei. Doch welche Schwerpunkte setzte er in seiner Tätigkeit für den Verband? Unterstützte er die Mitte der 1960er Jahre eingeleitete Neuausrichtung des Stifterverbands? Sind bestimmte Schwerpunkte vor allem Ausdruck persönlicher Interessen, etwa an Geschichte und Philosophie, oder mehr noch der generellen Interessen der Deutschen Bank, etwa an der Nachwuchsförderung in den Wirtschafts- und Finanzwissenschaften? Sah Herrhausen sich als Wissenschaftsförderer in einer bestimmten unternehmenskulturellen oder verbandspolitischen Tradition? Oder versuchte er, im Gegenteil, bestehende Traditionen zu brechen, um innovative Impulse setzen zu können? Kam es zu Konflikten? Und schließlich: Welche Wirkungen gingen von Herrhausens Engagement aus, zum einen mit Blick auf die Deutsche Bank, zum anderen mit Blick auf den Stifterverband und dessen Zielsetzungen? Welche Rückschlüsse sind daraus zu ziehen? Auf der Grundlage der im Nachlass Herrhausens überlieferten Unterlagen zu seiner Tätigkeit für den Stifterverband lassen sich diese Fragen eingehend untersuchen und erörtern[12].

II. Der Stifterverband, die Deutsche Bank und Alfred Herrhausen

Der Stifterverband hatte in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs nur noch ein Schattendasein geführt, konnte sich 1949 aber erneut als eigenständige Institution etablieren[13]. Dieser Neugründung waren heftige Auseinandersetzungen über den Einfluss von Politik und Wirtschaft auf die Wissenschaftsförderung vorausgegangen, wobei es im Kern um die Frage des öffentlich oder privat organisierten Zugriffs auf die potenziellen Spenden der Industrie ging. Dem Stifterverband kam dabei zugute, dass US-amerikanische Unternehmen und Stiftungen, die den Wiederaufbau des westdeutschen Wissenschaftssystems unterstützen wollten, die Höhe ihrer Zusagen vom Spendenaufkommen der deutschen Wirtschaft abhängig gemacht hatten. Der im Entstehen begriffene Verband übernahm die Aufgabe, diese Spenden zu registrieren, und profitierte so als Institution von dem Anreiz für die Industrie, Spendengelder nicht länger direkt an bestimmte

[11] Zum Selbstverständnis Herrhausens als professioneller Manager vgl. Historisches Archiv der Deutschen Bank (künftig: HADB) V30/1, „Das Anforderungsprofil einer Top-Management-Position", Vortrag Herrhausens an der Ruhr-Universität Bochum am 27. 6. 1972.

[12] Diese umfangreichen Unterlagen ermöglichen einen ungewöhnlich tiefen Einblick in die Zusammenhänge. Sie verknüpfen die internen Diskussions- und Entscheidungsstränge in den Gremien des Stifterverbands nicht nur mit denen bei der Deutschen Bank als Geldgeberin, sondern auch mit den Perspektiven der geförderten Einrichtungen und ihrer Repräsentanten, mit denen Herrhausen ebenfalls in persönlicher Verbindung stand. Ergänzende Recherchen in den lückenhaften und nicht systematisch erschlossenen Beständen des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft haben gezeigt, dass hier kaum zusätzlicher Aufschluss zu gewinnen ist.

[13] Vgl. Schulze, Stifterverband, S. 96–116 u. S. 213.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Forschungseinrichtungen zu vergeben, sondern sie über den Verband zu leiten, damit sie zu einer entsprechenden Erhöhung der Zuwendungen amerikanischer Geldgeber führten.

Die beim Stifterverband gesammelten Spenden sollten sich von der Höhe her möglichst am Richtwert von einem Prozent der Jahresdividende des spendenden Unternehmens orientieren. Doch daran hielten sich zunächst nur wenige Firmen, darunter die Deutsche Bank, die dem Stifterverband seit seiner Gründung verbunden war, mehrfach den Schatzmeister gestellt hatte und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schnell wieder „zu den materiell und konzeptionell besonders engagierten Mitgliedern und Förderern" zählte[14]. Viele andere Firmen dagegen unterschritten den empfohlenen Richtwert, auch wenn sie sich für eine Mitgliedschaft entschieden hatten[15]. Mit der jährlich neu festzulegenden Höhe der Spende wurde das Mittelaufkommen für den Stifterverband nicht nur an die konjunkturelle Entwicklung, sondern auch an die jeweils aktuelle wissenschaftspolitische Diskussion gekoppelt, was den Verband einerseits dazu zwang, immer neue Überzeugungsarbeit bei den Unternehmen zu leisten, ihm andererseits aber auch Gewicht als Vermittler zwischen Wirtschaft, Wissenschaft und Politik verschaffte. Denn der Verband nahm die Umverteilung der Spenden auf die großen, überwiegend von Bund und Ländern finanzierten Wissenschaftsorganisationen vor, darunter an erster Stelle die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), aber beispielsweise auch die Max-Planck-Gesellschaft oder die Fraunhofer-Gesellschaft[16]. Der Verband sicherte sich dadurch Präsenz und Mitspracherechte in den Gremien dieser Einrichtungen und somit indirekt auch gewissen Einfluss auf die Verwendung öffentlicher Fördergelder. Doch nicht alle Zuwendungen an den Stifterverband wurden an die großen Wissenschaftsorganisationen weitergeleitet; einen Teil der Mittel vergab der Verband auch selbst, entweder zweckgebunden nach dem Willen der jeweiligen Spender oder tatsächlich freihändig, an einzelne Forschungseinrichtungen oder Forschungsprojekte[17].

[14] HADB V30/768, „Kooperation zwischen Deutscher Bank AG und dem Stifterverband – Entwicklung und gegenwärtiger Stand", Memorandum des Stifterverbands, 19.1.1990. Zu den früheren von der Deutschen Bank gestellten Schatzmeistern Arthur Salomonsohn (1859–1930) und Emil Georg von Stauß (1877–1942) vgl. Schulze, Stifterverband, S. 86, S. 132 u. S. 139–143. Hermann J. Abs (1901–1994), vormals Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank, wurde 1949 als Vorstandsvorsitzender der Kreditanstalt für Wiederaufbau in den Verwaltungsrat des Stifterverbands berufen. 1967 übergab er sein Mandat im Vorstand des Stifterverbands an seinen Nachfolger als Sprecher der Deutschen Bank, Franz Heinrich Ulrich (1910–1987); vgl. Schulze, Stifterverband, S. 60 f. u. S. 319–322.

[15] HADB V30/674, Liste der Spendenleistungen der 300 größten fördernden Mitglieder des Stifterverbands, 30.9.1971.

[16] Die DFG allein bekam in den ersten 15 Jahren zwischen 60 und 70 Prozent der vom Stifterverband vereinnahmten Gelder, womit sie ihren Haushalt zu rund zehn Prozent finanzieren konnte. Mitte der 1990er Jahre lag dieser Anteil bei nur noch 0,1 Prozent; vgl. Schulze, Stifterverband, S. 159 u. S. 247.

[17] Dieser Anteil lag in den ersten 15 Jahren stets unter 20 Prozent des gesamten Mittelaufkommens; vgl. ebenda, S. 221.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Der Stifterverband übte auf diese Weise vielfältigen Einfluss auf die Wissenschaftslandschaft der Bundesrepublik aus, und im Laufe der 1950er und frühen 1960er Jahre gelang es ihm, einiges wissenschaftspolitisches Ansehen zu gewinnen. Spätestens nach der kurzen Rezession von 1966/67 sah er sich allerdings auch mit einem Problem konfrontiert, das mit dem eigenen Erfolg verknüpft war: Während in der Politik die Erwartung bestand, der Stifterverband werde substanzielle Beiträge zur Behebung des inzwischen diagnostizierten „Bildungsnotstands" leisten[18], ließ die Bereitschaft der Wirtschaft, den Verband weiterhin zu unterstützen, merklich nach[19].

Der Stifterverband versuchte daher, bei mittleren und kleinen Unternehmen Gehör zu finden und zudem die vermehrte Gründung von privaten Stiftungen anzuregen, denen die treuhänderische Verwaltung durch den Stifterverband angeboten wurde. Mit Thorwald Risler war 1965 ein neuer Leiter der Hauptverwaltung des Stifterverbands berufen worden, der für diese Neuorientierung in mehrfacher Hinsicht gute Voraussetzungen mitbrachte[20]. Er sorgte unter anderem für die Einrichtung eines Stiftungszentrums, in dem juristische, steuerliche sowie wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Beratungskompetenzen für potenzielle Stifter aufgebaut und Regeln für die Verwaltungsübernahme durch den Stifterverband festgelegt wurden[21]. Rislers strategisch-konzeptionelle Überlegungen richteten sich darauf, künftig nicht mehr überwiegend anonyme, öffentlich kaum wahrgenommene Unterstützung für die großen Wissenschaftsorganisationen zu leisten, sondern mehr Wert auf eigene Schwerpunktprogramme zu legen, mit denen der Wettbewerbs- und Leistungsgedanke und die Wertschätzung von Pluralität in der Wissenschaft gestärkt werden sollten[22].

Die Deutsche Bank verhalf diesem Ansatz zu einem ersten Durchbruch, als sie sich im April 1970 aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens entschloss, unter dem Dach des Stifterverbands einen Jubiläumsfonds zur Förderung der Wissenschaft

[18] Besonders alarmierend wirkte die Prognose des Religionsphilosophen und Bildungsreformers Georg Picht, dass eine „Bildungskatastrophe" unmittelbar bevorstehe, wenn die Bundesrepublik ihr Bildungssystem nicht grundlegend reformiere und ihre niedrigen Bildungsausgaben dem international üblichen Niveau anpasse; vgl. Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Olten 1964, sowie Schulze, Stifterverband, S. 231–237.

[19] Das Aufkommen an frei verwendbaren Spenden stagnierte seit 1965 bei etwa 21 Millionen DM pro Jahr; vgl. ebenda, S. 247.

[20] Thorwald Risler (1913–2002) brachte eine humanistische Ausbildung sowie Erfahrungen als mittelständischer Familienunternehmer, als Lehrer an der Internatsschule Schloss Salem und als Geschäftsführer der Geschwister-Scholl-Stiftung in Ulm mit. Er stand in engem Kontakt mit verschiedenen bildungspolitischen Initiativen der 1960er Jahre, darunter der von Picht gegründeten Reformschule Birklehof e.V. Weitere biografische Angaben finden sich ebenda, S. 238.

[21] Vgl. ebenda, S. 245 f.

[22] Auf der Grundlagen dieser Überlegungen kamen die Gremien des Stifterverbands überein, sich in vier Bereichen verstärkt mit eigenen Initiativprogrammen und Modellprojekten zu engagieren: in den Geisteswissenschaften, in der interdisziplinären Forschung, bei der internationalen Forschungskooperation und bei der Vermittlung zwischen Theorie und Praxis im Bereich der Bildungspolitik; vgl. ebenda, S. 252.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

einzurichten, der mit der damals als außerordentlich großzügig betrachteten Summe von zehn Millionen DM dotiert war[23]. Dies wurde weithin als „großer Coup" wahrgenommen, denn bis dahin war die Möglichkeit, treuhänderische Stiftungen oder Stiftungsfonds beim Stifterverband anzusiedeln, nur vereinzelt genutzt worden[24]. Die Vorteile eines Stiftungsfonds, wie ihn die Deutsche Bank nun einrichtete, bestanden für den Stifterverband darin, dass er über diese Mittel[25] zu 60 Prozent (Fonds 2) allein verfügen konnte, während über die Verwendung der restlichen 40 Prozent (Fonds 1) gemeinsam mit der Stifterin zu befinden war, also in Abstimmung mit Franz Heinrich Ulrich und Alfred Herrhausen. Denn an der Seite des damaligen Vorstandssprechers der Deutschen Bank Ulrich, der dem Vorstand des Stifterverbands angehörte, hatte Herrhausen gleich nach seinem Wechsel zur Deutschen Bank als neues und zugleich jüngstes Vorstandsmitglied unter anderem die Kontaktpflege zur Industrie und ihren Verbänden und damit auch die Betreuung der Beziehungen zum Stifterverband übernommen[26].

Was prädestinierte Herrhausen für die damit verbundenen Aufgaben? Am 30. Januar 1930 in Essen geboren und in aufstiegsorientierten, mittelständischen Verhältnissen aufgewachsen, hatte Herrhausen für zwei Jahre eine NSDAP-Eliteschule besucht, und sein Abitur dann 1949 an einem Essener Gymnasium abgelegt[27]. Anschließend studierte er an der Universität zu Köln Betriebswirtschaftslehre. Nach der Diplom-Prüfung im Oktober 1952 konnte er sofort eine Stelle als Direktionsassistent bei der Ruhrgas AG in Essen antreten, wo er zuvor schon einige Praktika absolviert hatte. Finanzvorstand Fritz Gummert, der zugleich als der wichtigste strategische Kopf für die Wiederbegründung des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft gilt, war offenkundig auf Herrhausen aufmerksam geworden und ermöglichte ihm diesen Karrierestart. Dass Herrhausen über seinen Mentor bereits zu dieser Zeit mit dem Stifterverband in Berührung kam, ist aber nicht zu belegen. Fest steht, dass Gummert Herrhausen den Freiraum ließ, parallel an einer Dissertation zu arbeiten, die unter anderem von Alfred Müller-Armack betreut wurde. 1955, gleich nach seiner Promotion, wechselte Herrhausen dann zur Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen AG in Dortmund, dem damals zweit-

[23] HADB V30/674, Schriftwechsel zwischen Deutscher Bank und Stifterverband über die Gründung des „Jubiläumsfonds" aus dem Jahr 1969 und 1970; HADB V30/484, Ergebnisniederschriften über die Kuratoriumssitzung und die 9. Mitgliederversammlung des Stifterverbands am 9. 11. 1970.

[24] Vgl. Schulze, Stifterverband, S. 242–247.

[25] In der ersten Hälfte der 1970er Jahre lag dieser Betrag bei ein bis zwei Millionen DM, in den frühen 1980er Jahren stieg er rasch auf mehr als drei Millionen DM an, 1987 lag er schließlich bei 5,5 Millionen DM; HADB V30/679, Vorlage zur Vorstandssitzung der Deutschen Bank am 31. 5. 1983; HADB V30/768, Wegner, Generalsekretariat, Deutsche Bank, an Niemeyer, Generalsekretär, Stifterverband, 7. 7. 1987.

[26] Von Ulrich wurde er laufend über alle Verbandsangelegenheiten informiert. Einschlägige Unterlagen dazu finden sich in HADB V30/482 u. HADB V30/674.

[27] Vgl. für diese und die folgenden biografischen Angaben Friederike Sattler, Ernst Matthiensen und Alfred Herrhausen. Zwei Wege an die Spitze bundesdeutscher Großbanken, in: Werner Plumpe (Hrsg.), Unternehmer – Fakten und Fiktionen. Historisch-biografische Studien, München 2014, S. 295–327, passim.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

größten bundesdeutschen Energieversorgungsunternehmen. Er übernahm die kaufmännische Leitung und machte sich rasch einen Namen als gewiefter Planungs- und Finanzstratege, dem es in zähen und harten Auseinandersetzungen mit den mehr als 120 kommunalen Eigentümern immer wieder gelang, die chronischen Finanzierungsprobleme des Unternehmens zu lösen. 1966 konnte er eine Teilprivatisierung erreichen. Als man ihn im November 1967 daraufhin in den Vorstand berufen hatte, waren die Aufstiegschancen in diesem Unternehmen allerdings auch ausgeschöpft. Er zögerte deshalb nicht, das Angebot der Deutschen Bank zum Wechsel ins Bankgeschäft anzunehmen. Im Vorstand der Deutschen Bank, dem Herrhausen ab Januar 1970 als stellvertretendes Mitglied angehörte, galt er als branchenfremder Quereinsteiger aus der Industrie mit einem ausgeprägten Interesse an strategischer Planung. Es lag also nahe, ihn neben den Kernaufgaben im Bankgeschäft für die Kontaktpflege zu den Industrieverbänden einschließlich des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft verantwortlich zu machen.

Herrhausen nahm an den Angelegenheiten des Stifterverbands regen Anteil, zumal er schon zuvor in Kontakt zu dessen Generalsekretär Risler gestanden hatte, mit dem ihn ein starkes Interesse für Bildungsfragen und die Rolle der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft verband. Beide waren Mitglieder des Ettlinger Kreises, in dem über solche Fragen eingehend diskutiert wurde[28]. Für Herrhausen gab es keinen Zweifel an der wachsenden Bedeutung der Bildungsforschung und der modernen Sozialwissenschaften. Der Wandel der Gesellschaft, die von vielen Zeitgenossen bereits als eine neuartige Informationsgesellschaft wahrgenommen werde, bringe eine Vervielfachung der Bildungsziele mit sich, erklärte er im April 1973[29]. Dabei werde es künftig nicht mehr nur darum gehen, diese Bildungsziele an ein sich wandelndes technisches System anzupassen, sondern sich über den damit verbundenen Wandel des gesamten sozialen Gefüges mehr Gewissheit, also möglichst wissenschaftlich fundiertes Wissen, zu verschaffen. Sozialwissenschaftliche Kenntnisse und Kompetenzen seien also stärker gefordert als jemals zuvor. Die Mitarbeit im Stifterverband war für Herrhausen von Anfang an alles andere als eine Pflichtübung: Er war vielmehr überzeugt davon, dass die

[28] Exemplarisch für die Korrespondenz HADB V30/674, Risler an Herrhausen, 7. 8. 1970, und Herrhausen an Risler, 25. 8. 1970. Der 1957 auf Initiative des Weinheimer Industriellen Hans Freudenberg gegründete Ettlinger Kreis – Herrhausen wirkte seit 1971 mit – verstand sich als offenes bildungspolitisches Diskussionsforum für Unternehmer, Sozialwissenschaftler und Politiker. Ziel war es, praktisch umsetzbare, lösungsorientierte Modellversuche anzustoßen. In den bildungspolitischen Auseinandersetzungen der 1960er Jahre erlangte der Kreis eine gewichtige Stimme, doch ist seine Geschichte bisher nicht eingehend untersucht worden; vgl. als Annäherung dazu Pia Gerber, Gespräche müssen Folgen haben. Der Ettlinger Kreis als Motor der Bildungsreform, in: Christian Petry/Hans-Henning Pistor (Hrsg.), Der lange Weg zur Bildungsreform. Gisela und Hermann Freudenberg zum 80. Geburtstag, Weinheim/Basel 2004, S. 20–33.

[29] HADB V30/196, Protokoll des 32. Ettlinger Gesprächs am 27./28. 4. 1973, und Notizen Herrhausens zum 32. Ettlinger Gespräch. Vgl. auch die Dokumentation zum 32. Ettlinger Gespräch, in: Weiterbildung zwischen betrieblichem Interesse und gesellschaftlicher Verantwortung, hrsg. von Ettlinger Kreis, Braunschweig 1974, S. 71–135, hier S. 114 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Wirtschaft ein starkes Eigeninteresse an der Entwicklung der Wissenschaften besaß und deshalb gut beraten war, sich über den Stifterverband an deren Finanzierung zu beteiligen, nicht als „gutes Werk", sondern weil es für die Wirtschaft von Bedeutung und „richtig" war[30].

Ab Januar 1970 besuchte Herrhausen gelegentlich die Hauptverwaltung des Verbands in Essen, um sich über dessen Arbeit zu informieren und die Verwendung der Mittel aus dem Stiftungsfonds Deutsche Bank zu besprechen[31]. Bereits ab Mai 1971 wurde er regelmäßig als Gast zu den Sitzungen des Kuratoriums und zu den Mitgliederversammlungen eingeladen, im Mai 1974 bot Ulrich dann seinen Rückzug aus dem Vorstand an und schlug stattdessen die Zuwahl Herrhausens vor, die im Herbst 1974 erfolgte[32]. Im Januar 1975 nahm Herrhausen erstmals an einer Vorstandssitzung teil, nicht ohne sich im Vorfeld eingehend mit den Finanzierungsstrukturen des Verbands zu befassen. Der Stiftungsfonds Deutsche Bank hatte inzwischen zwar einige Nachahmer gefunden, lag mit einem Volumen von 11,7 Millionen DM aber noch immer an der Spitze der unselbstständigen Stiftungen unter dem Dach des Verbands[33].

Im Vorstand machte sich Herrhausen zum Anwalt der eigenständigen Programmpolitik des Stifterverbands und unterstützte damit den von Risler eingeschlagenen Kurs, mit den knappen verfügbaren Mitteln zum einen exemplarische Forschungsfelder- und Förderlinien zu privilegieren, zum anderen übergreifende Strukturverbesserungen für die Wissenschaft zu erreichen, etwa durch Serviceeinrichtungen wie das Wissenschaftszentrum in Bonn[34]. Er stellte sich darüber hinaus für den „jüngeren Kreis" des Vorstands zur Verfügung, um sich gemeinsam mit Eberhard von Brauchitsch, Geschäftsführender Gesellschafter der Friedrich Flick KG, und Walter Deuss, Mitglied des Vorstands der Karstadt AG, Gedanken über die finanzielle Konsolidierung sowie die personelle und organisatorische Neuausrichtung des Verbands zu machen[35]. Diese drei jüngsten Vorstandsmitglieder wurden zudem bald zum „engeren Kreis" des Vorstands hinzugezogen, dem neben dem Vorsitzenden Hans-Helmut Kuhnke noch seine beiden Stellver-

[30] Klaus Liesen im Gespräch mit der Verfasserin am 14. 8. 2012.

[31] HADB V30/486, diverse Vermerke Herrhausens aus den Jahren 1970–1974.

[32] HADB V30/484, Niederschriften zu den Vorstandssitzungen des Stifterverbands am 30.5. u. 21. 11. 1974.

[33] Es folgten mit Abstand die Stiftungsfonds Unilever (5,5 Millionen DM), Dresdner Bank AG (5,4 Millionen DM), Robert Bosch GmbH (5,2 Millionen DM) und die Hermann und Lilly Schilling-Stiftung (5,2 Millionen DM). Insgesamt gab es nur zehn Stiftungen mit einem Volumen von mehr als einer Millionen DM; HADB V30/482, Vermerk Steinmetz für Herrhausen, 23. 4. 1975; HADB V30/484, Niederschrift zur Vorstandssitzung des Stifterverbands am 24. 4. 1975.

[34] Exemplarisch dazu HADB V30/484, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 26. 11. 1975. Zum Wissenschaftszentrum Bonn vgl. Schulze, Stifterverband, S. 260–263.

[35] HADB V30/486, von Brauchitsch an Kuhnke, 27. 11. 1975, und von Brauchitsch an Herrhausen, 15. 12. 1975.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

treter sowie der Schatzmeister und dessen designierter Nachfolger angehörten[36]. Auch in diesem Gremium ging es immer wieder um die finanziellen, personellen und organisatorischen Perspektiven des Verbands.

Sich darüber Gedanken zu machen, entsprach Herrhausens persönlichem Interesse an strategischen Planungen. Aus der Sicht des Verbands war es allerdings auch dringend geboten, denn immer mehr Unternehmen ließen angesichts wachsender wirtschaftlicher Schwierigkeiten im Gefolge der ersten Ölpreiskrise von 1973/74 ihre Absicht erkennen, die bisherige Unterstützung für den Stifterverband zurückzunehmen, wenn nicht ganz einzustellen[37]. Mit dem Argument, dass die privaten Unternehmen und ihre Führungskräfte in der Öffentlichkeit in zunehmendem Maße auch an ihrem Beitrag zum Allgemeinwohl gemessen würden, und zwar weniger an ihren steuerbegünstigten Ausgaben für klassische soziale, karitative oder religiöse Zwecke als an ihrer konstruktiven Mitwirkung bei der Lösung grundlegender Probleme der Gesellschaft wie Inflation, Arbeitslosigkeit und Umweltbelastung durch eigene Aktivitäten auf den Gebieten von Bildung und Wissenschaft, versuchte der Vorstand, dieser Entwicklung entgegenzutreten[38]. Doch das gelang nur bedingt: Zwischen 1971 und 1975 gingen die freien Zuwendungen der Wirtschaft an den Stifterverband von 22,4 Millionen DM auf 17,5 Millionen DM zurück; zwar stiegen parallel dazu die zweckgebundenen Zuwendungen und auch die Volumina der treuhänderischen Stiftungen an, insgesamt führte das aber nur zu stagnierenden Gesamteinnahmen[39]. Für den Stifterverband war das in mehrfacher Hinsicht bedenklich, denn den freien Zuwendungen kam strategische Bedeutung zu: Sie bildeten die notwendige Voraussetzung für eine eigenständige Programmarbeit und stellten darüber hinaus das materielle Fundament der Zusammenarbeit des Verbands mit den anderen Wissenschaftsorganisationen dar. Wollte der Verband eigenen Einfluss auf die Wissenschaftspolitik und -förderung behalten, was ihm angesichts wachsender Steuerungsambitionen des Staats sowie verstärkter Tendenzen zur Einflussnahme seitens der Gewerkschaften im Interesse einer „ideologiefreien Wissenschaft" dringend geboten schien, so konnte er dieses Ziel nur über die freien Zuwen-

[36] Als Stellvertreter Hans-Helmut Kuhnkes amtierten zu dieser Zeit Werner Bahlsen, Geschäftsführender Gesellschafter der H. Bahlsens Keksfabrik KG, und Dieter Spethmann, Vorstandsvorsitzender der August-Thyssen-Hütte AG. Das Amt des Schatzmeisters hatte Gerhard Elkmann inne, als dessen Nachfolger Walther Casper, Mitglied des Vorstands der Metallgesellschaft AG, vorgesehen war; HADB V30/482, Unterlagen zu den Treffen des „engeren Vorstands".

[37] HADB V30/674, Risler an die Vertreter der Wirtschaft in Vorstand, Kuratorium und Landeskuratorien des Stifterverbands, 5. 12. 1974.

[38] Diese Argumentation stützte sich auf zeitgenössische wissenschaftliche Untersuchungen über das Gemeinnützigkeitsverhalten von Unternehmen und Unternehmern; vgl. etwa Hans-Christian Röglin, Unternehmer in Deutschland. Vivisektion einer Elite, Düsseldorf/Wien 1974, hier S. 80–84.

[39] HADB V30/674, Kuhnke an Herrhausen, September 1975; HADB V30/482, Auszug aus dem Bericht des Stifterverbands über das Geschäftsjahr 1975 zum Finanzergebnis.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

dungen erreichen[40]. 1976 gelang es zwar, diese erstmals seit 1971 wieder leicht zu steigern. Doch das war keine Trendwende, sondern nur das Ergebnis der besonders intensiven „Bearbeitung" einzelner Unternehmen, wobei dank Herrhausens persönlichem Einsatz vor allem Energieversorger, Banken und Versicherungen größeres Engagement zeigten[41]. 1977 und 1978 musste der Stifterverband dann sogar rückläufige Gesamteinnahmen ausweisen[42].

Dass es um den Verband angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten vieler Unternehmen generell nicht gut bestellt war, konnte Herrhausen auch den Berichten seiner eigenen Mitarbeiter entnehmen, die an den von der Hauptverwaltung einberufenen „Assistententreffen" teilnahmen[43]. Demnach gab es im Herbst 1977 eine regelrechte „Paralyse der Kräfte" in der Führung des Verbands, auch weil die persönliche „Chemie" zwischen dem Vorstandsvorsitzenden Kuhnke und dem Generalsekretär Risler nicht mehr stimmte, dem implizit vorgeworfen wurde, sich zu sehr auf die Positionen „linker" Bildungsreformer einzulassen. Wenn der Stifterverband nicht bald „von tatkräftigen Leuten auf neuen Kurs getrimmt" werde, so die Befürchtung der Mitarbeiter Herrhausens, müsse er gegenüber den anderen Wissenschaftsinstitutionen beständig weiter an Boden verlieren. Herrhausen nahm diese Lageeinschätzung nicht nur besorgt zur Kenntnis, sondern gab sie im vollen Wortlaut an andere Mitglieder des „engeren Kreises" weiter[44]. Er selbst hatte zwar viele Sympathien für Risler und dessen bildungsreformerische Grundüberzeugungen, sah allerdings die pragmatische Notwendigkeit, dem Stifterverband möglichst breiten Rückhalt in der durch den Strukturwandel unter Druck geratenen Wirtschaft zu sichern.

Im „engeren Kreis" des Vorstands hatte man sich schon seit dem Sommer 1977 mit der Vorbereitung eines Personal- und Generationswechsels an der Verbandsspitze befasst. Entsprechende Sondierungsgespräche, die nicht zuletzt Herrhausen führte, waren positiv verlaufen, zum einen mit dem Vorstandsvorsitzenden der Ruhrgas AG, Klaus Liesen, der als neuer, auf der Mitgliederversammlung im Mai 1980 zu wählender Verbandsvorsitzender in Aussicht genommen war, zum anderen mit Horst Niemeyer, der bereits zum 1. Januar 1979 als neuer Generalsekretär gewonnen werden sollte[45]. Diese von Herrhausen beförderten personellen Weichenstellungen wurden von den Gremien im Laufe des Jahres 1978

[40] Aufschlussreich hierzu HADB V30/675, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 26.4.1977; HADB V30/482, Risler an Herrhausen, 25.10.1977; HADB V30/676, „Tendenzen einer verstärkten Einflussnahme der Gewerkschaften auf Wissenschaft und Bildung", Ausarbeitung des Stifterverbands, 29.8.1980.

[41] HADB V30/482, Risler an die Mitglieder des Vorstands, 14.2.1977, und Vermerk Steinmetz für Herrhausen, 22.4.1977; HADB V30/675, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 26.4.1977.

[42] Erst 1979 begann der Trend sich dann insgesamt wieder ins Positive zu wenden; vgl. Schulze, Stifterverband, S. 274.

[43] HADB V30/482, Vermerk Zinken für Herrhausen, 2.11.1977.

[44] HADB V30/482, Herrhausen an von Brauchitsch, 3.11.1977.

[45] HADB V30/482, Herrhausen an von Brauchitsch, Deuss, Kuhnke und Spethmann, 13.7.1977; HADB V30/767, Liesen an von Brauchitsch, Deuss, Herrhausen und Spethmann, 29.11.1977, und Herrhausen an Liesen, 13.12.1977.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

bestätigt und erwiesen sich für den Verband im Nachhinein als Glücksfall[46]. Denn dem neuen Führungsteam um Liesen und Niemeyer gelang es in den folgenden Jahren tatsächlich, trotz nicht gerade rosiger wirtschaftlicher Rahmenbedingungen die Stagnation zu überwinden, eine nachhaltige Konsolidierung der Finanzen zu erreichen und eine neue „Periode sehr effektiver Vorstandsarbeit" einzuleiten[47].

Niemeyer, der über einige Erfahrung in der Wissenschaftsverwaltung verfügte[48], erkannte früh und klar, dass sich der Stifterverband trotz der gebotenen Kooperation nicht zu sehr im Fahrwasser der großen, staatlichen Wissenschaftsorganisationen bewegen durfte[49]. Er legte dem Vorstand, dem Kuratorium und der Mitgliederversammlung bereits im Februar 1980 einen Rahmenplan für die künftige Förderungspolitik vor, der an die übergreifenden Interessen der Wissenschaftsorganisationen anknüpfte, aber erstmals ein ganz eigenes Förderprofil des Stifterverbands erkennen ließ. Dieser Plan sah fünf Schwerpunkte vor: erstens die internationale Zusammenarbeit, die für alle Wissenschaftseinrichtungen wichtig war; zweitens die medizinische Forschung, insbesondere im Bereich der Spitzen- und Risikoforschung, die für viele treuhänderische Stiftungen unter dem Dach des Verbands einen hohen Stellenwert besaß; drittens die klassischen Geisteswissenschaften Philosophie und Geschichte, die bildungspolitisch seit geraumer Zeit in der Defensive waren; viertens die Verbesserung von Struktur und Organisation der Wissenschaft, etwa durch Fortbildungsprogramme für die Führungskräfte der expandierten Wissenschaftsverwaltungen oder durch Debatten zu dem zu dieser Zeit immer stärker in den Vordergrund rückenden Thema „Chancengleichheit und Eliten"; fünftens schließlich die Pflege des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, unter anderem durch die gezielte Förderung des Wissenschaftsjournalismus[50].

[46] HADB V30/483, Kuhnke an das Präsidium, 15. 3. 1978; HADB V30/675, Vereinbarung zur Überleitung der Aufgaben von Risler auf Niemeyer, 27. 9. 1978; HADB V30/483, Kuhnke an das Präsidium, 7. 11. 1978; HADB V30/675, Niederschrift über die Mitgliederversammlung und die Kuratoriumssitzung des Stifterverbands am 2. 5. 1980; HADB V30/770, Pressestimmen zur Wahl Liesens.

[47] Schulze, Stifterverband, S. 275. Dies wurde auch bei der Deutschen Bank im Büro Herrhausens bald erkannt und gewürdigt; HADB V30/678, Vermerk Niederste-Ostholt für Herrhausen, 28. 4. 1983.

[48] Horst Niemeyer (geb. 1928) studierte Theologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, wurde 1957 promoviert und legte 1958 sein Assessor-Examen ab. Anschließend war er für die DFG als Referent für Luftfahrt-, Schiffbau- und Unternehmensforschung tätig. Seit 1962 gehörte er dem Vorstand der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt an, ab 1969 mit geschäftsführender Verantwortung. 1973 wechselte er als Vorsitzender der Geschäftsführung zur Unternehmensgruppe Otto Werner in Hamburg; HADB V30/483, Lebenslauf Dr. jur. Horst Niemeyer.

[49] HADB V30/483, Vermerk Zinken für Herrhausen, 22. 5. 1979.

[50] HADB V30/675, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 29. 2. 1980; HADB V30/676, Rahmenplan für das Förderungsprogramm des Stifterverbands, 29. 2. 1980. Dieser Rahmenplan behielt in den folgenden Jahren Gültigkeit, wurde aber noch um den Schwerpunkt Nachwuchsförderung ergänzt. Die höchsten Zuwendungsbeträge beanspruchten in der Regel die Schwerpunkte Medizinische Forschung und internationale wissenschaft-

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Liesen und Niemeyer ließen nach ihrem Amtsantritt keine Gelegenheit aus, den hohen Stellenwert der freien Zuwendungen für den Stifterverband zu unterstreichen, damit ein solches Rahmenprogramm umgesetzt werden konnte. In einer Zeit angespannter öffentlicher Haushalte taten sie dies immer wieder mit dem Hinweis auf die große Bedeutung privater Mittel für die Wissenschaftsförderung in all jenen Bereichen, die über die staatliche Grundförderung hinausgingen. Durch private Gelder könnten staatliche „Förderungslücken" zwar nicht annähernd geschlossen werden, hoben sie dabei stets hervor. In der von ihnen diagnostizierten Krise der öffentlichen Wissenschaftsförderung sahen sie allerdings zugleich auch eine Chance für den Stifterverband: Er konnte sich nun mit sehr guten Argumenten für eine Konzentration der privaten Ressourcen auf die Steigerung der Forschungsqualität aussprechen. Praktisch hieß das, bei den eigenen und mitgetragenen Projekten künftig viel stärker den Wettbewerbs- und Leistungsgedanken zu betonen und sich der Förderung von Spitzenforschung und Leistungseliten zu widmen. Der Stifterverband griff damit Ideen auf, die zu dieser Zeit nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit neuen Auftrieb bekamen[51].

III. Elitenförderung in der Diskussion

Die Debatte über die Rolle von Eliten in der demokratischen Gesellschaft stand – trotz der dazu bereits 1965 von Ralf Dahrendorf und Wolfgang Zapf vorgelegten, soziologischen Studien[52] – in der politisch aufgeheizten Atmosphäre der späten 1960er Jahre und mit Blick auf den Nationalsozialismus zunehmend unter negativen Vorzeichen; ja das Thema wurde mehr und mehr tabuisiert[53]. Für Herrhausen, der während seiner Zeit auf der NSDAP-Eliteschule selbst ein elitäres

liche Zusammenarbeit, mit deutlichem Abstand folgte der Schwerpunkt Geisteswissenschaften, der zudem bald von der Nachwuchsförderung überholt wurde; HADB V30/678, Vermerk Niederste-Ostholt für Herrhausen, 28.4.1983.

[51] Vgl. Schulze, Stifterverband, S. 278f. Auch der Wissenschaftsrat befasste sich im Sommer 1980 mit der Frage, wie besonders begabte Nachwuchskräfte besser gefördert werden könnten. Die Verabschiedung entsprechender Empfehlungen, die im Vorfeld als Elitepapier zirkulierten und heftig diskutiert wurden, zögerte sich jedoch hinaus; HADB V30/677, Wissenschaftsrat, Empfehlung zur Förderung besonders Befähigter, Beschluss vom 15.5.1981, Drucksache 5307/81; vgl. zum wissenschaftspolitischen Hintergrund Karl Ermert (Hrsg.), Eliteförderung und Demokratie. Sollen, können, dürfen deutsche Hochschulen Eliten bilden? Rehburg-Loccum 1982. Zu der generell wiederauflebenden Debatte über Eliten vgl. Gabriele Wölke, Eliten in der Bundesrepublik Deutschland. Zur Rückkehr eines Begriffs, Köln 1980.

[52] Vgl. Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965; Wolfgang Zapf, Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961, München 1965.

[53] In der frühen Bundesrepublik gab es – entgegen der später verbreiteten gegenteiligen Annahme – einen recht intensiv geführten Diskurs über Elite als soziale Ordnungsvorstellung; vgl. dazu Morten Reitmayer, Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik, München 2009. Hilfreich zur Einordnung dieses Diskurses in die allgemeinen bundesdeutschen Elitendebatten ist Harald Bluhm/Grit Straßenberger,

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Gemeinschaftsideal verinnerlicht hatte, gewann der Gedanke der Elitenförderung wohl gerade deshalb zunehmend an Bedeutung. Sein Bestreben, über den Stifterverband eine Wissenschaftsförderung mit gesellschaftspolitischem Bezug zu betreiben, kam von Anfang an deutlich zum Ausdruck. Zu nennen sind insbesondere seine Mitwirkung bei den Ettlinger Gesprächen, die er selbst unter das Dach des Stifterverbands holte[54], sowie sein Engagement für die Gründung des Historischen Kollegs in München[55] und für den Auf- und Ausbau der Universität Witten/Herdecke[56], beides gestützt auf den Stiftungsfonds Deutsche Bank im Stifterverband. Während bei den Ettlinger Gesprächen die Bildungsforschung und -politik im Mittelpunkt stand, gerade auch mit Blick auf Probleme der betrieblichen Aus- und Weiterbildung, rückte bei den 1976 beginnenden Vorbereitungen für das Historische Kolleg und vor allem dann bei dem 1982 praktisch in Angriff genommenen Aufbau der Universität Witten/Herdecke der Gedanke der Elitenförderung immer mehr in den Vordergrund. Für Herrhausen wurde diese Idee nun regelrecht zum Inbegriff der Wissenschaftsförderung aus dem Geist der Gesellschaftspolitik.

Das beleuchtet zugleich den zumindest graduellen Wandel seiner Ordnungsvorstellung für die bundesdeutsche Gesellschaft. Grundsätzlich sollte es sich um eine möglichst offene, pluralistisch-demokratische Gesellschaft handeln, in der soziale Mobilität, insbesondere Aufstieg, möglich war. Herrhausen war nicht nur selbst ein sozialer Aufsteiger aus einem handwerklich-mittelständischen Milieu, sondern auch stark von Karl Poppers Entwurf der offenen Gesellschaft beeinflusst, mit dem er sich während seiner Promotionszeit auseinandergesetzt hatte[57].

Elitendebatten in der Bundesrepublik, in: Herfried Münkler/Grit Straßenberger/Matthias Bohlender (Hrsg.), Deutschlands Eliten im Wandel, Frankfurt a. M. 2006, S. 125–145.

[54] Herrhausen wirkte von 1971 bis 1978 zunächst im Ettlinger Kreis, von 1978 bis 1989 dann in der daraus – auf sein eigenes Betreiben – hervorgehenden Stiftung Ettlinger Gespräche unter dem Dach des Stifterverbands mit. Als 1984 die eigenständige Freudenberg Stiftung ins Leben gerufen wurde, blieb die Stiftung Ettlinger Gespräche formell zwar bestehen, war aber nicht mehr sehr aktiv. 1990 wurde sie ganz aufgelöst.

[55] Zur Geschichte des Historischen Kollegs liegen bisher lediglich zwei von der Institution selbst veranlasste Dokumentationen vor. Zum einen Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anläßlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen am 22. November 1990, hrsg. von der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, München 1991, und zum anderen Lothar Gall (Hrsg.), 25 Jahre Historisches Kolleg. Rückblick – Bilanz – Perspektiven, München 2006. Herrhausen gehörte von 1977 bis 1989 dem Kuratorium der Stiftung Historisches Kolleg an.

[56] Die Geschichte der Universität Witten/Herdecke ist bisher nicht näher erforscht worden. Konrad Schily, ihr langjähriger Präsident, hat aus persönlicher Sicht ihre Gründungsgeschichte und ihre wichtigsten Anliegen dargelegt; vgl. Konrad Schily, Der staatlich bewirtschaftete Geist. Wege aus der Bildungskrise, Düsseldorf 1993, S. 153–223. Außerdem wurde zum 30-jährigen Bestehen eine Dokumentation wichtiger Meilensteine ihrer Entwicklung herausgegeben; vgl. Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten. 30 Jahre Zukunftsbildung, Witten 2013. Herrhausen gehörte von 1982 bis 1987 dem Kuratorium des Universitätsvereins beziehungsweise von 1987 bis 1989 dem Direktorium der Privaten Universität Witten/Herdecke GmbH an.

[57] Vgl. Karl R. Popper, The Open Society and Its Enemies, London 1945. Eine deutsche Übersetzung erschien erstmals 1957. Für eine aktuelle Ausgabe vgl. ders., Die offene Gesellschaft

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Für Herrhausen stand vor allem anfangs der Gedanke der Herstellung von Chancengleichheit, also die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs durch Bildung im Mittelpunkt. Als Manager in der Energiewirtschaft des Ruhrgebiets hatte er selbst mehr als ein Jahrzehnt nebenberuflich junge Gewerkschafter an der Sozialakademie Dortmund in Betriebswirtschaft unterrichtet. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre schob sich jedoch immer mehr die Vorstellung in den Vordergrund, auch die offene Gesellschaft benötige herausgehobene, besonders leistungsbereite Eliten. Für Herrhausen gliederte sich die Gesellschaft immer weniger in verschiedene, mehr oder weniger fest gefügte, wenn auch für Auf- und Absteiger durchlässige soziale Schichten; er selbst sprach nie von Unter-, Mittel- oder Oberschicht. Er unterschied stattdessen immer stärker zwischen der breiten Masse der Nicht-Elite und der herausgehobenen Elite. Jedem Individuum der modernen Massengesellschaft, die er nicht etwa als „nivellierte Mittelstandsgesellschaft" im Sinne Helmut Schelskys verstand[58], sondern als funktional ausdifferenziert, zugleich von pluralen, miteinander konkurrierenden Interessen und Machtpotenzialen geprägt sah, musste seiner Meinung nach auch weiterhin prinzipiell der Zugang zu dieser Elite offenstehen. Doch faktisch sah Herrhausen den Aufstieg in die Elite immer unumwundener beschränkt durch die gegebene Begabung, die erbrachte Leistung und auch das erwiesene Verantwortungsbewusstsein. Es ging ihm zudem nicht länger um die Grundsatzfrage der Legitimität von Eliten in einer Demokratie, die – mit Dahrendorf, dem er unter anderem bei den Ettlinger Gesprächen begegnete – im Sinne von prinzipiell offenen Funktions- und Leistungseliten für geklärt hielt. Man sollte diesen Eliten also nicht aufgrund irgendwelcher sozialer Privilegien, sondern nur infolge individueller Fähigkeiten und Verdienste angehören können. Für Herrhausen stand die praktische Heranbildung solcher Leistungs- und Verantwortungseliten zur besseren Bewältigung des beschleunigten wirtschaftlichen Strukturwandels auf der Agenda – mithin die Frage dafür geeigneter Aus- und Weiterbildungseinrichtungen.

Gemeinsam mit Liesen hatte Herrhausen bereits im Herbst 1980 erste Überlegungen für ein Villa Hügel-Gespräch über die Förderung wissenschaftlicher Spitzenleistungen angestellt und sich bereit erklärt, aus der Sicht der Wirtschaft etwas dazu beizutragen[59]. Bei der Vorbereitung beschäftigte er sich eingehend mit den Problembeschreibungen von Reimar Lüst, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Dessen an Denkanstöße des Philosophen Hermann Lübbe und des langjährigen Vorsitzenden des Wissenschaftsrats Wilhelm Alexander Kewenig angelehntes Plädoyer für mehr Mut zur Differenzierung, für ein Bekenntnis zur Leistung, den Willen zur Auslese und die Bereitschaft zur Förderung der Besten und Begabtesten,

und ihre Feinde, Tübingen [8]2003. Sowohl im Englischen als auch im Deutschen handelt es sich um je zwei Bände.

[58] Vgl. Helmut Schelsky, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, in: Ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, S. 331–336. Zur kritischen Auseinandersetzung mit diesem Konzept vgl. Herfried Münkler, „Nivellierte Mittelstandsgesellschaft". Die Bonner Republik, in: Ders., Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung, Berlin 2010, S. 215–225.

[59] HADB V30/677, Liesen an Herrhausen, 13. 4. 1981.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

fand Herrhausens volle Zustimmung[60]. Auch einen vielbeachteten Beitrag von Hermann Rudolph in der Wochenzeitung *Die Zeit* las er mit großer Sympathie. Der Journalist hatte die von vielen Zeitgenossen noch immer als Provokation empfundene Frage „Brauchen wir Eliten?" auf die viel schlichtere, nüchtern-funktionale Frage heruntergebrochen, wie in einer modernen „durchorganisierten Gesellschaft mit ihren vielen Schotten und Zellen die Kapillare offen gehalten werden [können], in denen die wirklichen Begabungen in die Positionen aufsteigen können, in denen sie gebraucht werden". Besonders gefiel ihm Rudolphs Schlussfolgerung:

> „Es geht, sehr unprätentiös, um die gezielte Förderung von Leistung und Begabung – und um die Verteidigung dieser Förderung gegen die Versuchung, sie zu bürokratisieren und zu schematisieren. Das erfordert institutionelle und organisatorische Überlegungen. Die Richtung, in die sie gehen müssen, liegt, zumindest im akademisch-wissenschaftlichen Bereich, auf der Hand: Setzung von Schwerpunkten, Profilierung vorhandener, Schaffung besonderer Institutionen außerhalb der universitären Routine."[61]

Das entsprach ganz Herrhausens Meinung, es gehe nicht mehr um politische Grundsatzdiskussionen, sondern um Entscheidungen und Weichenstellungen zur praktischen Heranbildung von leistungs- und verantwortungsbereiten Eliten, die für die Bewältigung des beschleunigten Strukturwandels dringend gebraucht wurden.

Herrhausen hatte handfeste Gründe für diese Einstellung: Im Vorstand der Deutschen Bank trug er Mitverantwortung für den Ausbau der internationalen Aktivitäten, zunächst in Australien und Neuseeland, die für den Zugang nach Asien als wichtig galten, dann vor allem in Nord-, Mittel- und Südamerika. Unter dem Eindruck zahlreicher Reisen, die er dorthin unternahm, hatte er begonnen, sich intensiv mit dem Strukturwandel der Weltwirtschaft und den politischen Konsequenzen auseinanderzusetzen. Wegen der wachsenden globalen Verflechtungen verliere die nationale Wirtschaftspolitik an Gestaltungsmöglichkeiten, flüchte sich aber in Interventionismus nach innen und Protektionismus nach außen, statt neue Verfahren für die Bearbeitung der anstehenden Probleme zu entwickeln, konstatierte er[62]. Einen Lichtblick boten für ihn die USA: Seit Ludwig Erhard habe niemand so konsequent auf eine Ökonomie des stabilen Gelds mit größeren Freiheits-, aber auch Leistungs- und Verantwortungsräumen hingearbeitet wie der neue US-Präsident Ronald Reagan. Gestützt auf die Mikroelektronik und andere

[60] HADB V30/760, Reimar Lüst, Für einen hohen Stellenwert der Forschung an den Hochschulen, in: Reader zum Villa Hügel-Gespräch am 29. 9. 1981, von Herrhausen mit zahlreichen zustimmenden Hervorhebungen versehen.

[61] Die Zeit vom 30. 5. 1980: „Elite. Ein Begriff kehrt wieder. Exzellenz ist das Unterfutter der Egalität" (Hermann Rudolph). In HADB V30/760 ist ein Exemplar mit handschriftlichen Anmerkungen Herrhausens überliefert.

[62] Exemplarisch dafür HADB V30/6, „Weltwirtschaft im Umbruch", Vortrag Herrhausens, u. a. gehalten bei der Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Bergbau in Bonn am 14. 11. 1984.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Wachstumsbranchen bilde sich rund um das pazifische Becken ein ganz neues Gravitationszentrum der Weltwirtschaft heraus. Den Europäern empfahl Herrhausen vor diesem Hintergrund eine schonungslose Analyse ihres Wirtschafts- und Sozialmodells. Dessen größte Schwächen sah er im politisch verzögerten Strukturwandel und in der mangelnden Bereitschaft der Wohlfahrtsgesellschaften zu einer zielgerichteten Kraftanstrengung, um nicht den Anschluss an die Entwicklung der Weltwirtschaft zu verpassen. Für Fatalismus gab es seiner Meinung nach keinen Grund: Es bestehe sogar die Chance, die bisher von den Industrieländern dominierte Weltwirtschaft unter Einschluss aller benachteiligten Entwicklungsregionen zu einer offenen, multipolaren Weltwirtschaft umzubauen.

Diese Diagnose war für Herrhausen das Motiv, immer wieder dezidierte Stellungnahmen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik abzugeben, den hohen Stellenwert von Bildung und Wissenschaft zu betonen und sich verstärkt für die praktische Heranbildung von Leistungs- und Verantwortungseliten zu engagieren. Deren Aufgabe sah er nicht zuletzt darin, zur Entwicklung der längst überfälligen, neuen Verfahren zur Bearbeitung der globalen Problemlagen beizutragen. Herrhausen war, um es auf den Punkt zu bringen, ein Anwalt des Neoliberalismus, allerdings einer, der sich selbst fest in der Tradition des deutschen Ordoliberalismus verwurzelt sah und die Forderung nach Gestaltung eines ordnungspolitischen Rahmens auf die globale Ebene übertrug. Im Kern ging es ihm bei der Elitendiskussion, wie auch das Villa Hügel-Gespräch zur Spitzenforschung zeigen sollte, um den Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft im beschleunigten globalen Strukturwandel.

Das von Liesen in Abstimmung mit Herrhausen vorbereitete Villa Hügel-Gespräch des Stifterverbands zur Spitzenforschung fand im September 1981 unter reger Beteiligung namhafter Wissenschaftler, Politiker und Unternehmer statt; geleitet wurde es von Werner Knopp, dem Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz[63]. Die Wissenschaftler, darunter der um die Einführung gebetene Wolfgang Wild, Professor für Theoretische Physik und Präsident der Technischen Universität München, führten fast durchgehend Klage darüber, dass die Expansion des Bildungs- und Wissenschaftssystems nicht nur die erhoffte Verbreiterung der Möglichkeiten und Chancen, sondern auch massive Tendenzen zur Verrechtlichung, Bürokratisierung und Erstarrung mit sich gebracht, ja eine „Atmosphäre der überhandnehmenden Mittelmäßigkeit" erzeugt habe; Spitzenforschung sei so kaum noch möglich. Sie plädierten eindringlich dafür, die bestehenden Unterschiede zwischen den Hochschulen und Fachgebieten nicht noch weiter einzuebnen, sondern sie wieder zu stärken, etwa durch die leistungsbezogene Zuteilung von Personal- und Sachmitteln; man müsse in die Lage versetzt werden, „qualitätsmindernden Nivellierungstendenzen" besser zu widerstehen. Als Vorbild wurden die amerikanischen Eliteuniversitäten herausgestellt[64].

[63] HADB V30/677, Liesen an die Mitglieder des Vorstandes des Stifterverbands, 13. 4. 1981.

[64] HADB V30/677, „Zur Lage der Spitzenforschung in der Bundesrepublik Deutschland – Symptome, Diagnose, Therapie", Einführung von Wolfgang Wild zum Villa Hügel-Gespräch am 29. 9. 1981.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

SPD-Bundesgeschäftsführer Peter Glotz, der als Senator für Wissenschaft und Forschung in Berlin die Einrichtung des Wissenschaftskollegs – ein Institute for Advanced Study nach dem Vorbild von Princeton – selbst vorangetrieben und gegen Kritiker aus der eigenen Partei verteidigt hatte, hielt dagegen: Spitzenforschung könne sehr wohl im bestehenden deutschen Wissenschaftssystem gefördert werden, man müsse das nur wollen. Notwendig sei eigentlich nur der Mut des zuständigen Ministers, an den Universitäten jeweils diejenigen Institute besonders zu fördern, in denen gute Ansätze erkennbar seien, auch wenn das den Neid anderer Institute wecke. Oberstes Gebot sei selbstverständlich die Freiheit der Forschung, doch praktisch müsse ja entschieden werden, wohin genau die Fördermittel fließen sollten. Da sich die Wissenschaft selbst darauf festgelegt habe, dem Gebot der theoretischen und nicht der praktischen Vernunft zu folgen, falle der Politik die Aufgabe zu, „auszusortieren, was im gesellschaftspolitischen Interesse brauchbar ist, was nutzlos und was schädigend ist". Eine ideologisch geführte Diskussion um „Elitenförderung" sollte man allerdings vermeiden, denn sie berge die Gefahr, „dass die Konservativen sich in fragwürdigen Elitismus versteigen und die Linke darauf mit nichts anderem reagiert als mit egalitären Reflexen"[65].

Herrhausen, der sich als „Stimme der Wirtschaft" in die Diskussion einbrachte, mochte dem von Glotz betonten Dualismus zwischen theoretischer und praktischer Vernunft nicht zustimmen. In der Wirtschaft sehe man das nicht als Gegensatz, eher zeitlich komplementär, weil auch theoretische Grundlagenforschung irgendwann praktische Relevanz erlange. Spitzenleistungen gebe es zudem nicht nur im Bereich der Grundlagenforschung, sondern auch in der angewandten, praxisnahen Industrieforschung. Weil die Wirtschaft nach dem „Prinzip des Überlebens" agiere, habe sie allerdings einen klaren Interessenstandpunkt: Von der Forschung erwarte sie „Hilfe zu mehr Wettbewerbsfähigkeit". Gerade hierin sei man in den letzten Jahren jedoch enttäuscht worden. Weder die Anzahl der wirklich erstklassigen Leute, die man von den Hochschulen eigentlich doch erwarten dürfe, noch die Fähigkeit und die Leistungsbereitschaft der meisten anderen Absolventen entsprächen dem, was man sich in den Unternehmen wünsche. In einer modernen, komplexen Gesellschaft hänge die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft aber entscheidend von Hochschulabsolventen mit hoher Flexibilität und Leistungsbereitschaft ab. Ein Demokratisierungsprozess, wie man ihn in der Vergangenheit erlebt habe, sei sicher immer begleitet von Bürokratisierung und nehme sich deshalb einen Teil der ihm zunächst zugeschriebenen Effizienz selbst. Die Frage sei deshalb: „Inwieweit müssen wir die Regeln ändern?"[66] Herrhausen sprach zwar gar nicht explizit von Elitenförderung, doch dürften für die Zuhörer kaum Zweifel bestanden haben, dass seiner Meinung nach die Regeln der Wissenschaftsförderung in genau diesem Sinne modifiziert werden mussten.

[65] HADB V30/677, „Man muss nur fördern wollen. Im System der Universität ist Spitzenforschung möglich", Beitrag von Peter Glotz zum Villa Hügel-Gespräch am 29. 9. 1981.

[66] HADB V30/677, Ausführungen Alfred Herrhausens beim Villa Hügel-Gespräch am 29. 9. 1981.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Für den Stifterverband bekam das Villa Hügel-Gespräch über die Förderung von Spitzenleistungen, das in der Presse ein breites und überwiegend positives Echo fand[67], geradezu „initiierende Bedeutung" für ein neues, strategisch angelegtes Förderprogramm zur Veränderung der bundesdeutschen Hochschullandschaft[68]. Bei Umsetzung zeigte sich allerdings rasch, dass sich die konkreten Vorstellungen des Verbands über neue Regeln und Institutionen nicht mit denen Herrhausens deckten; besonders deutlich trat das bei der Gründung der privaten Universität Witten/Herdecke hervor, der ersten ihrer Art in der Bundesrepublik.

IV. Gründung und Ausbau der Universität Witten/Herdecke

Als die neue christlich-liberale Bundesregierung unter Helmut Kohl (CDU) ihr wissenschaftspolitisches Programm bekannt machte, in dem der Gedanke des Wettbewerbs zur Steigerung von Qualität und Leistung unterstrichen und die Zulassung privater Hochschulen angekündigt wurde, begriff der Stifterverband das als Chance für eigene hochschulpolitische Initiativen[69]. Ein klares Konzept dafür gab es nicht, fest stand nur, dass die „verkrusteten Strukturen" aufgebrochen und „Experimente" angestoßen werden sollten[70]. Man konzentrierte sich schließlich auf zwei Schwerpunkte: die Förderung von Stiftungsprofessuren und internationalen Austauschprogrammen. Gegenüber privaten Hochschulneugründen blieb der Verband dagegen, anders als Herrhausen das erwartet und erhofft hatte, zurückhaltend. Denn bei aller grundsätzlichen Sympathie für die Stärkung des Wettbewerbsgedankens in der deutschen Hochschullandschaft verstand der Stifterverband solche Gründungsinitiativen auch als Konkurrenz um die wissenschaftsfördernden Spenden der Wirtschaft, also als potenzielle Gefahr für sich selbst als Institution. Noch schwerer aber wog sicher die Skepsis, dass es den privaten Neugründungen überhaupt gelingen werde, ihre dauerhafte Grundfinanzierung sicherzustellen.

Herrhausen, der von der Notwendigkeit der praktischen Heranbildung von Leistungs- und Verantwortungseliten überzeugt war, ließ sich freilich nicht davon abhalten, sich persönlich für den Auf- und Ausbau der ersten bundesdeutschen Privathochschule in Witten/Herdecke zu engagieren. Mitglieder des Gründungszirkels am anthroposophisch ausgerichteten Gemeinschaftskrankenhaus in Herdecke waren unmittelbar nach der formalen Anerkennung der Hochschule durch die Landesregierung Nordrhein-Westfalens im Juli 1982, der ein langes Tauziehen vorausgegangen war[71], mit der Bitte an ihn herangetreten, sich für

[67] Vgl. exemplarisch Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. 10. 1981: „Weniger tun, um mehr zu tun. Das Gespräch über Spitzenforschung in Essen"; Die Welt vom 1. 10. 1981: „Debatte über Spitzenforschung Schluss mit dem Prinzip der Gießkanne!"; Süddeutsche Zeitung vom 2. 10. 1981: „Die Forscher sind des Klagens müde".

[68] Schulze, Stifterverband, S. 284.

[69] Vgl. ausführlich ebenda, S. 279–293.

[70] Klaus Liesen im Gespräch mit der Verfasserin am 14. 8. 2012.

[71] Vgl. ausführlich Schily, Der staatlich bewirtschaftete Geist, S. 160–179.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

das Kuratorium zur Verfügung zu stellen[72]. Von der Grundidee der Initiatoren, ausgehend von der Medizin auch für andere Disziplinen neue wissenschaftlich-methodisch fundierte, aber doch lebenspraktisch orientierte Wege des Forschens, Lehrens und Lernens zu erproben, war Herrhausen sehr angetan und sagte deshalb gleich bei einem ersten Arbeitstreffen mit dem Vorsitzenden des Universitätsvereins Konrad Schily zu, im Kuratorium mitzuwirken und auch bei anderen Unternehmern für das Vorhaben zu werben[73]. Zu den Gleichgesinnten, die sich ebenfalls nicht von der Skepsis des Stifterverbands abhalten ließen, zählten unter anderem Ludwig Bölkow als Mitinhaber des Rüstungs- und Raumfahrtunternehmens Messerschmitt-Bölkow-Blohm, Egon Overbeck vom Vorstand der Mannesmann AG und Detlev Rohwedder vom Vorstand der Hoesch AG; hinzu kam wenig später noch Klaus Knizia, der Vorstandsvorsitzende der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen AG in Dortmund, den Herrhausen persönlich für die Mitarbeit im Kuratorium gewonnen hatte[74]. Die vom Strukturwandel hart betroffene Stahlbranche war demnach für das Projekt Witten/Herdecke besonders aufgeschlossen.

Bei der feierlichen Eröffnung der Universität am 30. April 1983, an der mehr als tausend Gäste teilnahmen, ließ Herrhausen in seiner Begrüßungsrede erkennen, was ihn dazu motivierte, bei diesem innovativen Vorhaben mitzumachen – trotz eines gewissen Dissenses mit dem Stifterverband, dessen Vorstand er ja angehörte[75]. Neben dem originären Interesse an Bildung und Wissenschaft war dafür seine Überzeugung ausschlaggebend, dass zur besseren Bewältigung des wirtschaftlichen Strukturwandels und der damit verknüpften gesellschaftlichen Probleme unbedingt mehr für die Heranbildung von Eliten getan werden müsse. Herrhausen skizzierte ein ganzes Bündel von Gegenwartsproblemen, von der dünner werdenden Eigenkapitalbasis der Wirtschaft über die strukturelle Arbeitslosigkeit und die wachsende Staatsverschuldung hin zum Verlust gemeinsamer Wertvorstellungen der Bürger, um dann festzustellen, dass noch niemand wisse, wie alle diese Probleme gelöst werden könnten. „Aber dass ihre Lösung nur mög-

[72] HADB V30/747/1, Dr. Werner Ischebeck, Wuppertal, an Herrhausen, 3. 9. 1982.

[73] HADB V30/747/1, Dr. Konrad Schily, Universitätsverein Witten/Herdecke, an Herrhausen, 18. 11. 1982, und Notiz Pinckert für Herrhausen, 13. 12. 1982. Das Kuratorium konstituierte sich im Januar 1983, den Vorsitz übernahm, nachdem der von Herrhausen zunächst vorgeschlagenen Liesen aus naheliegenden Gründen abgesagt hatte, Kuhnke, der vormalige Vorstandsvorsitzende des Stifterverbands; HADB V30/747/2, Protokoll der konstituierenden Sitzung des Kuratoriums des Universitätsvereins Witten/Herdecke am 21. 1. 1983.

[74] HADB V30/747/2, Einladung zur 2. Sitzung des Kuratoriums des Universitätsvereins Witten/Herdecke, 25. 4. 1983.

[75] HADB V30/5, „Hochschule und industrielle Gesellschaft", Vortrag Herrhausens zur Eröffnung der Universität Witten/Herdecke am 30. 4. 1983. Unter dem Titel „Wirtschaft und Universität (1983)" mit leichten redaktionellen Änderungen abgedruckt in Alfred Herrhausen. Denken – Ordnen – Gestalten. Reden und Aufsätze, hrsg. von Kurt Weidemann, Berlin 1990, S. 33–41. Der Stifterverband richtete im Frühjahr 1983 für seine Mitglieder immerhin einen Sammelfonds zur Unterstützung der Universität Witten/Herdecke ein, in den auch die Deutsche Bank einzahlte; HADB V30/747/1, Niederste-Ostholt an Wegener, Generalsekretariat, Deutsche Bank, 21. 6. 1983.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

lich ist", so hob Herrhausen hervor, „wenn wir das dazu erforderliche geistige Kapital zielstrebig und konsequent entwickeln und alle Begabungen tatkräftig fördern, das ist gewiss."[76] Dazu gehöre, dass alle Menschen gleiche Bildungschancen bekommen müssten, die Begabten dann aber auch besser sein dürften als andere, man also unterschiedliche Ergebnisse des Bildungsprozesses akzeptiere. In einer Demokratie sei das sicher nicht einfach. Der Konflikt zwischen der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz und der Ungleichheit in den Staats- und Gesellschaftsfunktionen könne aber nicht überwunden werden, indem man egalisierende Regeln stärker betone als unterschiedliche menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten. Die Zeiten seien nicht so, dass die Gesellschaft es sich erlauben dürfe, Talente unentdeckt und ungefördert zu lassen. Nicht nur die Wirtschaft, auch Politik, Verwaltung, Medien, Kunst und Kultur, sie alle würden nach „erstklassigen Köpfen" rufen. Ein Land wie die Bundesrepublik Deutschland, klein, als Nation geteilt und ohne natürliche Ressourcen, brauche Eliten. Allerdings, darüber dürfe kein Zweifel bestehen, müssten dies „offene Eliten" sein, „bei denen nicht ererbte oder formale Zugehörigkeiten zu bestimmten Schichten den Ausschlag für den Zugang geben, sondern allein die individuelle Leistung gepaart mit Integrität und Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Ganzen"[77]. Die Universität Witten/Herdecke stelle sich dieser Herausforderung: Der äußeren Freiheit vom Staat werde sie die innere Freiheit für die Erkenntnis- und Wahrheitssuche in der alltäglichen Praxis freilich erst noch hinzuzufügen haben.

Für viele Zuhörer war diese Rede offenbar ein Ansporn, die neue Universität zu unterstützen, nicht nur finanziell, auch ideell und praktisch, wie etwa im Falle einiger Bielefelder Juristen, die sich um den Aufbau einer Juristischen Fakultät zu bemühen begannen[78]. Doch gab es in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit auch weiterhin sehr kritische Stimmen, die befürchteten, dass die Wirtschaft auf die von ihr mitfinanzierte Universität übermäßig starken Einfluss ausüben werde. Vor allem die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und der Deutsche Gewerkschaftsbund sahen die Gefahr einer dauerhaft starken Abhängigkeit der Universität von den Interessen der sie finanzierenden Unternehmen. In ihren Augen war das staatliche Bildungsmonopol bedroht, das allein den freien Zugang

[76] HADB V30/5, „Hochschule und industrielle Gesellschaft", Vortrag Herrhausens zur Eröffnung der Universität Witten/Herdecke am 30.4.1983. Er zitierte dabei aus dem Editorial zum gerade erschienenen Geschäftsbericht der Deutschen Bank für 1982, in dem er die Notwendigkeit zur Elitenförderung ebenfalls dargelegt hatte; vgl. Bericht des Vorstandes, Brauchen wir Eliten?, in: Geschäftsbericht für das Jahr 1982. Deutsche Bank AG, Frankfurt a. M. 1983. Die Idee, im Editorial zu den Geschäftsberichten der Deutschen Bank dezidierte wirtschafts- und gesellschaftspolitische Stellungnahmen zu veröffentlichen, was bis dahin völlig unüblich war, geht auf Herrhausen persönlich zurück und wurde von 1980 bis 1988 so praktiziert. Die Texte stammen aus seiner eigenen Feder, wurden aber im Vorstand der Deutschen Bank abgestimmt.

[77] HADB V30/5, „Hochschule und industrielle Gesellschaft", Vortrag Herrhausens zur Eröffnung der Universität Witten/Herdecke am 30.4.1983.

[78] HADB V30/5 u. HADB V30/747/1, Zuschriften, die nach der Eröffnungsfeier im Büro Herrhausens eintrafen.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

für alle Bevölkerungsschichten zur Hochschule gewährleisten konnte[79]. Gerade Herrhausens Rede, in der er ganz offen aus dem Geschäftsbericht der Deutschen Bank zitiert hatte, belebte solche Befürchtungen. In seinen Interviews nach der Eröffnung, etwa mit dem *Westdeutschen Rundfunk*, versuchte Herrhausen zu beschwichtigen[80]. Witten/Herdecke sei keine Universität der Wirtschaft, diese wirke hier nur mit. Die Wirtschaft denke gar nicht daran, Einfluss auf Lehr- und Lerninhalte zu nehmen, weil das genau das Gegenteil davon wäre, was sie unter Freiheit der Wissenschaft verstehe. Es gebe auch keinen Anlass zu befürchten, dass Witten/Herdecke zu einer Elite-Universität nach amerikanischem Vorbild werde; es gehe vielmehr um die Bildung einer Leistungs- und Verantwortungselite auf einem breiten gesellschaftlichen Fundament. Er wisse sehr wohl, dass das Wort Elite historisch durch den Nationalsozialismus „befrachtet" sei. Man könne das nur „zurechtrücken", wenn man wieder etwas „unbefangener" damit umzugehen versuche. Angesprochen auf die Sorgen, keine private Grundfinanzierung der neuen Universität sicherstellen zu können, gab sich Herrhausen optimistisch. Er könne keine absolute Gewissheit geben, habe aber doch ein großes Maß an Hoffnung: „Ich geh' davon aus, dass das Experiment gelingt, auch finanziell", ließ er wissen[81]. Das war nicht nur als Prognose, sondern auch als Selbstverpflichtung gemeint.

Die Anfänge der neuen Universität waren vom Haushalt und den Studentenzahlen her bescheiden, aber ambitioniert: Im Mai 1983 nahm zunächst die Fakultät für Humanmedizin mit knapp 30 Studenten[82] den Betrieb auf, sukzessive sollten dann Zahnmedizin, Biologie, Chemie und Physik, Mathematik sowie Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, aber auch Philosophie, Orientalistik und andere Geisteswissenschaften hinzukommen; das Ziel war eine Volluniversität[83]. Von den eigenen Hochschullehrern wurde erwartet, dass sie ihr Fach in Forschung und Lehre bestens vertraten und zugleich dessen lebensnahe, berufliche Praxis im Blick behielten. Die Gründer hatten sich dem Ideal einer „Erkenntnisgemeinschaft der Lehrenden" verschrieben, um gemeinsam, aber aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven vorherrschende Paradigmen zu hinterfragen und zur Lösung „gravierende[r] Gegenwartsfragen" beizutragen[84]. Die Studenten wollte man nicht zu „beruflichen Spezialisten", sondern eher zu „Generalisten mit beruflich speziellen Schwerpunkten", vor allem aber zu Persönlichkeiten mit eigener

[79] Vgl. Schily, Der staatlich bewirtschaftete Geist, S. 172 f.
[80] HADB V30/747/1, Interview von Christa Cloppenburg mit Alfred Herrhausen über die Eröffnung der Universität Witten/Herdecke, für die Sendung „Forum West", Westdeutscher Rundfunk, 8. 6. 1983.
[81] Ebenda.
[82] Der Quellenbegriff „Student" bezieht sich auf männliche und weibliche Studierende.
[83] Kuhnke, der Vorsitzende des Kuratoriums, bestätigte dies im Juli 1983 nochmals ausdrücklich gegenüber Herrhausen; HADB V30/747/1, Kuhnke an Herrhausen, 5. 7. 1983.
[84] Vgl. Haro von Buttlar, Ein Pflänzchen hegen, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 26 f., Zitate S. 27.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Urteilskraft heranbilden[85]. Für alle gab es deshalb ein fächerübergreifendes Studium fundamentale mit Anstößen, über die historisch-philosophischen Grundlagen, die erkenntnistheoretischen Möglichkeiten und auch die Konsequenzen der Entwicklung der eigenen Disziplin für Menschen, Gesellschaft und Umwelt nachzudenken[86]. Mit den staatlichen Universitäten sah man sich in einem „ideologiefreien, qualitätsfördernden Wettbewerb im Bildungswesen" und wollte sich von ihnen vor allem durch höhere Effizienz unterscheiden, die über die private, weniger bürokratisch zu handhabende Finanzierung, vor allem aber durch die individuelle, nicht an Notendurchschnitte, sondern in erster Linie an die Motivation gebundene Auswahl und Betreuung der Studenten erreichbar schien[87]. Studiengebühren, die in der politischen Auseinandersetzung über die Zulassung der Universität ein Stein des Anstoßes gewesen waren, wurden zunächst nicht erhoben, aber für die Zukunft nicht ausgeschlossen. Vorerst jedoch sollte der Universitätsbetrieb allein durch die Beiträge der fördernden Mitglieder, durch Überschüsse der eigenen Kliniken sowie durch Spenden und Stiftungen finanziert werden[88].

Es waren strategische Überlegungen Herrhausens, die dafür sorgten, dass bald nach der Eröffnung und viel schneller als geplant der Aufbau der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vorankam. In der Absicht, für die Gründung und Förderung privater Hochschulen insgesamt zu werben, hatte er sich entschlossen, den Stiftungsfonds Deutsche Bank zu diesem Zweck einzusetzen, auch wenn der Stifterverband selbst den Neugründungen mit Zurückhaltung begegnete[89]. Herrhausen wollte die Universität Witten/Herdecke zu einem Erfolgsmodell machen und stellte deshalb schon im Herbst 1983 die großzügige Unterstützung des Aufbaus der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät mit jährlich einer Million DM für zunächst fünf Jahre aus dem Stiftungsfonds Deutsche Bank in Aussicht[90]. Angesichts

[85] HADB V30/747/1, Universitätsverein Witten/Herdecke, an Grün, Büro Herrhausen, 14.10.1983.

[86] Vgl. Reinhardt Habel, Studium fundamentale, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 94–97.

[87] Diese Ansichten äußerte Kuhnke, der Vorsitzende des Kuratoriums des Universitätsvereins Witten/Herdecke, bei der Eröffnung am 30.4.1983; zit. nach Martin Butzlaff, Prolog, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 6f., hier S. 6. Zum Auswahlverfahren, das von den einzelnen Fakultäten selbst vorgenommen wurde, vgl. Peter Lauer, Nadelöhr, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 44–47.

[88] HADB V30/747/1, Niemeyer an Niederste-Ostholt, 26.5.1983; HADB V30/679, Vorlage zur Vorstandssitzung des Stifterverbands am 11.5.1985.

[89] HADB V30/747/1, Vermerk Pistor, Stifterverband, über ein Gespräch mit Herrhausen am 12.1.1984.

[90] HADB V30/747/1, Niemeyer an Herrhausen, 20.1.1984; Vermerk Grün für Herrhausen, 8.2.1984. Die Deutsche Bank schob mit dem – tatsächlich noch für 1984 bewilligten – Förderbetrag von einer Million DM nicht nur den Aufbau der Wirtschaftswissenschaften Fakultät massiv an, sie zählte damit neben der Krupp-Stiftung und der Volkswagen-Stiftung, die ab 1985 jährlich ebenfalls eine Million DM bzw. 1,15 Millionen DM für die Universität insgesamt zur Verfügung stellten, zu den drei größten Einzelförderern; HADB V30/747/1, Einnahmen- und Ausgabenplan der Universität Witten/Herdecke für 1985–1989.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

der hohen, bereits bestehenden Verpflichtungen des gemeinsam verwalteten Fonds 1 schlug Herrhausen dem Generalsekretär Niemeyer sogar vor, der Stifterverband solle einen deutlich höheren Beitrag aus dem ihm eigentlich zur freien Verfügung stehenden Fonds 2 bewilligen, als es die ursprünglichen Regelungen vorsahen: Der Aufbau der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät könne besser getragen werden, wenn der Stifterverband nicht nur 40, sondern 50 Prozent der angedachten Jahresfördersumme aus Fonds 2 zur Verfügung stelle[91].

Der Stifterverband konnte sich diesem Ansinnen der Stifterin kaum verweigern. Nachdem die Deutsche Bank selbst grünes Licht gegeben hatte, stimmte auch der Vorstand des Stifterverbands der Förderung Witten/Herdeckes in der von Herrhausen vorgeschlagenen Weise zu[92]. In der Diskussion über ein Grundsatzpapier des Stifterverbands zu den privaten Hochschulen trat dann freilich eine ganz eigentümliche Diskrepanz zu Tage. Obwohl der Vorstand des Stifterverbands dem Drängen Herrhausens nachgegeben hatte, beurteilte er die verschiedenen privaten Gründungsinitiativen ausgesprochen kritisch, ja bescheinigte ihnen im Grunde genommen die Nicht-Förderungswürdigkeit. Ein vom Stifterverband beauftragter Beraterkreis war nämlich zu dem Schluss gekommen, dass man die meisten privaten Neugründungen, wie beispielsweise die noch in Vorbereitung befindliche Internationale Universität in Ingolstadt oder die Wissenschaftliche Hochschule für Unternehmensführung in Koblenz, überhaupt nicht als Universitäten betrachten könne; es handle sich eher um spezielle „akademische Ausbildungsstätten“[93]. Lediglich in Witten/Herdecke zeichne sich das Profil einer Volluniversität ab. Ein substanzieller Beitrag zur Lösung der bestehenden Probleme der deutschen Hochschullandschaft könne von den privaten Neugründungen ebenso wenig erwartet werden wie besondere Forschungsleistungen. Es fehle ihnen an überzeugenden Konzeptionen, an herausragenden Forscherpersönlichkeiten und an ausreichenden Ausstattungen. In dieser Hinsicht bestanden bei der Universität Witten/Herdecke sogar besondere Zweifel, weil ihr anthroposophisch beeinflusster Ansatz sich als starke Einengung für Forschung und Lehre erweisen könne. Insgesamt waren die Experten zu dem Schluss gekommen, dass eine Förderung durch den Stifterverband in jedem Einzelfall an strengste Voraussetzungen geknüpft werden müsse, unter anderem an die Vorlage überprüfbarer Finanzierungs- und Stellenpläne, klarer Berufungs- und Qualifikationskriterien sowie begutachtungsfähiger Forschungskonzeptionen.

Ein solcher von der Skepsis etablierter Hochschullehrer geprägter Befund war für Herrhausens Absicht, durch das eigene Beispiel für die Förderung privater

[91] HADB V30/679, Vermerk Niederste-Ostholt/Grün für Herrhausen, 9.3.1984, und Herrhausen an Niemeyer, 14.3.1984. Dieser Vorschlag entsprach dem Modell, das man 1982 für das Historische Kolleg gefunden hatte, das dort aber erst ab dem Kollegjahr 1985/86 zum Tragen kam.

[92] HADB V30/769, Vermerk Herrhausen für den Vorstand der Deutschen Bank, 16.3.1984, und Herrhausen an den Universitätsverein Witten/Herdecke, 29.3.1984; HADB V30/675, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 11.5.1984.

[93] HADB V30/679, Vorlage für die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 11.5.1985, Anlage „Grundsatzpapier Private Hochschulneugründungen“.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Hochschulen insgesamt zu werben, höchst problematisch. Seine Assistenten empfahlen ihm dringend, möglichst dafür zu sorgen, dass der Verband „in etwas positiverem Sinne Farbe bekenne[n] und sich konstruktiv für eine Förderung zumindest einer kleinen Keimzelle ausspreche[n]“ möge, nämlich Witten/Herdeckes, auch wenn der Erfolg nicht garantiert werden könne[94]. Der Stifterverband laufe ansonsten Gefahr, „den Grundstein für den Misserfolg privater Universitäten in Deutschland zu legen“[95]. Mit Unterstützung von Liesen, der sich als Vorstandsvorsitzender bereits auf der Jahresversammlung 1983 hinter Herrhausens Forderung nach verstärkter Elitenförderung gestellt hatte und im Vorstand nun eindringlich dafür warb, nicht nur die Risiken, sondern auch die Chancen der privaten Hochschulen zu sehen, konnte Herrhausen tatsächlich erreichen, dass eine weniger ablehnende Erklärung verabschiedet wurde: Privatuniversitäten wurden darin unter ordnungspolitischen Gesichtspunkten nun sogar begrüßt, sofern sie nicht, und das war der Kernsatz, lediglich eine „quantitative Ergänzung“, sondern auch eine „qualitative Alternative“ zum bestehenden Hochschulsystem anstrebten[96]. Vordringlich wollte der Stifterverband allerdings eine andere Art der privaten Initiative prüfen, nämlich die Möglichkeit der Errichtung von Stiftungslehrstühlen, ganz unabhängig von der Rechtsform des jeweiligen Hochschulträgers[97].

Angesichts dieses Ergebnisses sah sich Herrhausen nun noch mehr in der Pflicht, zum Erfolg der Universität Witten/Herdecke beizutragen, ja ihn unter Beweis zu stellen. Das Beispiel der Deutschen Bank, für die Herrhausen stand, machte tatsächlich bald Schule: Ab 1985 beteiligten sich auch die Krupp-Stiftung und die Volkswagen-Stiftung mit etwa gleich hohen Beträgen an der Finanzierung der Universität[98]. Doch Presseberichte über finanzielle Unregelmäßigkeiten in der Universitätsverwaltung, die wenig später kursierten, bestärkten die Skepsis selbst der Unternehmer, die bereits zu den Förderern zählten[99]. Gemeinsam mit Schily, dem Vorsitzenden des Universitätsvereins, unternahm Herrhausen nun erhebliche Anstrengungen, das Vertrauen der Spender zu erhalten und die Finanzierung der Universität auf längere Sicht sicherzustellen[100]. Er selbst war inzwi-

[94] HADB V30/679, Vermerk Niederste-Ostholt/Grün für Herrhausen, 4.5.1984.

[95] Ebenda.

[96] HADB V30/675, Niederschrift über die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 11.5.1984; HADB V30/679, Stellungnahme des Stifterverbands zu privaten Hochschulneugründungen, 11.5.1984.

[97] Noch im Mai 1985 beschloss der Stifterverband ein Programm zur Förderung von Stiftungsprofessuren im Volumen von zehn Millionen DM, das in der Wirtschaft durchweg positive Resonanz hervorrief; HADB V30/680, Vermerke Spennemann für Herrhausen, 21.4. u. 12.5.1986.

[98] HADB V30/747/1, Einnahmen- und Ausgabenplan der Universität Witten/Herdecke für 1985–1989.

[99] Zu ihnen zählte insbesondere auch Reinhard Mohn, der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Bertelsmann AG, zugleich Mitglied des Kuratoriums der ZEIT-Stiftung, die mit jährlich 200.000 DM an der Finanzierung der Universität beteiligt war; HADB V30/747/1, Mohn an Herrhausen, 12.12.1985.

[100] Von besonderer Bedeutung war dabei Herrhausens Vermittlung zwischen Schily und Mohn; HADB V30/747/1, Schriftwechsel Schily und Mohn. Schily, der diese Vermittlung Herrhau-

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

schen zu einem von zwei Sprechern des Vorstands der Deutschen Bank aufgestiegen, konnte sein Wort also mit noch größerem Gewicht in die Waagschale werfen[101]. Er zögerte nicht, auch umstrittene Vorstöße Schilys zu unterstützen: Dieser wollte das Land Nordrhein-Westfalen zur Einbeziehung der Universität in die Hochschulbauförderung bewegen, obwohl das in Politik und Öffentlichkeit als Abkehr von der vollmundigen Gründungserklärung gewertet wurde, völlig ohne staatliche Hilfe auszukommen. Schily begründete den Schritt – wie Herrhausen fand, sehr überzeugend – damit, dass es für das Land ausgesprochen wichtig sei, die Universität fest in der Region zu verankern, denn diese sei ein wertvoller Beitrag zum Strukturwandel des Ruhrgebiets[102]. Doch die Landesregierung lehnte dieses Ansinnen zunächst ab, auch wenn auf ausdrücklichen Wunsch des Ministerpräsidenten Johannes Rau (SPD), mit dem Herrhausen gesprochen hatte, weitere Verhandlungen geführt werden sollten[103].

Herrhausen scheute keine Mühen, zusätzliche Unterstützung zu mobilisieren, denn das Projekt Witten/Herdecke, das er sich so sehr zu Eigen gemacht hatte, weil er den Ansatz zur praktischen Heranbildung von Leistungs- und Verantwortungseliten für ausgesprochen wichtig hielt, schien ihm ernsthaft in Gefahr. Die Reaktionen auf seine Schreiben an die Vorstandsvorsitzenden namhafter Großunternehmen fielen gemischt, aber nicht durchweg entmutigend aus[104]. Als dann allerdings wenig später ein Gutachten der Wirtschaftsprüfer zur Tätigkeit der Universitätsverwaltung auf Herrhausens Tisch kam, machte er gegenüber Schily kein Hehl daraus, dass er nicht bereit war, sich bedingungslos weiter für die Universität zu engagieren. Er mahnte Schily eindringlich, das Haus in Ordnung zu bringen, sonst werde man mit dem Dauerproblem der Finanzierung des weiteren Ausbaus nicht fertig werden. Er selbst könne sich dann auch nicht bereit erklären, „den

sens nicht herausstellt, beschreibt aufschlussreich seine erste persönliche Begegnung mit Mohn; vgl. Schily, Der staatlich bewirtschaftete Geist, S. 188–190.

[101] Mit seiner Wahl zum Vorstandssprecher im Mai 1985 an der Seite von F. Wilhelm Christians übernahm Herrhausen unter anderem die Verantwortung für die Öffentlichkeitsarbeit der Bank, für die Beteiligungen und für das – noch nicht sehr stark entwickelte – internationale Investmentbanking.

[102] HADB V30/747/1, Vermerk Spennemann für Herrhausen, 17.2.1986, und Schily an die Vertreter der Presse, 22.4.1986, und Herrhausen an den Ministerpräsidenten des Lands Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, 2.6.1986. Da auch andere nicht-staatliche Hochschulen, etwa die katholischen und evangelischen Fachhochschulen, in den Genuss der staatlichen Hochschulbauförderung kamen, konnte der Privaten Universität Witten/Herdecke diese Unterstützung nach Meinung vieler Experten eigentlich nicht verwehrt werden; sie hatte sich aber bei ihrer Anerkennung nicht ausdrücklich gegen einen Passus im Anerkennungsbescheid vom 14.7.1982 gewehrt, der eine finanzielle Förderung durch das Land auf Dauer ausschloss; vgl. Der Spiegel vom 19.5.1986: „Im Prinzip nein".

[103] HADB V30/747/1, Rau an Herrhausen, 28.7.1986, und Herrhausen an Rau, 6.8.1986.

[104] HADB V30/747/1, Herrhausen an die Vorstandsvorsitzenden verschiedener Unternehmen, 16.6.1986. Exemplarisch für eine positive Reaktion HADB V30/747/1, Marcus Bierich, Robert Bosch GmbH, an Herrhausen, 7.7.1986; 1986, und Herrhausen an Bierich, 11.7.1986.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

bisherigen Einsatz für die Universität, den ich ansonsten noch zu verstärken bereit bin, fortzusetzen“[105].

Schily verstand diese Botschaft zu Recht als ernstes Warnsignal. Die Abkehr Herrhausens vom Universitätsverein wäre weithin wahrgenommen und als Fanal für das Scheitern des Projekts gewertet worden[106]. Im Herbst 1986 wurde daraufhin – was Herrhausen begrüßte – eine grundlegende Reorganisation der Universität eingeleitet. Konkrete Pläne dafür waren im Auftrag Reinhard Mohns, Mitglied des Kuratoriums der ZEIT-Stiftung, die zu den Förderern der Universität gehörte, und in enger Abstimmung mit Herrhausen von der Unternehmensberatung McKinsey & Co. erarbeitet worden[107]. Die wichtigste Empfehlung bestand darin, eine gemeinnützige Betriebs-GmbH zu gründen, die eng mit dem weiterbestehenden Universitätsverein zusammenarbeiten, aber gleichzeitig eine professionelle Geschäftsführung sicherstellen sollte[108]. Herrhausen und Mohn gelang es in dieser Situation, den der Universität zwar sehr gewogenen, inzwischen aber auch skeptischen Berthold Beitz als Vorsitzenden des Kuratoriums der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung davon zu überzeugen, dass die Universität ihre organisatorischen Probleme ernsthaft in Angriff genommen habe und sie auch meistern werde[109]. Die Krupp-Stiftung erteilte ihre Zusage, die Universität weiterhin zu unterstützen[110].

In der Hauptverwaltung des Stifterverbands blieb man trotz dieser positiven Ergebnisse kritisch. Generalsekretär Niemeyer wies Herrhausen im Januar 1987 ausdrücklich darauf hin, dass er es für dringend geboten hielt, die Verwendung der Mittel aus dem Stiftungsfonds Deutsche Bank strenger zu kontrollieren[111]. Denn sie wurden nach seiner Feststellung teils gar nicht für die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, sondern für die Deckung allgemeiner Verwaltungskosten verwendet, was prinzipiell zwar möglich, bisher aber so nicht vereinbart worden sei. Herrhausen, der nur zu gut wusste, welche Schwächen das Rechnungswesen

[105] HADB V30/747/1, Herrhausen an Schily, 4. 7. 1986.

[106] HADB V30/747/1, Schily an Herrhausen, 14. 7. 1986.

[107] Mohn agierte hier als Vertreter der ZEIT-Stiftung, weder die Bertelsmann AG noch die Bertelsmann Stiftung waren zu diesem Zeitpunkt an der Förderung der Universität beteiligt. Mohn legte auch Wert auf die Feststellung, dass sein Haus dies nicht ändern wolle. Zur Freundschaft Mohns mit dem Verleger der Zeit, Gerd Bucerius, vgl. Erik Lindner, Reinhard Mohn und Gerd Bucerius. Eine unternehmerische Freundschaft, in: 175 Jahre Bertelsmann. Eine Zukunftsgeschichte, hrsg. von der Bertelsmann AG, München [2010], S. 210–237.

[108] HADB V30/747/1, Memorandum zur „Absicherung der weiteren Entwicklung der Universität Witten/Herdecke durch Verbesserung der organisatorischen Voraussetzungen“, McKinsey & Co., 25. 9. 1986; HADB V30/747/2, Protokoll der 12. Kuratoriumssitzung des Universitätsvereins Witten/Herdecke am 27. 10. 1986.

[109] HADB V30/748, Schily an Herrhausen, 28. 11. 1986, und Mohn an Herrhausen, 3. 12. 1986.

[110] HADB V30/748, Telefonnotiz über einen Anruf von Schily für Herrhausen, 11. 12. 1986, und Herrhausen an Mohn, 11. 12. 1986. Die Universität hatte bei der Krupp-Stiftung jährlich drei Millionen DM für die Dauer von fünf Jahren beantragt (1987–1991), zugesagt wurden ihr jährlich zwei Millionen DM für zunächst drei Jahre (1987–1989).

[111] HADB V30/768, Niemeyer an Herrhausen, 30. 1. 1987.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

der Universität noch aufwies[112], entschloss sich, künftig selbst im Finanzausschuss mitzuwirken, zumal dieser im Zuge der Etablierung der Betriebs-GmbH auch für die strategische Planung verantwortlich gemacht werden sollte[113]. Das entsprach ganz seinen persönlichen Interessen und auch Stärken. Von nachlassendem Engagement konnte also keine Rede sein, eher vom Gegenteil: Herrhausen wollte die Universität Witten/Herdecke, die ihm geradezu ideal erschien, um zur Heranbildung von Leistungs- und Verantwortungseliten beizutragen, unbedingt zu einem Erfolg machen.

Doch kaum hatte im April 1987 die Gründung der „Privaten Universität Witten/Herdecke GmbH" stattgefunden[114], tauchten in den Medien Gerüchte auf, die erste Privatuniversität der Bundesrepublik stehe kurz davor, ihren Standort nach Baden-Württemberg zu verlegen oder zumindest eine Niederlassung dort zu eröffnen[115]. Hintergrund dafür war der inzwischen deutlich spürbare Konkurrenzkampf um die Ansiedelung von Wirtschaftsunternehmen, Forschungsinstituten und Hochschulen zwischen den Bundesländern. Die Landesregierung von Baden-Württemberg unter Ministerpräsident Lothar Späth (CDU) hatte dem Universitätsverein Witten/Herdecke signalisiert, dass man – anders als das Land Nordrhein-Westfalen – gern bereit sei, Bauinvestitionen in Höhe von rund 135 Millionen DM zu übernehmen, wenn sich die Universität entschließen könne, nach Mannheim umzuziehen[116]. Die Presse konstatierte, dass dem ohnehin strukturschwachen Nordrhein-Westfalen ein gravierender Imageschaden drohe.

Herrhausen, der von Schily bereits vorab von dem Angebot aus Stuttgart erfahren hatte, war sichtlich beunruhigt. Es dürfe nichts geschehen, „was die Position, das Profil und das ernsthafte Engagement von und für Witten/Herdecke beeinträchtigen könnte", schrieb er Schily und forderte ihn eindringlich auf, seine Kräfte auf Witten/Herdecke zu konzentrieren, denn „Verzettelung" sei in diesem Fall „schädlich, wenn nicht tödlich"[117]. Deutlicher konnte man nicht sagen, was man von der Idee eines zweiten Standorts in Mannheim oder gar der kompletten Verlagerung nach Baden-Württemberg hielt: absolut nichts. Doch Schily wollte die Chancen, die in dem Angebot steckten, nicht vorschnell verschenken, sondern sie weiter ausloten, und sei es allein, um gegenüber dem Land Nordrhein-

[112] HADB V30/748, Vermerk Spennemann für Herrhausen, 26.1.1987; HADB V30/768, Herrhausen an Niemeyer, 4.2.1987.

[113] HADB V30/748, Vermerke Spennemann für Herrhausen, 6.2. u. 7.7.1987. Der neue Ausschuss für Finanzen und Strategie tagte erstmals im Juli 1987; Mohn war als Gast anwesend.

[114] Als Gesellschafter des Stammkapitals von 60.000 DM traten sechs Wissenschaftler und sechs Unternehmer auf, darunter Berthold Beitz, Herrhausen und Mohn; HADB V30/748, Protokoll der Gründungsversammlung der Privaten Universität Witten/Herdecke GmbH am 15.4.1987. Das bisherige Kuratorium des Universitätsvereins wurde in das Direktorium, das zugleich die Gesellschafterversammlung war, der neuen Gesellschaft überführt, dessen Vorsitz Mohn übernahm; HADB V30/748, Werner von Meding, Universitätsverein Witten/Herdecke, an Herrhausen, 12.5.1987.

[115] Einschlägige Presseberichte sind zu finden in HADB V30/752/2.

[116] Vgl. Der Spiegel vom 20.7.1987: „Paar blaue Flecken".

[117] HADB V30/748, Herrhausen an Schily, 22.5.1987.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Westfalen Verhandlungsdruck aufzubauen[118]. Herrhausen hielt das für ein gefährliches Spiel[119].

Im Direktorium der Universität Witten/Herdecke war man von der nordrhein-westfälischen Landesregierung inzwischen hochgradig enttäuscht: Sie sei „weder beweglich, noch visionsfreudig und schon gar nicht entschlossen [...], die Schwierigkeiten, die diese Region hat, sachlich ins Auge zu fassen und entsprechend vorausschauend zu handeln", hielt Schily dazu in einem internen Memorandum fest[120]. Was das Land dringend brauche, seien neue Denkansätze, wie sie die Universität Witten/Herdecke nicht nur fordere, sondern teils schon realisiert habe, die aber in einem Klima der „geistigen Selbstsicherheit, für die das Bestehende stets schon das Optimum ist", nicht gedeihen könnten[121]. Obwohl Mohn als Vorsitzender und Herrhausen als Mitglied gravierende Bedenken äußerten, beauftragte das Direktorium per Mehrheitsbeschluss bald darauf – gestützt auf eine eigene Standortstudie[122] – das Präsidium der Universität, alle erforderlichen Maßnahmen für die Gründung und staatliche Anerkennung einer privaten Universität in Mannheim in der Trägerschaft der Privaten Universität Witten/Herdecke GmbH zu ergreifen, sofern die Landesregierung Baden-Württembergs verbindlich zusichere, das volle Promotions- und Habilitationsrecht zu gewähren, die Aufnahme der Universität in die von Bund und Ländern getragene Hochschulbauförderung zu beantragen, damit diese in den Genuss von öffentlichen Investitionsmitteln in Höhe von 150 Millionen DM komme, sowie in den Jahren 1988 bis 1992 einen Zuschuss von 50 Millionen DM zur Grundfinanzierung der Universität und zum Aufbau eines Stiftungsfonds zu leisten[123]. Gemessen am ursprünglichen Anspruch, eine vollständig private Universität zu sein, waren das markante, auch intern heftig umstrittene Abstriche[124].

Doch Schily war entschlossen, die Verhandlungen mit Baden-Württemberg voranzutreiben, und tat dies auch[125]. Zugleich behielt er im Blick, welche Reaktionen das bei der Landesregierung Nordrhein-Westfalens hervorrief[126]. Anders als der

[118] HADB V30/748, Schily an Herrhausen, 29.5.1987, und Schily an Späth, 25.6.1987.

[119] Hinzu kam, dass er sich bald auch des falschen Gerüchts erwehren musste, er selbst sei – gemeinsam mit Mohn – der Initiator von Plänen für eine weitere Privatuniversität in Mannheim. Die Rektoren der Universitäten Mannheim und Heidelberg zeigten sich darüber sehr beunruhigt; Schriftwechsel in HADB V30/748.

[120] HADB V30/752/1, Darstellung der Verhandlungen in Nordrhein-Westfalen, Schily, 14.10.1987.

[121] Ebenda.

[122] HADB V30/748, Mohn an die Mitglieder des Direktoriums, 15.6.1987; HADB V30/752/1, Zusammenfassung der Verhandlungen in Nordrhein-Westfalen und der Standort-Studie Mannheim, Schily, 14.10.1987, und Vermerk Spennemann für Herrhausen, 14.10.1987.

[123] HADB V30/752/1, Fernscheiben Universität Witten/Herdecke an Herrhausen, 20.10.1987, mit Anlage: Beschlussvorlage Schilys für das Direktorium der Universität Witten/Herdecke am 22.10.1987, und Mohn an Herrhausen, 27.10.1987, und Telefonnotiz Pinckert für Herrhausen, 28.10.1987.

[124] HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 12.1.1988.

[125] HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 23.12.1987.

[126] Als Bildungsministerin Anke Brunn im November 1987 erklärte, das Land Nordrhein-Westfalen wolle sich nun doch für die Aufnahme der Universität Witten/Herdecke in die

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

recht optimistische Herrhausen war er nicht zuversichtlich, dass man dort noch „Einsicht" zeigen und der Universität wegen ihres Beitrags zur Bewältigung des Strukturwandels im Ruhrgebiet mehr Entgegenkommen erweisen werde[127]. Besonders empörte es Schily, als er erfuhr, mit welch Argumenten vom Düsseldorfer Wissenschaftsministerium aus politische Stimmung gegen private Hochschulen generell gemacht wurde, ohne das besondere Anliegen Witten/Herdeckes überhaupt anzusprechen: Die Studentenschaft der neuen Privathochschulen rekrutiere sich ganz überwiegend aus der „Oberschicht"[128], hieß es in einem Schreiben des Staatssekretärs Gerhard Konow an verschiedene Ansprechpartner in sozialdemokratisch regierten Bundesländern, von dem Schily vertraulich Kenntnis bekommen hatte[129]. Die Privatschulen würden „Elitebildung bei sozialer Selektion" betreiben, was ein „extrem demokratiefeindlicher Vorgang" sei, der nicht noch zusätzlich vom Staat unterstützt werden dürfe, etwa durch Aufnahme in die Hochschulbauförderung[130]. Andererseits ließ die Düsseldorfer Landesregierung aber erkennen, dass sie sich vorstellen konnte, zumindest den Ausbau der Universitäts-Kliniken finanziell stärker als bisher zu unterstützen. Schily trieb deshalb sowohl den Ausbau der Kliniken als auch die Vorbereitungen für den neuen Standort in Mannheim voran[131].

Herrhausen war im Mai 1988 zum alleinigen Vorstandssprecher der Deutschen Bank berufen worden und hatte folglich einen immer dichter gedrängten Terminkalender[132]. Dennoch widmete er der Universität Witten/Herdecke weiterhin beträchtliche Aufmerksamkeit. Er hatte Schily versprochen, den von den Wissenschaftlern im Direktorium festgelegten Kurs trotz eigener Bedenken mitzutragen, und er hielt sich daran, auch als im eigenen Haus der Eindruck entstand, die Universität Witten/Herdecke gleite immer mehr ins „alternative Lager" ab[133]. Das ist bezeichnend für seine grundsätzliche Haltung: Herrhausen respektierte den Anspruch der Universität auf Autonomie, was ihm Schily hoch anrechnete[134]. Herrhausen unterschied sich durch diese Einstellung von anderen Förderern der Universität. Mohn zum Beispiel erklärte im Juli 1988, dass er sein Mandat als Vor-

Hochschulbauförderung einsetzen, teilte er dies beispielsweise umgehend Herrhausen mit; HADB V30/752/1, Telefonnotiz Pinckert für Herrhausen über einen Anruf von Schily, 20.11.1987.

127 HADB V30/752/1, Herrhausen an Schily, 28.12.1987, und Schily an Herrhausen, 5.1.1988.

128 Analysen zur sozialen Zusammensetzung der Studentenschaft der Universität Witten/Herdecke liegen meines Wissens nicht vor, so dass sich dieser pauschale Vorwurf in ihrem Fall weder erhärten noch widerlegen lässt.

129 HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 9.2.1988.

130 Ebenda.

131 HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 10.5.1988.

132 Herrhausen übernahm nun im Vorstand die alleinige Verantwortung für die strategisch wichtige Abteilung für Konzernentwicklung und konzentrierte sich auf die Umsetzung seiner Pläne zum Umbau der Deutschen Bank zu einem globalen Allfinanzkonzern.

133 HADB V30/752/1, Vermerke Spennemann für Herrhausen, 18.4., 27.6. u. 18.7.1988.

134 Basierend auf einem Interview mit Schily (20.4.2010); vgl. Thomas Schuler, Bertelsmann-republik Deutschland. Eine Stiftung macht Politik, Frankfurt a. M. 2010, S. 138–175. Der Verweis auf das Interview ist auf S. 139 zu finden.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

sitzender des Direktoriums zum 8. September 1988 niederlegen werde[135]. Er begründete diesen Schritt mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen, doch unverkennbar schwang dabei beträchtlicher Unmut über den so sehr auf institutionelle Eigenständigkeit bedachten Schily mit. Dieser hatte ihn als Repräsentanten des Hauses Bertelsmann inzwischen zwar um beträchtliche finanzielle Unterstützung für die Universität gebeten, aber nicht sofort und in angemessener Weise, so empfand es jedenfalls Mohn, darüber in Kenntnis gesetzt, dass sich Späth bei vertraulichen Gesprächen mit Herrhausen und Schily inzwischen skeptisch zeigte, die notwendigen politischen Weichen zugunsten des Standorts Mannheim stellen zu können. Damit drohten die Voraussetzungen für die bisher getroffenen Zukunftspläne zu entfallen. Mohn empfahl Schily dringend, nicht an seiner riskanten „Vorwärtsstrategie" festzuhalten, sondern erst einmal Konsolidierung am Standort Witten/Herdecke zu betreiben[136].

Herrhausen versuchte in dieser prekären Situation, zwischen Schily und Mohn zu vermitteln. Er riet Schily, den Gesprächsfaden zu Mohn nicht abreißen zu lassen. Schily, der über Mohns Misstrauens- und Rücktrittserklärung nahezu verzweifelt, sich aber keines Versäumnisses in der Kommunikation bewusst war, bat diesen daraufhin, seinen Entschluss noch einmal zu überdenken; in der Sache wollte er jedoch keine Kursänderung vornehmen[137]. Er hatte inzwischen den Eindruck gewonnen, Mohn strebe tatsächlich immer stärker gestaltenden Einfluss auf die Universität an[138]. Wiederholte Versuche Herrhausens, eine klärende Unterredung zwischen Schily, Mohn und Ministerpräsident Späth über den Standort Mannheim zu vermitteln, scheiterten mehrmals an anderweitigen Terminverpflichtungen der Beteiligten. Erst für den 21. Dezember 1988 konnte ein solches Zusammentreffen in Stuttgart vereinbart werden[139]. Für die Universität Witten/Herdecke wurde es mithin im Herbst 1988 immer dringlicher, unabhängig von den noch ausstehenden Entscheidungen über einen möglichen neuen Standort und die damit verbundene Hoffnung auf kräftige finanzielle Unterstützung durch das Land Baden-Württemberg, zumindest die kurz- und mittelfristige Finanzierung sicherzustellen[140].

[135] HADB V30/752/1, Mohn an Herrhausen, 15.7.1988, mit Anlage: Mohn an Schily, 15.7.1988.

[136] Ebenda.

[137] HADB V30/752/1, Schily an Mohn, 27.7.1988. Herrhausen übernahm es, Mohn für Einsatz, Mühe und „zielstrebige Innovation" zu danken. Mohn habe „größte Verdienste" um das „gesellschaftspolitisch so wichtige Experiment" Witten/Herdecke erworben; HADB V30/752/1, Herrhausen an Mohn, 9.9.1988.

[138] Vgl. Schuler, Bertelsmannrepublik Deutschland, S. 138–143.

[139] HADB V30/752/1, Telefonnotizen Pinckert für Herrhausen, 3.10., 17.10., 20.10., 24.10., 27.10., 2.11., 4.11. u. 7.11.1988, sowie Schily an Herrhausen, 22.12.1988.

[140] Dies betraf auch die schon zum Jahresende 1988 auslaufende Förderung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät durch den Stiftungsfonds Deutsche Bank. Anders als Schily erwartet hatte, bestanden die Vorstände von Deutscher Bank und Stifterverband auf einem formellen, extern zu begutachtenden Antrag, gewährten aber eine unbürokratische Überbrückungsfinanzierung; Schriftwechsel in HADB V30/752/1. Zugesagt wurden im Juni 1989 dann Fördermittel in Höhe von jährlich einer Million DM für die Jahre 1989 bis 1991; HADB V 30/768, Herrhausen/Niemeyer, Vorstand des Stiftungsfonds Deutsche Bank, an

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Ein gewisser Lichtblick war es in dieser insgesamt sehr angespannten Lage, als der Vorstand des Stifterverbands der Universität Witten/Herdecke Anfang Dezember 1988 überraschend bescheinigte, sich sehr zügig entwickelt zu haben und die mit Abstand am breitesten angelegte private Universität der Bundesrepublik zu sein[141]. Diese positive Beurteilung war deshalb so wichtig, weil sie nicht ohne Wirkung auf die Landesregierung Nordrhein-Westfalens blieb, die sich nun an einem „positiveren Dialog" interessiert zeigt, wie Schily sofort auch Herrhausen wissen ließ[142]. Bei dem Vermittlungsgespräch in Stuttgart konnte nun schnell Einvernehmen hergestellt werden, erst einmal den bereits erreichten Ausbauzustand der Universität in Witten/Herdecke zu konsolidieren[143]. Die geplante Universität in Mannheim wollte man nicht aufgeben, aber nicht länger als eine Verlagerung, sondern als eine echte Neugründung betrachten. Schily hatte allen Grund, erleichtert zu sein, denn seine von Herrhausen zwar nicht begeistert begrüßte, aber doch mitgetragene Strategie, die Landesregierung Nordrhein-Westfalens mit der Verlagerungsoption unter Druck zu setzen, war dabei, tatsächlich aufzugehen. Zudem war es ihm gelungen, nicht nur Mohn persönlich im Boot zu halten, sondern über diesen perspektivisch nun auch die Bertelsmann Stiftung für die Förderung der Universität zu gewinnen. Auch wenn dabei Bedenken wegen Mohns spürbaren Gestaltungsansprüchen mitschwangen, schrieb er Herrhausen doch regelrecht beglückt, „daß wir damit ein Ergebnis erreicht haben, das auch Ihren Intentionen für Nordrhein-Westfalen gerecht wird und das den mit Ihrer Hilfe hier begonnenen Aufbau nicht gefährdet" [144].

Herrhausen freute sich über dieses Ergebnis, doch die Lage der Universität blieb zunächst schwierig[145]. Wirkliche Entspannung trat erst ein, als Anfang 1989 klar wurde, dass sich die Bertelsmann Stiftung künftig tatsächlich maßgeblich an

Konrad Schily, Präsident der Universität Witten/Herdecke, 21.6.1989. Dass die Bewilligung nicht für die beantragten fünf Jahre erteilt wurde, hing nicht zuletzt mit der finanziellen Lage des Stiftungsfonds zusammen, dessen Grundstock zu dieser Zeit infolge der von Herrhausen veranlassten Zusagen für das Historische Kolleg in München unter die bei seiner Gründung festgelegte Grenze von zehn Millionen DM abzurutschen drohte.

141 HADB V30/765/1, Vermerk Mosler für Herrhausen, 6.12.1988, und Tagesordnung für die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 8.12.1988, mit Vorlage: „Private Wissenschaftliche Hochschulen".

142 HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 22.12.1988. Schon im Oktober 1988 hatte die Landesregierung Nordrhein-Westfalens Bereitschaft zu etwas größerem finanziellen Entgegenkommen signalisiert, um über die Medizinische Fakultät und ihre Kliniken hinaus möglichst auch die Wirtschaftswissenschaften in Witten/Herdecke zu halten; HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 3.10.1988.

143 HADB V30/752/1, Schily an Herrhausen, 22.12.1988.

144 Ebenda.

145 Es wurde erneut sehr ernsthaft über die Einführung von Studiengebühren diskutiert; HADB V30/753, Schily an die Mitglieder des Direktoriums der „Private Universität Witten/Herdecke GmbH", 24.1.1989, mit späteren handschriftlichen Anmerkungen Herrhausens. Viele Direktoriumsmitglieder befürworteten den von studentischer Seite angeregten Aufbau eines „Studienfonds" durch freiwillige „Zusageverpflichtungen" der Studenten, die zwischenfinanziert werden mussten, etwa durch Bankdarlehen. Darüber fanden im Sommer 1989 Gespräche zwischen der Filiale Essen der Deutschen Bank und dem inzwischen etablierten

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

der Finanzierung der Universität beteiligen würde. Im Februar 1989 trafen sich Schily, Mohn und Herrhausen in Essen zu einem vertraulichen Gespräch über die Modalitäten[146]. Wenig später lag der ausgearbeitete Entwurf eines Vertrags zwischen dem Land Nordrhein-Westfalen, der Bertelsmann Stiftung und der Universität Witten/Herdecke vor. Darin sicherte das Land Nordrhein-Westfalen der Universität einen Investitionszuschuss in Höhe von 25 Millionen DM zu und versprach, die Aufnahme der Universität in die Hochschulbauförderung zu beantragen. Ermöglicht hatte dieses lange ersehnte Zugeständnis des Lands Nordrhein-Westfalen in der Tat Mohn mit einer Zusage der Bertelsmann Stiftung, die Universität Witten/Herdecke in den kommenden fünf Jahren mit der Summe von jeweils fünf Millionen DM zu unterstützen, was ebenfalls auf 25 Millionen DM hinauslief. Die Universität wiederum versprach, ihr Zentrum in Witten/Herdecke zu belassen, keine einzelnen Studiengänge in andere Bundesländer zu verlagern und von ihren Studenten weiterhin keine Studiengebühren zu erheben. Herrhausen selbst sah sich in seinen jahrelangen Bemühungen bestätigt und belohnt, denn die Universität Witten/Herdecke verblieb, so wie er es gehofft hatte, im Ruhrgebiet; der Verzicht auf Studiengebühren schien ihm unter den gegebenen Bedingungen zustimmungsfähig[147]. Am 25. April 1989 wurde der Vertrag von allen drei Parteien unterzeichnet[148].

Bei der nächsten Direktoriumssitzung der Universität Witten/Herdecke im Herbst 1989 konnte man recht optimistisch in die Zukunft blicken. Mohn hatte zugesagt, den Vorsitz des Direktoriums zu behalten und mit dieser Entscheidung eine Reihe von weiteren Unternehmern und Politikern für die Universität gewonnen, darunter Daniel Goeudevert vom Vorstand der Deutschen Ford-Werke, Dieter Spethmann vom Vorstand der Thyssen AG und Klaus von Dohnanyi (SPD), den Ersten Bürgermeister der Stadt Hamburg. Unter ihnen bestand Einvernehmen, dass es in den nächsten Jahren vor allem darum gehen müsse, Konsolidierung und Qualitätssicherung am Standort Witten/Herdecke zu betreiben. Die Frage war freilich, ob das in der bisherigen Breite oder nur mit gewissen Abstrichen – etwa der Schließung der Zahnmedizinischen Fakultät – zu erreichen war. Schily hoffte, dass er insbesondere in Herrhausen weiterhin einen wichtigen Verbündeten und Ansprechpartner haben würde. So schlug er ihm beispielsweise vor zu überlegen, ob die Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten eventuell auch als Projekt des inzwischen ins Leben gerufenen Initiativkreises Ruhrgebiet

Studienfonds der Universität Witten/Herdecke statt; sie verliefen jedoch erfolglos; HADB V30/753, Vermerk Mosler für Herrhausen, 19. 9. 1989.

146 HADB V30/752/1, Vermerk Mosler für Herrhausen, 13. 2. 1989.

147 HADB V30/752/1, Entwurf eines Vertrags zwischen dem Land Nordrhein-Westfalen, vertreten durch die Ministerin für Wissenschaft und Forschung Anke Brunn, der Bertelsmann Stiftung vertreten durch ihren Vorsitzenden Reinhard Mohn sowie der Privaten Universität Witten/Herdecke GmbH und dem Universitätsverein Witten/Herdecke e.V., erstellt in Düsseldorf, ohne Datum, ohne Verfasser, mit handschriftlichen Anmerkungen Herrhausens.

148 HADB V30/753, Vermerk Mosler für Herrhausen, 19. 9. 1989.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

weitergeführt werden könne[149]. Der sozialökonomische Strukturwandel, zu dessen besserer Bewältigung man die Universität auch gegründet hatte, war im vollen Gange und für das Ruhrgebiet noch längst nicht ausgestanden. Die Universität selbst stand inzwischen dank der gemeinsamen Unterstützung von Landesregierung und Bertelsmann Stiftung aber auf festeren Füßen: Im Frühjahr 1992 konnte sie daran gehen, ihren eigenen Campus zu errichten[150].

V. Wirkungen

Versucht man, die Wirkungen zu benennen, die von Herrhausens Engagement für die Wissenschaftsförderung ausgingen, so ist mit Blick auf die Deutsche Bank festzuhalten, dass er mit seinem ausgeprägten persönlichen Interesse an philosophischen, historischen sowie bildungs- und gesellschaftspolitischen Fragen maßgeblich zu einer Umorientierung ihrer Förderpolitik beitrug: Lagen die Prioritäten bis in die frühen 1970er Jahre noch auf Mäzenatentum für Kunst und Kultur, so verschoben sie sich im Verlauf der 1970er und 1980er Jahren immer mehr zugunsten einer Wissenschaftsförderung, die sich um die Geistes- und Sozialwissenschaften besonders bemühte. Herrhausen stellte sich also weniger in die unternehmenskulturelle Tradition der Bank, als dass er versuchte, neue Akzente zu setzen, ganz im Sinne seines eigenen Verständnisses einer Wissenschafts- und Elitenförderung aus dem Geist der Gesellschaftspolitik. Die Mittel des Stiftungsfonds Deutsche Bank wusste Herrhausen dabei bis zur Grenze der Belastbarkeit für sein Ziel der Heranbildung von Leistungs- und Verantwortungseliten einzusetzen. Er traf damit langfristige Festlegungen, die die Flexibilität des Fonds empfindlich einschränkten[151]. Szenarien für die Fondsentwicklung, die im März 1989 vom Stifterverband vorgelegt wurden, ließen im Büro Herrhausens jedenfalls die Alarmglocken schrillen: Vor dem Hintergrund beträchtlicher Veräußerungsverluste in Höhe von 1,1 Millionen DM durch den Börsencrash im Herbst 1987 zeigte sich in aller Deutlichkeit, dass die auf Herrhausens Drängen eingegangenen Verpflichtungen, vor allem für das Historische Kolleg in München und die Universität in Witten/Herdecke, das Fondsvermögen nicht nur kurzzeitig unter die satzungsgemäße Schwelle von zehn Millionen DM drücken, sondern es – ohne energisches Gegensteuern – auf mittlere bis längere Sicht schlicht aufzehren würden. Nur durch „eiserne Bewilligungsdisziplin", schien es möglich, das Fondsvermögen ab dem Jahr 1995 wieder über die Marke von zehn Millionen DM zu füh-

[149] HADB V30/753, Übersicht über die Sitzungen des Direktoriums der Universität Witten/Herdecke GmbH und der Ausschüsse am 20./21. 9. 1989, und Vermerk Mosler für Herrhausen, 19. 9. 1989.

[150] Vgl. Ein Campus entsteht, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 108–111.

[151] HADB V30/765/2, Vermerk Spennemann für Herrhausen, 16. 11. 1987, mit Anlage: Zur Entwicklung des Stiftungsfonds Deutsche Bank (1985–1991).

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

ren[152]. Die Möglichkeiten des Stiftungsfonds waren Ende 1989 auf Jahre hinaus fast vollständig ausgeschöpft[153].

Für den Stifterverband bleibt festzuhalten, dass Herrhausen seit Beginn der 1970er Jahre als Mitglied des Vorstands und gestützt auf das Vorbild des eigenen Hauses nach Kräften dazu beitrug, andere Unternehmen, insbesondere Energieversorger, Banken und Versicherungen, zur Anhebung ihrer Zuwendungen und auch zur Einrichtung von Stiftungsfonds unter dem Dach des Verbands zu bewegen. Das vom Verband treuhänderisch verwaltete Stiftungsvermögen stieg bereits bis 1979 markant an, ab 1982 begannen dann die Einnahmen aus diesen Vermögen die freien Zuwendungen zu überflügeln[154]. Dem Stifterverband, der sich dadurch immer mehr von einer Gemeinschaftseinrichtung der Wirtschaft zur Bündelung ihrer unmittelbaren, zweckorientierten Interessen auf dem Feld der Wissenschaftspolitik zu einer Art „Sammelstiftung" wandelte, verschaffte das zusätzliche Spielräume für die Umsetzung von strukturell für besonders wichtig erachteten bildungs- und wissenschaftspolitischen Aktivitäten im Rahmen eigener Schwerpunktprogramme. Diese Entwicklung barg allerdings auch gewisse Gefahren: Niemeyer betonte jedenfalls bald, dass der Stifterverband seinem Selbstverständnis nach nicht nur „Treuhänder" sein, sondern die „maßgebliche Instanz für Forschungsförderung der Wirtschaft" bleiben wolle[155]. Wie das gelingen konnte, wusste freilich auch die im Sommer 1988 mit der Durchleuchtung von Strategie und Organisation des Stifterverbands beauftragte Unternehmensberatung McKinsey & Co. nicht ohne Weiteres zu sagen. Sie empfahl salomonisch, neben den zentralen Förderprogrammen künftig mehr Sonderprogramme aufzulegen, zugleich aber darauf zu achten, dass die zahlreichen Förderprogramme der treuhänderischen Stiftungen nicht zerfaserten[156]. Herrhausen selbst hatte mit seinem frühen und starken Engagement für Witten/Herdecke vor Augen geführt, dass die Stiftungsfonds sich keineswegs vollständig in die zentralen Förderprogramme fügen mussten.

[152] HADB V30/765/1, Vermerk Mosler für Herrhausen, 25. 4. 1989, und Aktenvermerk Spiegel über eine Gespräch zwischen Wegner, Mosler, Niemeyer, Pistor und Spiegel, 20. 4. 1989; HADB V30/768, Niemeyer an Herrhausen, 1. 6. 1989; Memorandum zur „Kooperation zwischen Deutscher Bank AG und dem Stifterverband – Entwicklung und gegenwärtiger Stand", 19. 1. 1990.

[153] Zum 125-jährigen Jubiläum der Deutschen Bank im Jahr 1995 wurde der Stiftungsfonds Deutsche Bank um weitere zehn Millionen DM aufgestockt. Vgl. die Website des Stiftungsfonds Deutsche Bank; URL: http://www.stiftungsfonds-deutsche-bank.de/ueber_den_stiftungsfonds_deutsche_bank/index.html [5. 4. 2016].

[154] Die Einnahmen aus treuhänderisch verwaltetem Stiftungsvermögen, das 1979 die Höhe von 100 Millionen DM überschritten hatte, betrugen 1982 etwa 20,9 Millionen DM, während die freien Zuwendungen sich bei 20,1 Millionen DM bewegten; vgl. Schulze, Stifterverband, S. 246 u. S. 277–279. Bis 1984 stieg das treuhänderisch verwaltete Stiftungsvermögen auf über 300 Millionen DM an; HADB V30/680, Kuratoriumssitzung des Stifterverbands am 2. 5. 1985, Bericht des Vorstands über das Geschäftsjahr 1984.

[155] HADB V30/765/2, Aktennotiz Spennemann betr. Stifterverband, 18. 4. 1987.

[156] HADB V30/765/1, Vermerk Spennemann für Herrhausen, 4. 5. 1988, und Niemeyer an Herrhausen, 27. 6. 1988, und Vermerke Mosler für Herrhausen, 6. u. 7. 12. 1988; Beschlussvorlage „Entwicklungsperspektiven des Stifterverbandes" für die Vorstandssitzung des Stifterverbands am 8. 12. 1988.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Die Universität Witten/Herdecke selbst hat sich – trotz wiederkehrender Finanzierungsschwierigkeiten, die in der Regel nur mit Hilfe der öffentlichen Hand gemeistert werden konnten – bis heute als tragfähig erwiesen. Dass sich die Hochschule etablieren konnte und in den späten 1980er Jahren nicht nach Baden-Württemberg abwanderte, ist in hohem Maße Herrhausens Verdienst, der sich immer wieder für ihre Belange engagierte, Mitstreiter und Förderer gewann und sich schließlich auch trotz eigener Bedenken hinter Schilys doppelte Verhandlungsstrategie stellte. Als unverzichtbar für das Überleben der Universität am Standort Witten/Herdecke erwies sich die Förderung durch Mohn und die Bertelsmann Stiftung. Gegenüber den in den frühen 1990er Jahren immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen Mohns, Prinzipien der Unternehmensführung auf die Universität zu übertragen, gemeinsam mit der Bertelsmann Stiftung rechenhafte, übertragbare Bewertungs- und Effizienzkriterien zu entwickeln und sie zum Modell für eine allgemeine Hochschulreform zu machen, blieb Schily allerdings sehr kritisch eingestellt, so dass es zu erheblichen Reibungen kam[157]. Die Universität konnte zwar bis heute nicht zu einer Volluniversität ausgebaut werden – sie unterhält nach wie vor die Fakultäten für Gesundheit, Wirtschaftswissenschaften und Kulturreflexion –, hat aber seit ihrer Gründung inzwischen weit mehr als 3.000 Studierende, Promovierende und Habilitierende zum Abschluss geführt[158]. Vor allem im Bereich der Medizin- und Biotechnologie haben einige Absolventen durch die Gründung neuer Unternehmen konstruktiv zum Strukturwandel der Region beigetragen.

VI. Fazit

Die Wissenschaftsförderung des Stifterverbands stellte sich im Zuge des beschleunigten Strukturwandels seit Mitte der 1960er Jahre verstärkt in den Dienst der Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen. Wie sich am Beispiel der Deutschen Bank zeigen lässt, handelte es sich bei dieser Neuausrichtung keineswegs nur um ein diskursives Phänomen. Vermittelt über ihre Vorstandsmitglieder, die sich einer veränderten Semantik bedienten, in der nun vor allem die Leistungsbereitschaft und gesellschaftliche Verantwortung von Eliten betont wurden, trat die Bank ganz praktisch dafür ein, den klassischen Geisteswissenschaften wie Philosophie und Geschichte und den modernen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften einen höheren Stellenwert in den Förderprogrammen des Stifterverbands im Allgemeinen wie des Stiftungsfonds Deutsche Bank im Besonderen zu verschaffen.

[157] Basierend auf einem Interview mit Schily (20.4.2010) vgl. Thomas Schuler, Bertelsmannrepublik, S.139. Schily empfahl Mohn demnach, sich mit der Hochschulrektorenkonferenz über die Gründung einer GmbH zu verständigen, um gezielten hochschulpolitischen Einfluss zu nehmen. Daraus sei das spätere Centrum für Hochschulentwicklung hervorgegangen, das sich unter anderem dem Ranking von Hochschulen widmet. 1996/97, nach dem Ausscheiden Mohns, kam es zur Eskalation des Streits zwischen Universität und der nun durch Mark Wössner in ihren Gremien vertretenen Bertelsmann Stiftung.

[158] Vgl. die Zahlen nach Grunddaten, in: Universität Witten/Herdecke (Hrsg.), Wittener Wirkungsgeschichten, S. 198.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Dahinter stand bei Herrhausen die Erwartung, aus Philosophie und Geschichte sowie den systematischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften neues Entscheidungs- und Orientierungswissen für die Bewältigung des wirtschaftlichen Strukturwandels gewinnen zu können. Die Aufgabe der klassischen Geisteswissenschaften sah er dabei vor allem darin, die formal-abstrakten Modelle und Methoden des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns besser auf ihre Praxistauglichkeit prüfen zu können. Herrhausen suchte nicht nur nach einer neuen semantischen Begründung zur besseren Legitimation einer an sich doch kaum veränderten Praxis der Wissenschaftsförderung und bemühte dafür verstärkt die „Leistungs- und Verantwortungsrhetorik", was dem Projekt der Professionalisierung des Managements auch nur ganz vordergründig entsprochen hätte. Ihm ging es bei der Wissenschaftsförderung der Deutschen Bank darum, reale gesellschaftliche Problemlagen, die sich aus dem beschleunigten Strukturwandel der Weltwirtschaft ergaben, besser zu bewältigen – auch, aber nicht nur im Interesse der Deutschen Bank.

Das beste Mittel dazu schien ihm seit den späten 1970er Jahren die gezielte Förderung von Spitzenforschung sowie von Leistungs- und Verantwortungseliten zu sein, weshalb er sich mit großer Energie für entsprechende institutionelle Innovationen einsetzte. Seine Ordnungsvorstellung für die bundesdeutsche Gesellschaft hatte sich deutlich gewandelt: Stand in den frühen 1970er Jahren noch der Gedanke der Herstellung von Chancengleichheit für die Angehörigen aller sozialer Schichten und der soziale Aufstieg durch Bildung im Mittelpunkt, so rückte nun die Vorstellung von der Gliederung der Gesellschaft in die breite Masse der Nicht-Elite und die herausgehobene Elite in den Vordergrund, für die er das Ideal einer nicht an soziale Privilegien gebundenen, sondern prinzipiell offenen Leistungs- und Verantwortungselite beschrieb. Zugleich trat er für die praktische Heranbildung solcher Eliten ein, indem er sich für die Etablierung entsprechender Aus- und Weiterbildungseinrichtungen engagierte. Dahinter stand seine Überzeugung, dass zur besseren Bewältigung des wirtschaftlichen Strukturwandels und der damit verknüpften gesellschaftlichen Probleme unbedingt mehr für die Elitenförderung getan werden müsse, um das für die oft noch völlig unbekannten Lösungsansätze erforderliche geistige Kapital zielstrebig und konsequent zu entwickeln. Für Herrhausen lag auf der Hand, dass der beschleunigte wirtschaftliche Strukturwandel in der Bundesrepublik nur mit der Heranbildung von geeignetem Humankapital bewältigt werden konnte.

Die private Universität Witten/Herdecke kann als wichtigste institutionelle Neuerung in der deutschen Hochschullandschaft eingestuft werden, für die Herrhausen sich in diesem Sinne einsetzte – und zwar zunächst gegen den Mainstream im Vorstand des Stifterverbands. Das Modellprojekt Witten/Herdecke stand mehrfach auf der Kippe. Dass es sich etablieren und am ursprünglichen Standort behaupten konnte, ist keineswegs allein dem Geld der Deutschen Bank zu verdanken, sondern ganz maßgeblich dem persönlichen Einsatz und der Haltung Herrhausens, der den Autonomieanspruch der Universität respektierte und gerade deshalb vielfach vermittelnde, konstruktive Gespräche zwischen der Universität, ihren Förderern und Kritikern anregen konnte. Besondere Bedeutung

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

hatte dabei die Vermittlung Herrhausens zwischen dem auf Eigenständigkeit bedachten Schily und dem um gestaltende Einflussnahme bemühten Mohn.

Die mit Unterstützung Herrhausens durchgesetzte institutionelle Innovation einer privaten Universität wie Witten/Herdecke hat sich bis heute als dauerhaft erwiesen. Ob sie in den nunmehr über 30 Jahren ihres Bestehens tatsächlich immer Spitzenforschung betrieben und fortlaufend Leistungs- und Verantwortungseliten hervorgebracht hat, ist sicher fraglich und ließe sich nur in einer gesonderten Untersuchung klären. Dass sie einen konstruktiven Beitrag zur Bewältigung des Strukturwandels geleistet hat und noch immer leistet, ist jedoch unbestritten. Sie symbolisiert damit zugleich ein Stück gelungene Wissenschaftsförderung aus dem Geist der Gesellschaftspolitik.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Wer von der Eisernen Lady spricht, denkt zumeist an das unnachgiebige Auftreten Margaret Thatchers auf der Bühne der internationalen Politik, an ihre mit harten Bandagen geführten Auseinandersetzungen mit den Gewerkschaften und an ihre Wirtschaftspolitik, die im Zeichen von Privatisierung und Deregulierung dem Neo-Liberalismus zum Durchbruch verhalf. Kieran Heinemann spürt den widersprüchlichen Motiven und den nicht intendierten Folgen des *popular capitalism* nach, er skizziert die Veränderungen, denen die Börse in den 1980er Jahren unterworfen war, und widmet sich ausführlich einer häufig vergessenen Gruppe von Akteuren im Börsengeschehen, die gleichwohl eine wichtige Zielgruppe der Politik war: die Kleinanleger.

Kieran Heinemann

Aktien für alle?

Kleinanleger und die Börse in der Ära Thatcher

I. Widersprüche

Als die konservative Premierministerin Margaret Thatcher 1990 aus dem Amt schied, zählte das Vereinigte Königreich mehr Kleinaktionäre als Gewerkschaftsmitglieder. Thatchers *popular capitalism* hatte aus Millionen Briten Aktienbesitzer gemacht und sie damit in eine Politik eingebunden, die in den 1980er Jahren zahlreiche Staatsbetriebe an die Börse brachte. Den Erfolg dieser Privatisierungspolitik erklärte Staatssekretär Richard Needham mit einer eingängigen Analogie: „Die Briten haben immer schon Pferderennen verfolgt und gerne ein paar Schillinge aufs richtige Pferd gesetzt – die Privatisierungen waren eine Wette auf den sicheren Sieger."[1] Als Premierministerin ging es Thatcher jedoch weniger um das nationale Vergnügen als um den Rückzug des Staats aus der Wirtschaft und die Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten am entstehenden Privateigentum. Ihre Politik inszenierte sie als marktwirtschaftliches Erziehungsprogramm, das einen an viktorianischen Werten wie harter Arbeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit orientierten Kapitalismus predigte.

In der Tat ist Thatchers protestantischer Glaube, noch vor ihren kapitalistischen und nationalen Überzeugungen, die Konstante ihrer politischen Biografie[2]. Entsprechend häufig leitete sie ihren Anspruch, Profitstreben als neues Leitmotiv der britischen Gesellschaft zu etablieren, aus der christlichen Heilslehre

[1] Martin Holmes, Thatcherism. Scopes and Limits, 1983–87, London 1989, S. 61. Den redaktionellen Gepflogenheiten der VfZ entsprechend wurden alle fremdsprachigen Zitate ins Deutsche übertragen mit Ausnahme derjenigen, bei denen die Beibehaltung der Originalsprache für das inhaltliche Verständnis als zwingend angesehen wurde.

[2] Vgl. Eliza Filby, God & Mrs Thatcher. The Battle for Britain's Soul, London 2015; Matthew Grimley, Thatcherism, morality and religion, in: Ben Jackson/Robert Saunders (Hrsg.), Making Thatcher's Britain, Cambridge 2012, S. 78–94.

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0030

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

ab. Allerdings etablierte sich in der Ära Thatcher infolge der Deregulierung und der zunehmenden realwirtschaftlichen Bedeutung der Finanzmärkte eine Kultur, die im krassen Gegensatz zur protestantischen Grundierung des Projekts stand. In dieser Börsenkultur, so die These dieses Aufsatzes, kam stets eine Nähe zwischen Wettspiel und spekulativen Praktiken zum Vorschein, die in Thatchers Wertehorizont als zutiefst unmoralisch galt[3].

Warum ermöglichte eine Politikerin, die seit jeher religiös motivierte Vorbehalte gegen die Finanzwirtschaft verkörperte, Millionen von Bürgern den Zutritt zum Aktienmarkt? Mit Blick auf die politische Praxis erweisen sich die Maßnahmen der Thatcher-Regierungen, bei aller vollmundigen Rhetorik, als durchaus pragmatisch. Die Tories minimierten das Risiko der Börsengänge, indem sie die Volksaktien unter Wert ausgaben. Sie garantierten damit Käufern einen einfachen Gewinn und stellten gleichsam den politischen Erfolg der Entstaatlichungspolitik sicher. Zudem ließ sich die Streuung von Aktienbesitz rhetorisch an die alte konservative Vision einer *property-owning democracy* knüpfen. In diesem Gesellschaftsideal waren Aktien nicht Spekulationsobjekt, sondern Miteigentum an Unternehmen[4].

Die Regierung wandte dieses Verfahren bei Staatskonzernen wie British Telecom, Jaguar oder British Gas an. Dadurch stieg die Zahl der Aktionäre im Vereinigten Königreich während Thatchers Amtszeit von drei auf elf Millionen[5]; Aktienbesitz wurde zu einem gesellschaftlichen Massenphänomen. Doch wer klärte die Kleinanleger über die Risiken und Dynamiken der Börse auf? Dieser Aufgabe nahmen sich der in Großbritannien traditionell stark ausgeprägte Finanzjournalismus und eine weit gefächerte Ratgeberliteratur an[6]. Seit der Nachkriegszeit brachten diese Medien verstärkt ein populäres Börsenwissen in Umlauf, das Kleinanleger über das Marktgeschehen informierte. Finanzjournalisten, Investmentexperten und Hobbyspekulanten näherten sich der Börse nicht nur als Ort der Kapitalmehrung, sondern auch als Bühne für vorzügliche Unterhaltung. Die

[3] Vgl. John Campbell, Margaret Thatcher, Vol. 1: The Grocer's Daughter, London 2000, S. 30; Brian Harrison, Finding a Role? The United Kingdom, 1970–1990, Oxford 2011, S. 342.

[4] Vgl. Ben Jackson, Property-Owning Democracy. A Short History, in: Martin O'Neill/Thad Williamson (Hrsg.), Property-Owning Democracy. Rawls and Beyond, Hoboken/New Jersey 2012, S. 33–52; Matthew Francis, „A Crusade to Enfranchise the Many". Thatcherism and „Property-Owning Democracy" in: Twentieth Century British History 23 (2012), S. 275–297; Ewen Green, Thatcher, London 2006, S. 83–101. Die Konservativen trieben parallel die Privatisierung des sozialen Wohnungsbaus voran, die im Gegensatz zur Popularisierung von Aktienbesitz jedoch ohne innere Widersprüche ablief und in der folgenden Analyse daher außen vor bleibt.

[5] Für absolute und relative Zahlen zu Aktienbesitzern zwischen 1974 und 1990 im Vereinigten Königreich vgl. A Nation of Shareholders. Report of the CBI Wider Share Ownership Task Force, hrsg. von der Confederation of British Industry, London 1990. Im selben Zeitraum sanken die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften auf zehn Millionen; vgl. Brian Harrison, Seeking a Role. The United Kingdom, 1951–1970, New York 2009, S. 62.

[6] Die exponierte Stellung des britischen Finanzjournalismus unterstreicht in einem vergleichenden Ansatz Marion Fourcade, Economists and Societies. Discipline and Profession in the United States, Britain, and France, 1890s to 1990s, Princeton 2009, S. 129–184.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Grenzen zwischen Investment, Spekulation und Spiel ließen sich dabei nicht eindeutig ziehen. Als evident galt hingegen, dass rationale und emotionale Elemente an der Börse einander die Waage hielten – und das obwohl sich in den 1980er Jahren verstärkt der Glaube durchgesetzt hatte, Märkte regulierten sich selbst und seien von Natur aus vernünftig.

Die präzedenzlose Begegnung zwischen Bevölkerung und Börse, die sich im Großbritannien der 1980er Jahre abspielte, möchte ich aus dem Blickwinkel der Kleinanleger analysieren, wie sie das populäre Börsenwissen repräsentierte. Im Anschluss an Studien, die einen Brückenschlag zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeschichte suchen, begreife ich Aktienbesitz dabei nicht nur als ökonomisches, sondern auch als soziales und kulturelles Phänomen[7]. Damit lässt sich auch an finanzsoziologische Studien anknüpfen, die den populären Diskurs ernstnehmen, der mit der Entstehung der Börse im späten 17. Jahrhundert einsetzte und bis heute andauert[8]. Sein Hauptmerkmal ist, dass sich in der Börse, „im eigentlichen Kern der marktkapitalistischen Wirtschaft, Elemente des Spiels" offenbaren[9].

Der vorliegende Aufsatz gliedert sich in drei Teile. Um die hier gewählte Perspektive von unten stärker zu konturieren, wird zunächst eine kurze Vorgeschichte die gesellschaftliche Bedeutung von Aktienbesitz und die Marktposition privater Investoren im Großbritannien der Nachkriegsjahrzehnte umreißen. Die Thatcher-Jahre sind somit nicht Ausgangspunkt der Untersuchung. Stattdessen rückt mit der investierenden Öffentlichkeit ein bisher unterbelichtetes Feld in den Fokus, das die konservativen Regierungen erst in den frühen 1980ern zu bewirtschaften begannen. Dieser Umweg soll einen unvoreingenommen Blick auf die bis heute polarisierende Epoche des Thatcherismus erlauben und somit zu ihrer Historisierung beitragen[10]. Ein zweiter Teil konzentriert sich auf das popu-

[7] „Eine solche kulturwissenschaftlich informierte bzw. erweiterte Wirtschaftsgeschichte gibt sich nicht auf, sondern erkennt die Orientierungs- und Einbettungsleistung der Kultur für ökonomisches Handeln an. Jedes Wirtschaftssystem und alles ökonomische Handeln basiert auf Sinnkonstruktionen und produziert zugleich selber Sinn, wirkt also kulturschaffend"; Hartmut Berghoff/Jakob Vogel, Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergung transdisziplinärer Synergiepotentiale, in: Dies. (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt a. M. 2004, S. 9–41, hier S. 13. Grundlegend hierzu auch jüngere Sammelbände wie Nancy Henry/Cannon Schmitt (Hrsg.), Victorian Investments. New Perspectives on Finance and Culture, Bloomington 2009; Gunilla Budde (Hrsg.), Kapitalismus. Historische Annäherungen, Göttingen 2011; Christof Dejung/Monika Dommann/Daniel Speich Chassé (Hrsg.), Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen, Tübingen 2014.

[8] Vgl. Anne L. Murphy, The Origins of English Financial Markets. Investment and Speculation before the South Sea Bubble, Cambridge 2009. Für US-amerikanische Spekulationsdiskurse um die Wende zum 20. Jahrhundert vgl. insbesondere Urs Stäheli, Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie, Frankfurt a. M. 2007.

[9] Alexander Engel, Spiel, in: Dejung/Dommann/Speich Chassé (Hrsg.), Auf der Suche, S. 263–285, hier S. 270. Engel macht diese Beobachtung an Terminbörsen im 19. Jahrhundert fest, aber sie trifft auch auf gewöhnliche Wertpapierbörsen zu.

[10] Gerade im Hinblick auf die gesellschaftlichen Auswirkungen von Privatisierung und Deregulierung ist dies noch nicht hinreichend geschehen, so z. B. beim jüngsten, ansonsten

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

läre Börsenwissen. Die Massenmedien besorgten nicht nur die Aufklärung der Investoren, sondern formulierten allmählich auch eine Kritik an den Maßnahmen der Tories, einen *popular capitalism* herbeizuführen. Ein dritter Abschnitt analysiert, wie im Zuge der konservativen Deregulierungspolitik die Spielräume für Kleinanleger an der Börse nicht größer, sondern kleiner wurden – ein Prozess, der schon lange vor Thatchers Regierungsantritt 1979 begonnen hatte. Der Aufsatz schließt mit der Diskussion der Frage nach dem Verhältnis rationaler und irrationaler Elemente im deregulierten Finanzkapitalismus der 1980er Jahre.

II. Privater Aktienbesitz als soziales Phänomen vor 1979

Den fünf Prozent der Gesamtbevölkerung, die zum Zeitpunkt von Thatchers Amtsantritt Aktien besaßen, war bereits Ende der 1950er und 1960er Jahre prophezeit worden, dass der Beginn eines Volkskapitalismus und Zeitalters des Kleinanlegers bevorstehe[11]. Damals stand jedoch nicht die Privatisierung von Staatsbesitz zur Debatte. Zwischen Labour und den Konservativen herrschte nämlich noch weitgehend Konsens, dass der Staat über Eigentum an Schlüsselindustrien und zentrale Dienstleistungen eine aktive wirtschaftspolitische Rolle zu spielen hatte[12]. In dieser wirtschaftlichen Wachstumsphase hatte das Königreich zuletzt einen langanhaltenden Aktienboom erlebt, der mit einem erheblichen Zuwachs an privaten Aktienbesitzern einhergegangen war[13]. Bereits Anfang der 1970er Jahre waren sich Beobachter der britischen Aktienmärkte allerdings einig, dass die Lage des Kleinanlegers prekär war. Gemessen an den absoluten Zahlen gab es mit der Zeit zwar nicht weniger private Aktionäre, aber ihr Anteil am Aktienvolumen nahm zugunsten von institutionellen Investoren rapide ab. 1963 hielten Einzelpersonen noch knapp mehr als die Hälfte aller britischen Unternehmensanteile; bereits 1975 war dieser Wert auf 37,5 Prozent geschrumpft[14]. Dieser relative Niedergang ergab sich vor allem durch den Aufstieg institutioneller Investoren. Le-

exzellenten Sammelband von Jackson und Saunders zur Geschichte der Ära Thatcher; Ben Jackson/Robert Saunders, Introduction. Varieties of Thatcherism, in: Dies. (Hrsg.), Making, S. 1–21, hier S. 21. Für erste Beiträge einer deutschsprachigen Zeitgeschichte der Privatisierung vgl. die Aufsätze bei Nobert Frei/Dietmar Süß (Hrsg.), Privatisierung. Idee und Praxis seit den 1970er Jahren, Göttingen 2012.

[11] Vgl. Arthur H. Thrower, How to Invest for Profit in Stocks and Shares. A Guide for the Small Investor, Preston 1961, S. 1. Für entsprechende Ankündigungen in der Tages- und Wochenpresse vgl. The Times vom 8. 1. 1959: „Widening Ordinary Share Ownership I"; The Sunday Times vom 28. 2. 1960: „Helping the Small Investor"; The Spectator vom 10. 3. 1961: „Wider Share Ownership I".

[12] Vgl. Jim Tomlinson, A „failed experiment"? Public ownership and the narratives of post-war Britain, in: Labour History Review 73 (2008), S. 228–243.

[13] Vgl. Richard Whiting, The City and democratic capitalism 1950–1970, in: Ranald C. Michie/Philip Williamson (Hrsg.), The British Government and the City of London in the Twentieth Century, Cambridge 2004, S. 96–114.

[14] Vgl. Share Ownership. A Report on the Ownership of Shares at 31st December 1997, hrsg. von Office for National Statistics, London 1999, S. 8; URL: http://www.ons.gov.uk/ons/rel/pnfc1/share-ownership--share-register-survey-report/1997/share-ownership--share-register-survey-report--share-ownership.pdf [12. 8. 2016].

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

bensversicherungsgesellschaften und Rentenkassen begannen in den 1950er Jahren, die Einlagen ihrer Kunden aus festverzinslichen Wertpapieren abzuziehen und in Aktienkapital anzulegen. Die Institutionen profitierten dabei von jahrhundertealten Steuerbegünstigungen, die für Individuen einen Anreiz schufen, nicht direkt mit Aktien zu handeln, sondern dieses Geschäft an Manager zunehmend diversifizierter Anlageinstrumente zu delegieren[15].

Ohnehin konnten Investoren an der London Stock Exchange nicht ohne Weiteres Wertpapiere kaufen und verkaufen. Im Vergleich zu anderen europäischen Häusern herrschten an der Londoner Börse seit ihrer Gründung 1802 besondere Regeln. Investoren, gleich ob private oder institutionelle, durften Geschäfte nur über einen Makler (*stock broker*) abschließen, der offizielles Mitglied der jeweiligen Börse sein musste. Der Makler trug die Kaufs- oder Verkaufsaufträge seiner Klienten, für die er eine vom Börsenrat festgelegte Kommission von zwei Prozent berechnete, an sogenannte *jobber* heran, die meist auf Wertpapiere bestimmter Marktsegmente spezialisiert waren. Aus deren Besitz gingen die Aktien an den Investor über – oder umgekehrt, wenn der Investor verkaufen wollte. *Broker* und *jobber* begegneten sich auf dem Börsenparkett und besiegelten ihre Geschäfte prinzipiell per Handschlag – daher das Motto der Stock Exchange: „Dictum meum pactum – My word is my bond". Der *jobber* – erst 1972 wurden Frauen als Mitglieder zugelassen – zielte freilich darauf ab, Wertpapiere über Erwerbspreis weiterzuverkaufen, durfte jedoch nicht unmittelbar mit der Öffentlichkeit handeln[16]. Diese Regelung bescherte Investoren vergleichsweise hohe Transaktionskosten. Die Trennung zwischen *broker* und *jobber* bewahrte jedoch vor allem kleinere, weniger kundige Investoren vor Interessenkonflikten, da Vermittler und Verkäufer von Wertpapieren nie in Personalunion auftreten durften. Freilich war es für finanziell schwächere Privatkunden schwieriger als für zahlungskräftige Institutionen, Zugang zu kompetenten Maklern zu bekommen.

Aus Sicht der britischen Kleinanleger waren die 1970er Jahre also alles andere als ein Erfolgsjahrzehnt. Der soziale Abstand zu den meisten Finanzdienstleistern war immens, institutionelle Investoren dominierten zunehmend den Markt und drängten private Anleger aus dem Geschäft. An den Steuerbenachteiligungen für Privatanleger änderte sich nichts, und nach dem Ende des Bretton-Woods-Systems brachen auch in Großbritannien die Aktienkurse ein[17]. Während der darauffol-

[15] Zum Strukturwandel angelsächsischer Aktienmärkte vgl. Ranald C. Michie, Financial capitalism, in: Larry Neal/Jeffrey Gale Williamson (Hrsg.), The Cambridge History of Capitalism, Vol. 2: The Spread of Capitalism. From 1848 to the Present, Cambridge 2014, S. 230–263, hier S. 236 f. Vgl. zu den auf Gladstone zurückgehenden Steuerbegünstigungen von Institutionen Martin Daunton, Trusting Leviathan. The Politics of Taxation in Britain, 1799–1914, Cambridge 2001, S. 99 f. Zur Steuerpolitik unter Thatcher vgl. Clare Munro, The Fiscal Politics of Savings and Share Ownership in Britain, 1970–1980, in: The Historical Journal 55 (2012), S. 757–778, hier S. 757 f.

[16] Zur Trennung zwischen „broker" und „jobber" vgl. Ranald C. Michie, The London Stock Exchange. A History, Oxford 2001, S. 495–501, sowie zur Zulassung von Frauen vgl. ebenda, S. 201–203 u. S. 483 f.

[17] Vgl. ebenda, S. 507–542.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

genden langanhaltenden Baisse ergriffen manche Kleinanleger die Flucht oder übergaben ihr Portfolio einem Investmentfonds, womit sie zum Wachsen dieser Institutionen beitrugen[18]. All diese Faktoren ließen es aus rein wirtschaftlicher Sicht eher unattraktiv erscheinen, selbstständig in Aktien zu investieren. Vor diesem Hintergrund ist es schließlich erstaunlich, dass Statistiken die Zahlen für Aktienbesitzer über die 1970er Jahre hinweg als stabil ausweisen[19]. Dieser Befund legt nahe, nach sozialen und kulturellen Beweggründen für eine Börsenteilnahme zu fragen.

Seit dem 19. Jahrhundert und bis in die Zwischenkriegszeit hinein herrschten in der britischen Gesellschaft moralisch-religiös motivierte Vorbehalte gegen Finanzspekulation und Termingeschäfte vor. Auf der einen Seite waren sich christliche, konservative und sozialistische Kritiker einig, dass das Geschehen an der Börse durch die Verheißung auf anstrengungslosen Wohlstand, die soziale Ordnung und die meritokratische Arbeitsethik der viktorianischen Gesellschaft bedrohe. Börsenspekulation war gesellschaftlich stigmatisiert und galt als Auslöser von Spielepidemien, die Verderben über Individuum, Familie und Gemeinwesen brachten. Spekulanten wurden im öffentlichen Diskurs mit entsprechenden Krankheitsmetaphern belegt[20]. Auf der anderen Seite waren viele Beobachter von der Börse fasziniert und attestierten ihr eben aufgrund ihrer Nähe zum Wettspiel und ihrer Fähigkeit, „Vermögen aus dem Nichts auftauchen und andere rückstandslos verschwinden" zu lassen, ein enormes Unterhaltungspotenzial[21]. In der Zwischenkriegszeit etablierte sich schließlich ein populärer Finanzjournalismus, der die langsam wachsende investierende Öffentlichkeit (*investing public*) über das Börsengeschehen auf dem Laufenden hielt[22]. Für breite Massen wurde nun verfügbar, was hier als populäres Börsenwissen begriffen wird: ein komplexitätsreduzierendes Wissen von finanziellen Praktiken, das über das professionelle Finanzpublikum hinaus der einfachen Bevölkerung die Teilhabe am Aktienmarkt gewährleisten sollte.

[18] Vgl. aus zeitgenössischer Perspektive John Plender/Paul Wallace, The Square Mile. A Guide to the New City of London, London 1986, S. 68–70.

[19] Vgl. Nation of Shareholders, S. 7.

[20] Vgl. das Kapitel „The Sins of Speculation" in: James Taylor, Creating Capitalism. Joint-Stock Enterprise in British Politics and Culture 1800–1870, Woodbridge 2006, S. 54–81; vgl. auch die Kritik der Parliamentary Labour Party, dem Vorläufer der Labour Party, bei Gregg McClymont, Socialism, Puritanism, Hedonism. The Parliamentary Labour Party's Attitude to Gambling, 1923–31, in: Twentieth Century British History 19 (2008), S. 288–313, hier S. 296, S. 299 u. S. 304.

[21] Jakob Tanner, Zwischen Spekulationsblase und Crash. Die Börse als kultureller Ort, in: Thomas Forrer/Angelika Linke (Hrsg.), Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse, Zürich 2014, S. 95–125, hier S. 98.

[22] Vgl. Dilwyn Porter, „Where there's a tip there's a tap". The Popular Press and the Investing Public, 1900–60, in: Peter Catterall/Colin Seymour-Ure/Adrian Smith (Hrsg.), Northcliffe's Legacy. Aspects of the British Popular Press, 1896–1996, London 2000, S. 71–96; Josephine Maltby u. a., The Evidence for „Democratization" of Share Ownership in Great Britain in the Early Twentieth Century, in: David R. Green u. a. (Hrsg), Men, women, and money. Perspectives on Gender, Wealth, and Investment, 1850–1930, New York 2011, S. 184–206.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Nach dem Zweiten Weltkrieg büßten die hergebrachten Vorbehalte gegen die Börse zunehmend an Überzeugungskraft ein. In dieser Phase begann die britische Gesellschaft, sich als *permissive society*, als zunehmend tolerante und freizügige Gesellschaft zu begreifen[23]. Teil dieses gesellschaftlichen Wandels war, dass der öffentliche Einfluss von Religion und Kirche schwand. Protestantische, puritanische Moralvorstellungen und damit auch religiös motivierte Vorbehalte gegen die Finanzwirtschaft verloren an Bedeutung[24]. Neue soziale Bewegungen stellten die paternalistischen Mentalitäten des politischen Establishments in Frage und leisteten der Etablierung individualistischer Einstellungen im Alltag Vorschub[25]. Dieser Mentalitätswandel kam der Praxis der Börsenspekulation entgegen. Ende der 1960er Jahre erklärten konservative Abgeordnete vom rechten Parteiflügel, unter anderem dessen damaliger Wortführer Enoch Powell und die junge Thatcher, der *permissive society* offen den Krieg. Bereits 1970 stand auf Thatchers gesellschaftspolitischer Agenda eine „Umkehr der freizügigen Gesellschaft“[26]. Die wirtschaftliche Krise der 1970er Jahre identifizierte sie mit einer moralischen Krise und einem politisch beförderten Sittenverfall. Dabei zielte Thatcher zwar in erster Linie darauf ab, liberale Gesetze auf dem Feld der Familien- und Gesellschaftspolitik rückgängig zu machen[27], aber sie stilisierte Wirtschaftsfragen auch zu moralischen Fragen. Vor diesem Hintergrund lässt sich ihre Abneigung gegen Finanzspekulation erklären, die sie als junge Abgeordnete in einer ihrer ersten Unterhausreden zum Ausdruck brachte:

> „[I]t is the speculator in shares that we want to get at – the person who is making a business of buying and selling shares, not to hold them for their income producing properties, but to live on the profit which he makes from the transactions.“[28]

[23] Vgl. Harrison, Seeking, S. 237 sowie auch auf S. 516–526; Mark Jarvis, Conservative governments, morality and social change in affluent Britain, 1957–64, Manchester/New York 2005; Christie Davies, The Strange Death of Moral Britain, New Brunswick 2004.

[24] Vgl. Sam Brewitt-Taylor, The Invention of a „Secular Society“? Christianity and the Sudden Appearance of Secularization Discourses in the British National Media, 1961–4, in: Twentieth Century British History 24 (2013), S. 327–350, sowie im Allgemeinen Simon J. D. Green, The Passing of Protestant England. Secularisation and Social Change, c. 1920–1960, Cambridge/New York 2011, S. 32.

[25] Vgl. Jon Lawrence, „Paternalism, Class and the British path to modernity“, in: Simon Gunn/James Vernon (Hrsg.), The Peculiarities of Liberal Modernity in Imperial Britain, Berkeley 2011, S. 147–164; Jon Lawrence, Class, „Affluence“ and the Study of Everyday Life in Britain, c. 1930–64, in: Cultural and Social History 10 (2013), S. 273–299.

[26] Grimley, Thatcherism, in: Jackson/Saunders (Hrsg.), Making, S. 80. Für Thatchers Abstimmungsverhalten gegen liberale Gesetzgebungen im Unterhaus vgl. Geoffrey K. Fry, Parliament and „Morality“. Thatcher, Powell and Populism, in: Contemporary British History 12 (1998), S. 139–147.

[27] Diese Entwicklung begann nicht erst, wie von Thatcher behauptet, unter Harold Wilsons Labour-Regierungen, sondern wurde bereits von Harold Macmillans konservativen Regierungen, Ende der 1950er angestoßen; vgl. Jarvis, Conservative, S. 1–18.

[28] House of Commons Debates (künftig HC Deb), vol. 638, c. 1227, 19. 4. 1961. Bei diesem Zitat wurde die Originalsprache beibehalten, da dies für das inhaltliche Verständnis als zwingend angesehen wurde; an einigen weiteren Stellen im Text wird dies ebenso gehandhabt. Zum

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Dieser gesellschaftshistorische Kontext kann hier nur kurz umrissen werden. Er muss jedoch mitgedacht werden, da er veranschaulicht, dass die Börse in Großbritannien nicht nur aus ökonomischen Beweggründen aufgesucht wurde. Ein Blick in die einschlägige Investmentliteratur Ende der 1970er Jahre zeigt nämlich, dass Aktienhandel nicht nur als profitable Anlageform angepriesen wurde, sondern auch zu einem populären Hobby geworden war: „Investment birgt seine eigene Faszination und beschert dem ansonsten eintönigen Leben des kleinen Manns ein gewisses Maß an Aufregung."[29] Vor allem die Wahlverwandtschaft zwischen Börsengeschehen und Wettspiel half dabei, das „faszinierende und aufregende Hobby"[30] zu popularisieren, bei dem es weniger um Teilhabe an und Mitbestimmung in Unternehmen ging als darum, im richtigen Moment Wertpapiere zu kaufen und zu verkaufen, um Profite aus Preisveränderungen zu ziehen[31]. Aktienratgeber schickten sich freilich nicht an, Finanzspekulation und Wettspiel gleichzusetzen. Dies muss vor dem Hintergrund gedeutet werden, dass Börsenhändler ihre Aktivitäten erst im 19. Jahrhundert nach „einer lang andauernden politischen, kulturellen und rechtlichen Auseinandersetzung" erfolgreich vom Glückspiel abgrenzen konnten[32]. Diese Abgrenzung musste stets aufs Neue vorgenommen werden, was sich an einem Ratgeber veranschaulichen lässt, der Aktienhandel nach derselben spekulativen Logik aufzog wie das Wetten auf Pferderennen und Fußballspiele. Der Autor erklärte: „Ohne Spekulation keine Akkumulation. [...] Aber willkürliche oder leichtsinnige Zockerei ist töricht und zu missbilligen."[33] Gleichwohl konnten die Ratgeber Aktienhandel nur deswegen als exzellentes Unterhaltungsformat präsentieren, weil das Spannungsverhältnis von Risiko und Belohnung denselben Nervenkitzel versprach wie beim Wettspiel.

Börsenspekulation wurde somit zu einer sozial legitimen Alltagspraxis, die zeitgenössische Erhebungen jedoch weitgehend als ein Phänomen der Mittelklassen

Kontext der Unterhausdebatte vgl. Kim Christian Priemel, Spekulation als Gegenstand historischer Forschung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2 (2013), S. 9–26, hier S. 9 f.

[29] Jack Medomsley, Opportunities for the Small Investor, Durham 1978, S. 7.

[30] Norman Whetnall, How the Stock Exchange Works, London 1979, S. 43; James Rowlatt, The Pan Guide To Saving and Investment, London 1979, S. 17.

[31] In Umfragen gaben Kleinanleger mehrheitlich Kapitalerträge aus Preisunterschieden und nicht Dividenden als Hauptmotiv für ihre Investments an. Auch „gambling" wurde als Antrieb genannt; vgl. Savings and Attitudes to Share Owning, hrsg. von Research Services Limited, London 1962, S. 3. Die Ausgabe der News Chronicle vom 4. 5. 1960 druckte eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Gallup mit dem Titel „Do you know how to set about buying some shares?", die das Thema ebenso aufgreift.

[32] Marieke de Goede, Finanzen, Spiel, Spekulation, in: Andreas Langenohl/Dietmar J. Wetzel (Hrsg.), Finanzmarktpublika. Moralität, Krisen und Teilhabe in der ökonomischen Moderne, Wiesbaden 2014, S. 31–52, hier S. 32. Der Aufsatz basiert auf ihrer Studie Virtue, Fortune and Faith. A Genealogy of Finance, Minneapolis 2005. Zur sozialen Schließung der Börse vgl. Alex Preda, Framing Finance. The Boundaries of Markets and Modern Capitalism, Chicago 2009, S. 52–81, und Paul Johnson, Making the Market. Victorian Origins of Corporate Capitalism, New York 2010, S. 198–224.

[33] J. P. Hodgson, Speculation for Gain, Southwick 1979, S. 3.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

auswiesen[34]. Die Börse konnte allerdings auch in manchen Arbeitermilieus Teilnehmer rekrutieren, besonders in solchen, die eine ausgeprägte Wettspielkultur aufwiesen[35]. In diesem Kontext begriffen Arbeiter die Börse neben Pferde- und Hunderennen oder Fußballtoto lediglich als weiteres Wettformat. Bis in die 1930er Jahre konnten sie dieser Praxis in sogenannten *bucket shops* nachgehen. Bei diesen meist illegal betriebenen Einrichtungen handelte es sich um Wettbüros, in denen man auf den Verlauf von Aktienkursen wetten konnte, ohne das eigentliche Wertpapier tatsächlich zu handeln. Dieses Geschäftsmodell wurde 1939 endgültig gesetzlich verboten[36].

In der Arbeiterklasse waren Einstellungen gegenüber Aktienbesitz weitaus komplexer als in der Mittelklasse. Manche Arbeiter suchten nämlich nicht nur die oft betrügerischen *bucket shops* auf, sondern Maklerbüros, die ihre Dienste gezielt auf eine finanziell schwächere Zielgruppe zuschnitten. Andere *working-class investors* hielten Aktienbesitz in Form einer Mitarbeiterbeteiligung als legitimes Mittel, sich an ihrem Unternehmen zu beteiligen und bewegten sich damit sehr nah am konservativen Ideal von Aktienbesitz. Allerdings stieß der Aktienhandel in der Arbeiterklasse auch am ehesten noch auf politische und moralische Ablehnung oder auf schlichtes Desinteresse, da für diese risikobehaftete Anlageform schlicht das Geld fehlte[37].

III. Aufklärung im Volkskapitalismus? Politische Kommunikation und populäres Börsenwissen

Als Thatcher 1975 als Vertreterin des rechten Parteiflügels überraschend zur neuen Oppositionsführerin gewählt wurde, sprachen die wenigsten Tories davon, Staatsbesitz zu privatisieren und dadurch eine Gesellschaft von Aktienbesitzern zu schaffen. Ebenso wenig bestimmten diese Themen den Wahlkampf von 1979, aus dem Thatcher als Siegerin hervorging. Stattdessen kündigten die Konservativen

[34] Vgl. Savings, S. 9–15. Weiterführend auch Jack Revell/John Moyle, The Owners of Quoted Ordinary Shares. A Survey for 1963, London 1966, und How does Britain save? A summary of the results of a survey conducted for the London Stock Exchange, hrsg. von British Market Research Bureau Limited, London 1966.

[35] Vgl. grundlegend Ross McKibbin, Working-class Gambling in Britain 1880–1939, in: Past and Present 82 (1979), S. 147–178, des Weiteren Mark Clapson, A Bit of a flutter. Popular gambling and English society, c.1823–1961, Manchester 1992.

[36] Vgl. Dilwyn Porter, „Speciousness is the Bucketeer's Watchword and Outrageous Effrontery his Capital". Financial Bucket Shops in the City of London, c. 1880–1939, in: John Benson/Laura Ugolini (Hrsg.), Cultures of Selling. Perspectives on Consumption and Society since 1700, Aldershot/Burlington 2006, S. 103–125. Zur Entstehung der „bucket shops" in den USA vgl. David Hochfelder, „Where the Common People Could Speculate". The Ticker, Bucket Shops, and the Origins of Popular Participation in Financial Markets, 1880–1920, in: The Journal of American History 93 (2006), S. 335–358.

[37] Vgl. zu den unterschiedlichen Einstellungen gegenüber Aktienbesitz die Interviews mit Fabrikarbeitern in Wider Shareholding, hrsg. von Acton Society Trust, London 1959, S. 52–65, des Weiteren Guy Naylor, Sharing the Profits. An Inquiry into the Habits, Attitudes and Problems of Employees' Shareholding Schemes, London 1968, S. 25–43. Entsprechende Meinungsumfragen in: Savings, S. 28.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

an, die rasant steigende Inflation zu bekämpfen, die öffentlichen Haushalte zu sanieren und Steuern zu senken. Dezidiert konservative Tories hatten zwar seit den 1950er Jahren immer wieder gefordert, Staatseigentum in Privateigentum zu überführen, waren damit beim Establishment der Partei jedoch stets auf taube Ohren gestoßen. *Denationalisation*, wie man damals noch sagte, galt als unpopulär, weil die Staatsbetriebe hohes Ansehen in der Bevölkerung genossen, obwohl sie zunehmend defizitär wirtschafteten. Deshalb arbeiteten Thatchers Berater, allen voran ihr späterer Privatisierungs-Architekt Nicholas Ridley, in der Oppositionszeit an „detaillierten Konzeptionen" für Privatisierungsmaßnahmen[38]. Weil diese Pläne ein behutsames Vorgehen nahelegten, fuhr Thatchers erstes Kabinett noch eine verhaltene Entstaatlichungspolitik – und drohte mit seiner monetaristischen Geld- und Haushaltspolitik gar an der immens hohen Arbeitslosenquote von zwölf Prozent zu scheitern[39]. British Aerospace, ein Rüstungsunternehmen, und Amersham, ein Pharmakonzern, waren in dieser Experimentierphase die größten Staatsbetriebe, die an die Börse gingen, was aber nur wenig Aufmerksamkeit erregte.

Anfangs ging es in öffentlichen Reden noch vor allem um die Formeln Effizienz, Kostensenkung und Stärkung des Konsumenten[40]. Intern sprachen Minister jedoch frühzeitig davon, durch diese Politik unternehmerische Teilhabe und gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein zu fördern. Geoffrey Howe, Thatchers Schatzkanzler, sprach sich 1980, als es um Pläne ging, den staatlichen Ölkonzern zu veräußern, gegen den Vorschlag aus, die Aktien privatisierter Unternehmen kostenlos und demokratisch unter der Bevölkerung aufzuteilen – ein Verfahren, das übrigens auch der von Thatcher hochgeschätzte US-Ökonomon Milton Friedman vorschlug. Damit, so argumentierte der Schatzkanzler, würde die beabsichtigte „Lektion in der Verantwortung von Eigentum" ausbleiben[41].

Diese Auffassung lag ganz auf der Linie Thatchers, die ihren Regierungsauftrag auch als Erziehungsauftrag begriff: „Die Wirtschaft ist nur das Mittel zum Zweck. Das Ziel ist, Herz und Seele zu verändern."[42] Dieser Anspruch Thatchers und ihrer engsten Gefolgsleute ist durchaus ernst zu nehmen. Ihr ältester politischer Freund Keith Joseph war ebenfalls der Ansicht, Großbritanniens wirtschaftliche

[38] Dominik Geppert, „Englische Krankheit"? Margaret Thatchers Therapie für Großbritannien, in: Frei/Süß (Hrsg.), Privatisierung, S. 51–69, hier S. 61. Gepperts Argumentation folgt weitgehend Green, Thatcher, S. 90-97, der die Gremienarbeit der rechten Parteibasis im Einzelnen ausgewertet hat und die langfristigen Wurzeln des Privatisierungsprogramms betont. Die detaillierten Konzeptionen finden sich im sogenannten Ridley-Report: Final Report of the Nationalised Industries Policy Group vom 8. 7. 1977. Dieser ist zu finden auf der Margaret Thatcher Foundation Website (künftig: MTF); MTF 110795.

[39] Vgl. zur monetaristischen Wirtschaftspolitik Thatchers insbesondere Duncan Needham, UK Monetary Policy from Devaluation to Thatcher, 1967–82, Basingstoke 2014, und Jim Tomlinson, Thatcher, monetarism and the politics of inflation, in: Jackson/Saunders (Hrsg.), Making, S. 62–77.

[40] HC Deb, vol. 19, c. 740, Geoffrey Howe, Haushaltsansprache, 1982.

[41] MTF PREM 19/191, Howe an Thatcher, in: „Proposal for a national investment trust to promote wider property ownership: report by Leo Pliatzky", 1. 7. 1980.

[42] MTF 104475, Margaret Thatcher, Interview Sunday Times, 1. 5. 1981.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Krise sei im Kern moralischer Natur und könne nur durch eine Rückkehr zu konservativen und christlichen Werten überwunden werden[43]. Thatchers einflussreicher Redenschreiber Alfred Sherman war davon überzeugt, dass die „Entchristianisierung des sozialen und politischen Denkens" in Großbritannien für den vermeintlichen Niedergang des ehemaligen Weltreichs verantwortlich sei[44]. Wann immer Thatcher das Neue Testament in Anschlag brachte, um Profitstreben und kapitalistische Wirtschaftsweise als christliches Gebot zu verkünden, lieferte Sherman dafür den rhetorischen Feinschliff[45].

Als demokratische Politiker arbeiteten die Tories jedoch auf ihre Wiederwahl hin, die in den frühen 1980er Jahren noch als unwahrscheinlich galt. Die Regierung steckte also in einem Dilemma zwischen erzieherischem Anspruch und wahltaktischen Imperativen. Dies lässt sich an der Frage der Preisbildung der Volksaktien zeigen, die bereits bei den ersten Privatisierungen entschieden wurde. Einerseits durften die Anteile, gemäß der konservativen Auffassung, dass nur verdientes Eigentum wertgeschätzt wird, nicht gratis verteilt werden. Andererseits musste der Preis niedrig genug sein, um genügend Investoren anzulocken, denn die Börsengänge sollten reibungslos ablaufen und sich öffentlich als politischer Erfolg inszenieren lassen. Deswegen entschied sich die Regierung dafür, die Unternehmen nicht per Ausschreibung an den Meistbietenden zu verkaufen, sondern gezielt einen niedrigen Preis festzulegen. Zudem genossen Kleinanleger Vorkaufsrechte gegenüber institutionellen Anlegern. So wurde der Effekt erzielt, dass die Börsengänge in hohem Maße überzeichnet waren, die Nachfrage das Angebot an Aktien also bei weitem überstieg[46]. Indem sie die Preisbildung nicht dem freien Markt überließen, setzten sich die Konservativen in der Praxis freilich über einen zentralen Grundsatz der neoklassischen Ökonomie Friedmanscher Prägung hinweg, deren Einfluss auf Thatchers Wirtschaftspolitik weithin als zentral gilt[47]. Dafür erhoffte sich die Partei einen wahltaktischen Effekt: Arbeiter mit Aktien, so

[43] Vgl. Grimley, Thatcherism, in: Jackson/Saunders (Hrsg.), Making, S. 82.

[44] MTF 119486, Alfred Sherman, minute to Margaret Thatcher, Proposal for a lecture on „A Christian View of Society". Shermans Auffassungen sind insbesondere vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte bemerkenswert: Er kämpfte als Kommunist jüdischer Herkunft im Spanischen Bürgerkrieg, näherte sich im Laufe der 1970er Jahre jedoch der Neuen Rechten an, wurde begeisterter Anhänger Margaret Thatchers und war 1975 Mitbegründer der konservativen Denkfabrik Centre for Policy Studies; vgl. Richard Cockett, Thinking the Unthinkable. Think-Tanks and the Economic Counter-Revolution 1931–1983, London 1995, S. 231 f.

[45] Thatcher verwendete dafür besonders gerne das Gleichnis von den anvertrauten Talenten; MTF 104587, Thatcher, Speech at St Lawrence Jewry, 4. 3. 1981.

[46] Zu den frühen Privatisierungen zwischen 1979 bis 1983 vgl. David Parker, The Official History of Privatisation, Vol. 1: The formative years 1970–1987, Abingdon 2009, S. 52–165, und Eric J. Evans, Thatcher and Thatcherism, Abingdon/New York 32013, S. 35–38.

[47] Vgl. Cockett, Thinking, S. 151–156 u. S. 184–186; Ben Jackson, The think-tank archipelago. Thatcherism and neo-liberalism, in: Ders./Saunders (Hrsg.), Making, S. 43–61, und das entsprechende Kapitel bei Dominik Geppert, Thatchers konservative Revolution. Der Richtungswandel der britischen Tories 1975–1979, München 2002, S. 227–243.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

das Kalkül, würden eher Tory als Labour wählen – eine Hoffnung, die jedoch weitgehend unerfüllt blieb, wie spätere Studien zum Wahlverhalten zeigten[48].

Die Erfahrungen der Experimentierphase machten den Tories Mut. Nachdem Thatcher sich im Falklandkrieg als Führungspersönlichkeit inszeniert und 1983 einen triumphalen Wahlsieg gegen eine gespaltene Labour Party errungen hatte, nahm das Privatisierungsprogramm Fahrt auf. Den Auftakt für diese zweite, dynamische Phase markierte der Börsengang von British Telecom im November 1984. Die Regierung investierte erstmals in eine umfangreiche Werbekampagne, die in ihrer Größenordnung und öffentlichen Wirkung nur von der Privatisierung von British Gas im Dezember 1986 übertroffen wurde[49]. In der Gewissheit, fest im Sattel zu sitzen und ein politisches Erfolgsrezept gefunden zu haben, rüstete Thatcher auch rhetorisch auf. Die Regierung rückte den Begriff der Verantwortung in den Mittelpunkt und kommunizierte, Privatisierung sei in erster Linie Gesellschaftspolitik. Im März 1986 verwendete Thatcher erstmals den Begriff *popular capitalism*, um ihre Vision einer freiheitlichen Wirtschaftsverfassung gegen die sozialistische Auffassung von Gemeineigentum in Stellung zu bringen[50]. Auf dem Tory-Parteitag im selben Jahr erklärte sie vollmundig:

> „The great political reform of the last century was to enable more and more people to have a vote. Now the great Tory reform of this century is to enable more and more people to own property. Popular capitalism is nothing less than a crusade to enfranchise the many in the economic life of the nation."[51]

In der Privatisierungs-Rhetorik der Premierministerin vermengten sich Moralpopulismus und marktwirtschaftliche Semantiken. Eine explizit partizipatorische Sprache übersetzte wirtschaftliche in politische Teilhabe, und religiöse Metaphern sollten die Massen über ein nationales Sendungsbewusstsein mit der Wirtschaft vermählen. Thatcher versah die „Volksaktien"[52] rhetorisch mit den verheißungsvollen Qualitäten eines Eigenheims, dessen Besitz sie durch die Privatisierung von Wohnraum im Besitz der öffentlichen Hand zuvor Millionen

[48] Vgl. Anthony Heath/Geoffrey Garrett, The Extension of Popular Capitalism, Glasgow 1989, S. 18, und Richard Stevens, The Evolution of Privatisation as an Electoral Policy, c. 1970–90, in: Contemporary British History 18 (2004), S. 47–75.

[49] Vgl. die zeitgenössische Darstellung von Karin Newman, The Selling of British Telecom, New York 1986. Historische Fallstudien zu einzelnen Privatisierungen fehlen bislang. Parker, Official History, S. 240–396, legt einen Fokus auf Wettbewerbsrahmen, Regulierung und Börsengang für beide Konzerne. Für historische Perspektiven auf Telecom und British Gas vgl. Geppert, „Englische Krankheit", in Frei/Süß (Hrsg.), Privatisierung, S. 51–53. Weiterführend auch Green, Thatcher, S. 97–101; Richard Vinen, Thatcher's Britain. The Politics and Social Upheaval of the Thatcher Era, London 2009, S. 194–197, und Evans, Thatcher, S. 133 f. u. S. 171–173.

[50] MTF 106348, Thatcher, Speech to Conservative Central Council at Felixstowe, 15. 3. 1986.

[51] MTF 106498, Thatcher, Speech to Conservative Party Conference, 10. 10. 1986.

[52] Das vollständige Zitat im Original lautet: „We want people to own their home. And we also want them to have a share in British industry. [...] We are now seeing a re-birth of personal responsibility"; MTF 105823, Thatcher, New Years Speech, 31. 12. 1984.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

von Wählern ermöglicht hatte. Ferner wurde *wider share ownership* mit dem Anspruch verbunden, engere Bezüge zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu schaffen. Aktien adressierte man dabei nie als Spekulationsobjekt, sondern stets als Miteigentum an Unternehmen, das Arbeitern Einsicht in den kapitalistischen Produktionsprozess gewähre[53]. Teil der Kommunikationsstrategie war zudem, die Volatilität und den Risikocharakter der Börse zu verschweigen. Eigentlich sprach Thatcher gerne davon, eine neue „enterprise culture"[54] zu fördern, die wirtschaftliche Risiken wieder stärker belohnen sollte. Mit Blick auf den Aktienmarkt blieb diese Rhetorik jedoch aus, um keine Käufer abzuschrecken.

Diese Leerstelle in der politischen Kommunikation blieb nicht unbemerkt, und hier setzte die Aufklärungsarbeit der Massenmedien an. Die Privatisierungen führten zu einem millionenfachen Zuwachs an Kleinanlegern, deren Orientierungsbedürfnisse der Finanzjournalismus nun bediente. In den beiden größten britischen Boulevardblättern, *Daily Mail* und *Daily Mirror*[55], spiegelte sich die Privatisierungspolitik auf geradezu paradoxe Weise. Der *Mirror*, das der Labour Party nahestehende Massenorgan der Arbeiterklasse, ließ üblicherweise kaum eine Gelegenheit aus, gegen Thatcher zu polemisieren. In seiner Finanzrubrik schlug das Blatt allerdings eine Tonart an, die sich mit der partizipatorischen Rhetorik der Tories nahezu deckte. Ihr schillernder Redakteur Robert Head lobte die Möglichkeit für Belegschaften, Aktien ihrer Betriebe zu zeichnen, als eine erstrebenswerte Beteiligungsform und riet seinen Lesern explizit zu den „fairen Anteilen für Arbeiter"[56]. Vorausgesetzt, sie würden ihr Kapital nicht nur auf ein Pferd setzen, das heißt durch die Bindung an den Erfolg ihres eigenen Unternehmens ein falsches Risiko eingehen, war es im *Mirror* gern gesehen, „wenn Arbeiter auf ihr eigenes Unternehmen setz[t]en"[57]. Wir wissen vom *Mirror*, dass er ein intensives Verhältnis zu seinen Lesern pflegte; Head baute seine Ratschläge stets exemplarisch auf eingegangenen Leserbriefen auf[58]. Dies lässt darauf schließen, dass in der Ar-

[53] MTF 106046, Thatcher, Speech to Scottish Party Conference, 10. 5. 1985.

[54] Die Werbungen für die Volksaktien waren lediglich mit einem kleingedruckten Hinweis versehen, dass der Wert der Aktien sowohl steigen als auch fallen kann; vgl. Newman, Selling, S. 97. Dazu findet sich ein passendes Beispiel, das Thatchers Risikorhetorik belegt: „Running a small business involves great risks. But to run those risks the rewards must be there. [...] This means a new culture – an enterprise culture"; MTF 105617, Thatcher, Speech to Small Business Bureau Conference, 8. 2. 1984.

[55] Daily Mail und Daily Mirror können – etwa im Gegensatz zu der unter Thatcher sonst so einflussreichen The Sun – auf eine lange Tradition im populären Finanzjournalismus zurückschauen; vgl. Dilwyn Porter, „City slickers" in Perspective. The Daily Mirror, its readers and their money, 1960–2000, in: Media History 9 (2003), S. 137–152, hier S. 146.

[56] Daily Mirror vom 10. 11. 1982: „Fair shares for workers". Vgl. auch Daily Mirror vom 3. 12. 1984: „Fair shares! Telecom's big news for the small investor". Zur Person Robert Heads, einem Pionier des populären Finanzjournalismus, vgl. The Guardian vom 24. 8. 1987: „Capitalism goes pop" sowie den hohe Anerkennung zollenden Nachruf in der Times vom 19. 2. 2009.

[57] Daily Mirror vom 16. 2. 1982: „All their own works"; Daily Mirror vom 17. 2. 1981: „Budget beaters all set".

[58] Vgl. Daily Mirror vom 2. 11. 1982: „Don't burn your fingers". Seit 1960 unterhielt der Mirror ein Advice Bureau, in dem jährlich über 20.000 Leserbriefe eingingen; vgl. Porter, „City slickers", S. 142.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

beiterklasse eine gewisse Zustimmung zur Entstaatlichungspolitik herrschte, zumindest dort wo Aktien nicht in erster Linie als Spekulationsobjekt, sondern als Instrument begriffen wurden, Interessengegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzuschwächen. Analog zur medialen Popularisierung neoliberaler Kerninhalte im angelsächsischen Diskurs, konstruierten die volkskapitalistischen Narrative des *Mirror* „einen idealisierten Markt, der mit dem Interesse des einfachen Bürgers identisch ist“[59], und deckten sich somit auf verblüffende Weise mit Thatchers Politik. Der *Mirror* betonte das Moment der Teilhabe und rief seine Leser dazu auf, Aktien privatisierter Staatsbetriebe langfristig zu halten – und nicht mit ihnen zu spekulieren[60].

Ein anderer Erwartungshorizont tat sich hingegen in der konservativen *Daily Mail* auf, die traditionell den börsenaffinen Kleinanleger aus der Mittelklasse zu ihrer Zielgruppe zählte. Auch hier herrschte ein enges Verhältnis zwischen Lesern und Redakteuren[61]. Außerdem offenbart ein Blick in Margaret Thatchers Terminkalender, dass *Mail*-Redakteure, im Gegensatz zu ihren Kollegen vom *Mirror*, in 10 Downing Street ein und aus gingen[62]. Viel intensiver als ihr linkes Konkurrenzblatt stellte sich die *Mail* jedoch die Frage, inwiefern breite Massen mit der Börse überhaupt kompatibel seien. Die Zeitung schwankte dabei zwischen Euphorie und Skepsis und sprach schon früh von einem Volkskapitalismus, etwa 1981 bei der vergleichsweise bescheidenen Privatisierung von Cable und Wireless, einem Zweig der staatlichen Telekommunikationsbehörde. In der City of London habe an dem Tag ein Gerangel um die neuen Aktien geherrscht. Hunderte Hausfrauen und Börsenmakler stürmten die Bankgebäude[63]. Die *Daily Mail* begrüßte zwar die Vorstellung einer Gesellschaft von Aktienbesitzern, meldete aber schon bald Vorbehalte gegenüber der staatlichen Aufklärungskampagne an, die das Risikopotenzial der Wertpapiere ausklammerte.

Eine neue Risikokultur war zwar durchaus erwünscht und wurde auch vom *Daily Mirror* herbeigeschrieben: „Der Mut mehr Risiken einzugehen, ist eine der Sachen, die Britannien wieder groß machen könnten.“[64] Im Vorfeld des Telecom-Börsengangs stellte die *Mail* jedoch gezielt auf diesen Aspekt ab und fragte plakativ, ob tatsächlich jeder „in den Aktienmarkt eintauchen“ sollte[65]. Der Kleinanleger, so stellte das Blatt eine eiserne Investorenregel auf, müsse zuvor schon genügend Kapital zurückgelegt haben, um sich in diese risikobehaftete Anlageform vorzuwagen. Auch der *Daily Mirror* klärte auf: „Alle Aktien unterliegen dem Auf und Ab der Börse.“[66] Der vorausschauende Investor riskiere nur Geld, auf das

[59] Sören Brandes, „Free to Choose“. Die Popularisierung des Neoliberalismus in Milton Friedmans Fernsehserie (1980/90), in: Zeithistorische Forschungen (2015), S. 526–533, hier S. 533.
[60] Vgl. Daily Mirror vom 28. 11. 1984: „Why we all love Telecom“.
[61] Vgl. Porter, Where, in: Catterall/Seymour-Ure/Smith (Hrsg.), Northcliffe's Legacy, S. 89.
[62] Vgl. MTF 113623, MTF 114579, und MTF 125036.
[63] Vgl. Daily Mail vom 31. 10. 1981: „Scramble in the City“.
[64] Daily Mirror vom 4. 12. 1984: „Telecomania! Investors ring up big profits“.
[65] Daily Mail vom 24. 10. 1984: „Should you plunge into the stock market?“
[66] Daily Mirror vom 14. 11. 1984: „Buzby's Golden Egg“.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

er im Notfall auch verzichten könne[67]. Generell richtete sich die Ratgeberkultur an ein finanziell unabhängiges Publikum, an den „Mann mit £2000 [...], der bereit ist ein Risiko einzugehen“[68]. Dieses Zitat deutet an, dass der prototypische Investor traditionell männlich gedacht wurde. Derselbe Ratgeber mutmaßte gar: „Damen neigen dazu, womöglich aufgrund ihrer mütterlichen und beschützerischen Instinkte, überdurchschnittliche Risiken zu vermeiden.“[69] Ein Blick auf statistische Daten zur Börsenbeteiligung lässt solche Einlassungen jedoch bizarr anmuten, denn Schätzungen zufolge waren circa 45 Prozent der britischen Investoren weiblich[70]. Zudem lässt sich in den 1980er Jahren ein Wandel beobachten. *Times*, *Guardian* und *Daily Mail* begannen Redakteurinnen in ihren Finanzrubriken zu beschäftigen und registrierten: „Frauen streben nach den höchsten Positionen in der Finanzwirtschaft und den besten Anlagechancen für ihr Geld.“[71]

Die wohlsituierten Kleinanlegerinnen und Kleinanleger, die die Eintrittsbedingungen der Börse erfüllten, sollten durchaus auf ihre Kosten kommen – und zwar nicht nur auf ihre ökonomischen. Den Nervenkitzel der Spekulation zu genießen, galt als legitime Praxis. Die *Mail* versuchte die Nähe der Börse zum Wettspiel auch gar nicht zu kaschieren: Sie bezeichnete die City of London als Kasino und Investoren als *punter*, also mit einem Begriff, der eigentlich einen Glücksspieler bezeichnet, der auf Pferderennen wettet[72]. Mit ihrer spielerischen Darstellung konterkarierte die *Mail* somit ein Stück weit die auf Seriosität ausgerichtete Verkaufsstrategie der konservativen Regierungen. Auch der *Daily Mirror* spielte auf das Unterhaltungspotenzial der Börse an und begrüßte an dem Tag der Telecom-Privatisierung die neuen Investoren zu einer „Welt aus Spaß und Abenteuer, Risiko und Belohnung“[73].

Nach dem geglückten Börsengang, der mit einem Schlag zwei Millionen Briten zu Aktienbesitzern machte, erzielten auch die Taschenbücher von Finanzjournalisten, Börsengurus und Hobbyspekulanten hohe Auflagen. Die Ratgeber waren facettenreich und versuchten, Leser mit höchst unterschiedlichen Anlagestrategien anzusprechen. Sie ähnelten sich jedoch insofern, als sie dem vermeintlich ernsten und rationalen Börsengeschehen ein spielerisches Element attestierten. Der Spaßfaktor war ein legitimer Bestandteil des Volkskapitalismus: „Playing the market“ wurde wiederum mit der Doppelfunktion vorgeführt, sowohl finanziell

[67] Vgl. Daily Mirror vom 17. 12. 1984: „Sharing in the action“; Daily Mirror vom 20. 12. 1984: „Careless talk can cost cash“; Daily Mirror vom 31. 12. 1984: „Get a share of the action!“, und Daily Mirror vom 7. 1. 1985: „Shelling out...Where the cash goes on a share buy-in“.

[68] Medomsley, Opportunities, S. 7. Ähnlich auch bei Whetnall, How, S. 81.

[69] Medomsley, Opportunities, S. 7.

[70] Vgl. Arthur G. Ellinger, The Art of Investment, London 1971, S. 23.

[71] Daily Mail vom 16. 9. 1987: „The Petticoat Push“. Vgl. auch den Finanzratgeber „The Guardian Money Guide“ der Ressortleiterin des Guardians Margaret Dibben aus dem Jahr 1984, und Daily Mail vom 12. 6. 1991: „Opening up the share market“.

[72] Vgl. Daily Mail vom 14. 11. 1984: „A good number for the small operator“, und Daily Mail vom 3. 1. 1987: „Take a throw in the City casino“.

[73] Daily Mirror vom 20. 11. 1984: „Are Telecom's shares a good number for you?“

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

gewinnbringend als auch ungemein packend und kurzweilig zu sein[74]. Der Investor musste zwar achtsam, umsichtig und konzentriert vorgehen, um Verluste zu vermeiden, konnte aber gleichzeitig eine „Menge Spaß aus der Aktienanlage" ziehen[75]. Kaum ein Ratgeber kam ohne eine Spielanalogie aus, um die Funktionsweise der Börse einem breiteren Publikum zu erklären: „Das Börsenspiel wird, wie die meisten Spiele, zwischen zwei Seiten ausgetragen: den Käufern auf der einen Seite und den Verkäufern auf der anderen."[76]

Trotz aller Spielreferenzen blieb Risikobewusstsein im populären Diskurs die zentrale Voraussetzung für die Teilnahme am Börsengeschehen. An diesem Punkt entzündete sich schließlich auch eine wirtschaftsliberale, finanzkapitalistische Kritik an der konservativen Privatisierungspraxis. Finanzjournalismus und Ratgeberliteratur beanstandeten, dass Aktienbesitz lediglich in der Breite, nicht jedoch in der Tiefe zu einem Massenphänomen geworden war. Sie wiesen auf die Passivität vieler der neuen Investoren hin und attestierten der Politik, die neuen Börsianer nicht hinreichend in die Dynamik der Aktienmärkte eingeweiht zu haben:

> „Aber hat irgendeiner der neuen Investoren wirklich etwas über die Mechanismen der Börse gelernt? Die Regierung und ihre Berater haben, trotz der löblichen Absicht, aus uns allen Aktionäre zu machen, so gut wie gar nichts geleistet, um die Öffentlichkeit über die Materie aufzuklären."[77]

Lediglich 16 Prozent der neuen Anleger, die Anteile an einem privatisierten Unternehmen gekauft hatten, legten auch ein diversifiziertes Aktiendepot an. Die Mehrheit begnügte sich mit dem Kauf einiger weniger Privatisierungsaktien. Es ließe sich einwenden, dass diese Gruppe genau die von Thatcher gewünschten langfristigen und risikoaversen Anleger verkörperte. Umfragen offenbarten bei ihnen jedoch eine enorme Unkenntnis über Börsenzusammenhänge. So zeichneten etwa manche Käufer die Telecom-Aktie lediglich deshalb, weil sie glaubten, ansonsten ihren Telefon-Anschluss zu verlieren[78].

Ein weiterer Kritikpunkt war die gezielte Überzeichnung der Aktien. Tatsächlich lässt sich bei allen Privatisierungen dasselbe Muster erkennen: Die unter Wert emittierten Aktien erlebten am ersten Tag enorme Kursanstiege und viele Käufer spekulierten lediglich auf einen raschen Wiederverkauf[79]. In Börsenkreisen galt

[74] Vgl. Simon Rose, Fair Shares. A layman's guide to buying and selling stocks and shares, London 1986, S. 176–186. Dieses Buch orientiert sich sehr stark an einem US-amerikanischen Investmentklassiker, den der Berufsspekulant George J. Goodman unter dem Pseudonym Adam Smith verfasste; ders., The Money Game, New York 1968.

[75] J. T. Stafford, The Share-owner's guide. How to invest profitably and safely in shares, Cambridge 1987, S. 1.

[76] Brian J. Millard, Stocks and Shares Simplified. A Guide for the Small Investor, London 1986, S. 1. Ähnlich bei Michael Walters, How to Make a Killing in New Issues, London 1988, S. 7.

[77] Rose, Fair Shares, S. 2.

[78] Vgl. The Independent vom 18. 2. 1988: „Educating the new capitalists".

[79] Vgl. Parker, Official History, S. 161. Ähnlich drastisch verhielt es sich bei der Privatisierung der Wasserbetriebe, wo die Zahl der Aktionäre im Dezember 1989 2,7 Millionen betrug und im Juni 1991 auf 1,1 Millionen gefallen war.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

diese Praxis, im Englischen *stagging* genannt, keineswegs als anrüchig – dazu wurde vielmehr aufgerufen[80]. Diese Form der Spekulation erschwert jedoch zuverlässige Umfrageergebnisse zur Börsenbeteiligung: Ein *stag* taucht in der Statistik nämlich nicht als Aktionär auf. Dadurch, dass er bei Gelegenheit schnell einsteigt und sich dann ebenso zügig wieder aus seinen Positionen zurückzieht, ist er jedoch sehr wohl Börsenteilnehmer. Die Thatcher ansonsten sehr zugeneigte *Sunday Times* wies daraufhin, dass die Regierung mit ihrer Praxis nicht die gewünschten langfristigen Anleger anlockte, sondern „tausende gewöhnlicher Zeitungsleser, die eine verlustfreie Spekulationschance erkennen"[81]. Dasselbe Blatt hielt die Maßnahmen der Tories schon frühzeitig für völlig ungeeignet, einen Volkskapitalismus herbeizuführen:

> „Genuine mass participation would require a much more imaginative approach. Today's residual active small shareholders are, by and large, not pink-nosed rabbits inhabiting a vanishing habitat and waiting for kindly ministers to set up financial nature reserves. They survived in a hostile environment by natural selection, by learning to be more like speculators."[82]

Eine nachhaltige Aktienkultur ließe sich nicht durch staatliche Subventionen herbeiführen. Stattdessen sei intensive Aufklärung gefragt, argumentierte auch die Investmentliteratur, die bemängelte, die Regierung habe dem Volk keine kapitalistische Lektion erteilt, sondern vielmehr eine Marktanomalie geschaffen: „Diese Privatisierungen haben den Eindruck erweckt, dass es einfach ist, einen schnellen Reibach in Aktien zu machen, aber man sollte in Erinnerung behalten, dass das die Ausnahme und nicht die Regel ist."[83] Das Verfahren, die Volksaktien weit unter Wert zu verkaufen, wurde als staatlich organisierter Selbstbedienungsladen verhöhnt, als „die nächstbeste Alternative dazu, Zehnpfundnoten für einen Fünfer zu kaufen"[84]. Die Aufklärung im Volkskapitalismus besorgten schließlich der Finanzjournalismus und eine breit gefächerte Ratgeberliteratur – nicht die rhetorisch mit großem erzieherischen Anspruch auftretende Politik.

Eine soziologische Studie aus dem Jahr 1994 über die gesellschaftlichen Auswirkungen des Privatisierungsprogramms – die erste und bis heute einzige – urteilt daher: „Die große Privatisierungskampagne war viel Lärm um nichts."[85] Zu diesem Schluss kamen die Autoren, nachdem sie das Kaufverhalten der neuen Kleinanleger analysiert hatten und sie in drei mehr oder weniger gleichgroße Gruppen einteilten: erstens die passiven Investoren („savers"), zweitens die „gamblers", die auf kurzfristige Profite spekulierten und zuletzt die „true capitalist",

[80] Vgl. Daily Mail vom 28. 11. 1986: „Time for Sid to turn on to Gas".
[81] The Sunday Times vom 21. 2. 1982: „The joys of making a quick profit".
[82] The Sunday Times vom 2. 5. 1982: „The wit to woo small investors".
[83] Stafford, Share-owner's guide, S. 3.
[84] Michael Walters, How to Make a Killing in the Share Jungle, London 1987, S. iv.
[85] Peter Saunders/Colin Harris, Privatization and Popular Capitalism, Buckingham/Philadelphia 1994, S. 162.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

„rational risk-taking investors“[86]. Weil die britische Gesellschaft sich nicht mehrheitlich die Einstellungen der letzten Gruppe angeeignet habe, sondern auch einer „Kasinomentalität“[87] fröhne, sei sie durch Thatcher nicht kapitalistischer geworden. Aufschlussreich ist nun, dass sich die Soziologen für ihren Idealtyp des rationalen, kapitalistischen Investors auf Max Webers „Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ bezogen, wonach „der wahre Geist des Kapitalismus die Suche nach stets erneuerten Profiten und eben nicht nach Zufallsgewinnen beinhaltet“[88]. Damit wurde die britische Gesellschaft aber an demselben Ideal gemessen, das Thatcher vorgab zu verkörpern. Demnach beruhte der „bürgerliche Betriebskapitalismus“ auf rationaler Wirtschaftsweise, innerweltlicher Askese sowie protestantischer Arbeitsethik und hatte den, um in Webers Duktus zu bleiben, an „irrationalen Spekulationschancen“ orientierten „Abenteurer- und spekulativen Händlerkapitalismus“ hinter sich gelassen[89]. Der Kapitalismus und allemal der Finanzkapitalismus zogen und ziehen ihre expansive Kraft jedoch nie ausschließlich aus der einen oder der anderen, sondern aus beiden Mentalitäten. Somit lässt sich das Paradox zwischen Thatchers anachronistischem protestantisch-viktorianischem Kapitalismus und der börsenkapitalistischen Bereicherungskultur, die in den 1980er Jahren zunehmend Fuß fasste, ein Stück weit auflösen. Thatcher war in ihrem puritanischen Moralkodex von der ethischen Notwendigkeit des Kapitalismus überzeugt. Gleichwohl ordnete sie ihren religiösmoralisch motivierten Erziehungsanspruch einer pragmatisch ausgerichteten Privatisierungspolitik unter, die um jeden Preis den Staat aus der Wirtschaft zurückdrängte. Diese Politik eröffnete Möglichkeitsräume für den aufziehenden Börsenkapitalismus. Die Börse zog jedoch nicht nur den rationalen Unternehmer, sondern auch den Spieler als genuin kapitalistischen Akteur an.

IV. Der Kleinanleger im deregulierten Finanzkapitalismus

Die Frage wie rational oder irrational das Geschehen auf den zunehmend globalisierten Finanzmärkten sei, wurde in den 1980er Jahren grundlegend neu beantwortet. Wissensgeschichtlich setzte sich in diesem Jahrzehnt ein zuvor nie dagewesener, geradezu unerschütterlicher Glaube in die Funktionalität und Rationalität von Finanzmärkten durch. Dieser Prozess spielte sich in einer komplexen Gemengelage ab. Ein tiefgreifender Strukturwandel, wirtschaftswissenschaftliche und technologische Revolutionen sowie politische Entscheidungsprozesse bedingten die Entstehung eines neuen Produktionsregimes, das heute mit Begriffen wie

[86] Ebenda, S. 154–156.
[87] Ebenda, S. 155.
[88] Ebenda, S. 154.
[89] Max Weber, Vorbemerkung, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1920, S. 6–11 (dort auch Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, S. 17–207). Weber erteilte nicht per se der Börse eine Absage. Solange der Zugang zu ihr einem professionellen, qualifizierten Spekulantentum vorbehalten blieb, sah Weber in der Börse einen unverzichtbaren Bestandteil der „modernen Verkehrswirtschaft“; ders., Börsenwesen. Schriften und Reden 1893–1898, Tübingen 1999, S. 154.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Finanzialisierung oder digitaler Finanzmarkt-Kapitalismus erfasst wird[90]. Die Ära Thatcher war zentral für diese Transformationszeit. Neben der Privatisierung von Staatsbesitz trieben die konservativen Regierungen nämlich eine umfassende Politik der Finanzmarktliberalisierung voran. Wie wirkten sich diese Entwicklungen auf die Teilnahmepotenziale von Kleinanlegern aus? Wie verhielten sich rationale und irrationale Elemente im verwissenschaftlichten Börsengeschehen zueinander? Diese Fragen werden anhand zweier Schlüsselereignisse diskutiert: dem *Big Bang*, einem Gesetzespaket, das im Oktober 1986 grundlegende Neuregelungen an der London Stock Exchange einführte und dem Börsenkrach, der im Oktober 1987 die internationalen Finanzmärkte erschütterte.

Eine frühe Zäsur in der Finanzialisierung westlicher Industrienationen war der Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems 1973. Durch den Übergang von festen zu flexiblen Wechselkursen wuchs das Volumen globaler Finanztransaktionen rapide an. Der Anteil spekulativer Aktien-, Währungs- und Termingeschäfte nahm in den 1970er Jahren schlagartig zu, die durchschnittliche Haltedauer von Wertpapieren proportional ab[91]. Ein weiterer Trend leistete der Deregulierung globaler Kapitalmärkte erheblichen Vorschub: Mit der Finanzökonomie gewann eine akademische Disziplin zunehmend an Einfluss, die ein grundlegend neues Verständnis von Finanzmärkten formulierte. Die *financial economics* haben ihre Ursprünge in den USA der 1950er und 1960er Jahre, wo sich ihre Vertreter erst allmählich gegen die keynesianische Deutungshoheit behaupten konnten. Schließlich verhalfen sie jedoch der Überzeugung zum Durchbruch, dass Finanzmärkte per se effizient (*efficient market hypothesis*) und ihre Abläufe rational erklärbar seien (*rational choice theory*). Die Börse wurde „aufgrund ihrer prompten Reagibilität und ihrer fluktuierenden Volatilität gleichsam [zum idealen Markt] stilisiert“[92]. Mit Verzögerung etablierte sich die Disziplin auch in britischen Business Schools und Universitäten, die nun forderten, sich am „sehr wissenschaftlichen Ansatz“[93] US-amerikanischer Prägung zu orientieren. Großbritanniens Kleinanleger schlossen sich diesen Theoremen nicht an. Sie waren weiterhin davon überzeugt, dass

[90] Vgl. Gerald A. Epstein (Hrsg.), Financialization and the World Economy, Cheltenham/Northampton 2006; Greta R. Krippner, Capitalizing on Crisis. The Political Origins of the Rise of Finance, Cambridge/London 2011; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen [3]2012, S. 7–23.

[91] Vgl. Kenneth A. Froot/Andre F. Perold/Jeremy C. Stein, Shareholder Trading Practices and Corporate Investment Horizons, in: Journal of Applied Corporate Finance 5 (1992), S. 42–58, und Jürgen Kocka, Geschichte des Kapitalismus, München 2013, S. 92–98.

[92] Jakob Tanner, A Random Walk Down Wall Street? Industriemoderne und Finanzmarktkapitalismus, in: ZeitRäume 2009, S. 169–184, hier S. 178. Zum Einfluss finanzökonomischer Modelle auf moderne Finanzmärkte vgl. Donald MacKenzie, An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets, Cambridge/London 2006; vgl. auch Franck Jovanovic, The Construction of the Canonical History of Financial Economics, in: History of Political Economy 40 (2008), S. 213–242.

[93] Richard J. Briston, The Stock Exchange and Investment Analysis, London 1975, S. 7.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

die Börse in hohem Maße von Emotionen und Instinkten geprägt sei und begriffen „Investment eher als eine Kunst denn als exakte Wissenschaft“[94].

Die Konservativen unter Thatcher waren entschlossen, die britische Wirtschaft für die internationalen Kapitalströme zu öffnen. Bereits einen Monat nach Amtsantritt hob die Regierung im Juni 1979 die letzten Kapital- und Devisenkontrollen auf[95]. Das umfassendste Bündel an Deregulierungsmaßnahmen trat jedoch am 27. Oktober 1986 in Kraft: Mit diesem *Big Bang* fand der Computer Einzug an der London Stock Exchange. Deals wurden von nun an nicht mehr per Handschlag auf dem Börsenparkett, sondern am Rechner oder per Telefon geschlossen. Das Motto der Stock Exchange, „My word is my bond“, verlor seine ursprüngliche Bedeutung. Des Weiteren schaffte man die bis dato festen Maklergebühren ab und setzte ihre Ermittlung dem internationalen Wettbewerb aus. Außerdem wurde die jahrhundertealte Trennung zwischen *broker* und *jobber* aufgehoben. Aus Investorensicht entstand dadurch genau der Interessenkonflikt, den diese Regelung ursprünglich vermeiden sollte. Besitzer und Vermittler eines Wertpapiers konnten nun in Personalunion auftreten, was für Anleger oft nicht sofort ersichtlich war. Investmentbanken begannen, die besten Maklerhäuser aufzukaufen und sich neben dem eigenen Handel auf das Geschäft mit großen Investoren zu konzentrieren[96].

Neueste Forschungen raten jedoch von einer intentionalen Lesart der Deregulierungspolitik ab. Die Tories verfolgten keinen Masterplan, den Finanzsektor zum treibenden Motor der britischen Wirtschaft zu machen. Die politischen Entscheidungsträger konnten weder das dynamische noch das zerstörerische Potenzial deregulierter Finanzmärkte abschätzen. Gleichwohl schrieb man sich dieses strategische Geschick nachträglich auf die Parteifahne[97].

Für Kleinanleger brachten die neuen Regeln nur wenige Vorteile. Ihre Geschäfte wurden über die digitale Infrastruktur zwar schneller abgewickelt. Allerdings bedeutete das Ende fester Gebühren einen enormen Kostenanstieg für Transaktionen kleineren Umfangs, weil sich diese aus Sicht der Makler ohne Aufschlag kaum rentierten. Einer Erhebung zufolge verlangten Maklerbüros, die sich vorgeblich auf das Geschäft mit Kleinkunden spezialisierten, nach dem *Big Bang* drastisch höhere Gebühren als zuvor. Institutionelle Investoren zahlten im Vergleich deutlich weniger als noch im alten System. Die Labour Party schlachtete dies in einer Parlamentsdebatte aus. Ihr *City spokesman*, ein aufstrebender Abgeordneter namens Tony Blair, verwies auf die verschlechterte Marktlage der Kleinanleger und hielt der Regierung vor, dass „Millionen von Kleinanlegern [...] allein

[94] Barry H. Barrada, The Bare Essentials of How to Succeed as an Investor. The Threefold Investment Strategy of Planning, Selection, Timing, Torquay 1985, S. 10. Ähnlich bei Medomsley, Opportunities, S. 7.

[95] Vgl. Michie, Stock Exchange, S. 500–510.

[96] Vgl. ebenda, S. 543–595; David Kynaston, The City of London, Vol. 4: A Club No More 1945–2000, London 2001, S. 696–698, und Harrison, Finding, S. 343–347.

[97] Vgl. Christopher Bellringer/Ranald C. Michie, Big Bang in the City of London. An intentional revolution or an accident?, in: Financial History Review 21 (2014), S. 111–137. Vgl. auch die Argumentationsweise bei Krippner, Capitalizing, S. 57.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

gelassen [werden] mit dem unnahbaren Gesicht des Kapitalismus“[98]. Selbst das konservative Wochenblatt *The Spectator* urteilte: „ Das Ergebnis ist, dass private Investoren kaum von der Deregulierung der Finanzmärkte profitiert haben.“[99] Die Deregulierungsmaßnahmen verstärkten also die Dominanz institutioneller Investoren an der Börse; der Anteil privater Investoren am Aktienvolumen betrug 1989 nur noch 20 Prozent[100]. Der immense Anstieg der Aktionärszahlen durch die Privatisierungen hielt den relativen Niedergang der Kleinanleger nicht auf. Zudem belegen zahlreiche Semantiken die Erfahrung von Marktteilnehmern, im beschleunigten Finanzkapitalismus zunehmend den Überblick verloren zu haben: Die City of London wurde als „Karussell, das niemals aufhört“ bezeichnet und die Börse auffallend häufig als „Dschungel“ beschrieben[101].

Andererseits gestalteten sich die Abläufe dadurch noch aufregender und kurzweiliger. Die kontingenten Aspekte des Börsenspiels erzeugten einen Nervenkitzel, der nun viel offener zelebriert wurde als noch in der Nachkriegszeit: „Mach dir nichts aus dem industriellen Konzept; genieß den Nervenkitzel eines steigenden Aktienkurses.“[102] Investment wurde zunehmend als selbstreferenzielles Spiel mit Preisen und Preisbeobachtungen begriffen: „Zunächst müssen wir Unternehmensanteile als ein Stück Papier behandeln und verstehen, dass sie nichts anderes sind als ein Mittel zum Profit.“[103] Die Spielanalogien spitzten sich ebenfalls zu[104] und lassen sich sogar auf einer weiteren Ebene nachverfolgen. Am 8. Dezember 1986, dem Tag an dem der staatliche Gaskonzern British Gas an die Börse ging, spielten sich an der Manchester Stock Exchange kuriose Szenen ab. Um die 100 Menschen, wohl allesamt Käufer der Volksaktien, stürmten in das Foyer des Börsengebäudes und verfolgten gebannt die Aktienkurse. „Die Leute haben gejubelt, wenn die Preise hoch gingen, und gebuht, wenn sie fielen; es war wie im Wettbüro“, beschrieb der Geschäftsführer der Stock Exchange das Geschehen[105]. Es ist keine Begebenheit überliefert, dass die neuen Aktienbesitzer versuchten, ihren rechtlich verbrieften Einfluss auf das privatisierte Unternehmen geltend zu machen. Wenn die neuen Volkskapitalisten überhaupt öffentlich in Erscheinung traten, dann taten sie dies nicht auf den Jahreshauptversammlungen der privatisierten Unternehmen. Stattdessen deuteten sie die Börse performativ in ein Wettbüro um.

[98] The Times vom 18. 12. 1987: „Brokers ‚leave Sid in the lurch‘. Survey shock for the share-owning democracy“.
[99] The Spectator vom 22. 5. 1987: „After the Big Bang“.
[100] 1975 lag das Volumen bei 37,5 Prozent; vgl. Share Ownership, S. 8.
[101] Peter Pugh, The City Slicker’s Handbook, London 1988, S. 5. Pugh beschreibt die City auch als „Financial Jungle“. Weiterführend Rose, Fair, S. 189.
[102] Walters, How to Make a Killing in New Issues, S. 72. Urs Stäheli beschreibt den Nervenkitzel als intrinsische Antriebskraft von Spekulanten; vgl. Stäheli, Spektakuläre Spekulation, S. 37–71.
[103] Millard, Stocks, S. 71.
[104] „Das warme Glühen, das man bekommt, wenn man eine Aktie ansteigen sieht, ist etwas ganz besonderes; wie Monopoly mit echtem Geld spielen“; Walters, How to Make a Killing in the Share Jungle, S. 4.
[105] Vgl. The Sunday Times vom 21. 12. 1986: „The Big Year of the Small Shareholder“.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Nun ließe sich einwenden, dass die hier beschriebenen Praktiken und Mentalitäten der Kleinanleger mit einer rational operierenden, professionalisierten Finanzelite nichts gemein hätten und der verwissenschaftlichte Finanzsektor jegliche Taue zum Glückspiel gekappt habe. Dagegen lassen sich zumindest die Reaktionen auf ein viel beachtetes Theaterstück der britischen Dramaturgin Caryl Churchill anführen. „Serious Money" feierte im März 1987 am Royal Court Theatre in London Premiere[106]. Das Stück machte die City of London zum Schauplatz eines satirischen Dramas. Auf der Bühne verwandelte „Serious Money" den Finanzsektor in ein obszönes Kasino, in dem junge Börsenspekulantinnen und -spekulanten ihrer Spielsucht freien Lauf ließen. Das Stück gipfelt in einer Szene, in der eine Maklerin die Funktionsweise ihres Gewerbes erklären muss: „Es ist wie eine aus Mischung Roulette und Space Invaders."[107] „Serious Money" beschrieb den Aufstieg einer neuen Sozialfigur, des Yuppies. Diese *young upwardly-mobile professionals* personifizierten den Aufstieg der Finanzwirtschaft während der zweiten Hälfte der 1980er Jahre infolge des *Big Bang*. Es ist nun aufschlussreich wie die City auf das Stück reagierte. Die in „Serious Money" angeprangerten Yuppies feierten das Stück nämlich: Aufführungen waren reihenweise durch Blockreservierungen von Investmentbanken ausgebucht. Die *trader* erschienen in ihren typischen blauen und gelben Sakkos und bejubelten frenetisch das Bühnengeschehen[108]. Die neue Finanzelite, so lässt sich dieses performative Votum interpretieren, fühlte sich von der Darbietung also treffend charakterisiert.

Die Marktidylle, die sich nicht zuletzt nach Thatchers Wiederwahl im Juni 1987 in der City of London einstellte, wurde am 19. Oktober 1987 jäh erschüttert. Der Tag ging als *Black Monday* in die Finanzgeschichte ein, weil er den größten Kurseinbruch seit dem Beginn der Weltwirtschaftskrise von 1929 bedeutete. Strukturell ist der Crash vor allen Dingen auf eine amerikanische Spekulationsblase zurückzuführen, deren Platzen sich rasch auf die internationalen Aktienmärkte auswirkte. Insbesondere der programmierte Handel, der durch die Computerisierung der Märkte entstanden war, erzeugte krisenverstärkende Effekte[109]. Begreift man den Börsenkrach von 1987 als eine „Deutungskrise", in der „Prognosemodelle, auf die bisher Verlass war, [...] plötzlich keine brauchbare Information mehr [produziert haben]"[110], lässt sich folgendes Argument entfalten: Der Crash offenbart, dass das populäre Börsenwissen der Kleinanleger das Geschehen am

[106] Überschwängliche Rezensionen unter anderem im Times Literary Supplement vom 3. 4. 1987, im London Evening Standard vom 28. 4. 1987 und im Daily Telegraph vom 1. 6. 1987.

[107] Caryl Churchill, Serious Money, London/New York 1987, S. 49.

[108] Vgl. die Schilderungen der Ereignisse aus eigenen Erinnerungen bei Vinen, Thatcher's Britian, S. 185 f. Des Weiteren vgl. Ewen Green, The Conservatives and the City, in: Michie/Williamson (Hrsg.), British Government, S. 153–173, hier S. 171.

[109] Vgl. Tanner, Random Walk, S. 175; Charles Poor Kindleberger/Robert Z. Aliber, Manias, Panics, and Crashes. A History of Financial Crises, Hoboken [5]2005, S. 30–32 u. S. 125; Michael David Kandiah, The October 1987 Stock Market Crash. Ten Years On, in: Contemporary British History 13 (1999), S. 133–140.

[110] Jakob Tanner, Krise, in: Dejung/Dommann/Speich Chassé (Hrsg.), Auf der Suche, S. 153–181, hier S. 164.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Aktienmarkt weitaus zutreffender abbildete als die komplexen Modelle der Finanzökonomie. Zumindest in diesem Krisenmoment traf die Beobachtung der Börse als „eigenartigem, emotionalem, klatschsüchtigem Ort, der zu Gerüchten, Paniken und unerklärlichen Schwankungen neigt“[111], eher zu als die mit dem Konzept rationaler Akteure arbeitenden Modelle der Finanzökonomie.

Der Crash rückte unmittelbar den Körper des Spekulanten in den Vordergrund, genauer genommen auf die Titelseite der Printmedien. Die emotionale Prägung des Börsengeschehens, die Kleinanleger als „Kampf zwischen Gier und Angst“ zusammenfassten, kam nun offen zum Vorschein[112]. In allen Medien zirkulierten Bilder eines hysterischen Börsenpublikums, das nach dem Crash gebannt auf die neuen Monitore blickte und dabei in Mimik und Gestik die globale Panik der Aktienmärkte symbolisierte. Den Anblick von Finanzprofis, die wild gestikulierend Bildschirme anschrien, deuteten schon Zeitgenossen als Ausdruck einer neuen Abhängigkeit: „An normalen Handelstagen ist der Bildschirm, vor dem der aufstrebende Yuppie hockt, ein nützlicher Diener. Aber lass da eine Krise sein, und der Diener wird zum Herrn. Der Bildschirm übernimmt.“[113] Kaum hatte der *Big Bang* den Wertpapierhandel mit technischen Mitteln schlagartig beschleunigt, wurden die Akteure zu Getriebenen ihrer selbstgeschaffenen Strukturen. Kleinanleger hatten stets auch die Kehrseite des Nervenkitzels vor Augen, die sich bei fehlgeschlagener Spekulation in physischen Abhängigkeitssymptomen äußerte: „Ich weiß, wie es sich anfühlt – das Pochen in der Magengrube, das Schwindeln im Kopf –, wenn eine Aktie mal nach hinten los geht.“[114] Mit den Kursen brachen am *Black Monday* auch die Körper zusammen, und „die medizinische Abteilung musste einige durch Angst verursachte Ohnmachtsanfälle behandeln“[115].

Prompt stellte sich die Schuldfrage. Wer hatte es zu verantworten, dass die ursprünglich amerikanische Krise die Londoner Aktienmärkte im internationalen Vergleich besonders hart traf? Bemerkenswerterweise war der Kleinanleger von dieser Frage völlig ausgenommen. In Frankreich wurde ihm vorgehalten, auf unqualifizierte Weise die spekulativen Geschäfte der großen Investoren nachgeahmt und somit den Krisenverlauf verschlimmert zu haben. Es wurden Forderungen laut, Amateurspekulanten von der Börse auszuschließen[116]. In Großbritannien hingegen traute man dem Kleinanleger dieses Schadenspotenzial nicht mehr zu. Stattdessen wurden die Yuppies aufgrund ihrer Unerfahrenheit und ihrer vermeintlichen Gier verantwortlich gemacht. Der Boulevard verzeichnete den Trend, sich an immer kleineren Zeithorizonten und kürzeren Profitmargen zu orientieren. Wie nach dem Crash von 2008, wiesen Beobachter auch 1987 darauf

[111] Whetnall, How, S. 82.
[112] Millard, Stocks, S. 2.
[113] Daily Mail vom 21. 10. 1987: „1929 – Why this is not repeat“.
[114] Walters, How to Make a Killing in the Share Jungle, S. xii.
[115] Daily Mirror vom 21. 10. 1987: „Crash dive!“
[116] Vgl. Stäheli, Spektakuläre Spekulation, S. 91.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

hin, dass eine Generation von Börsianern den Markt prägte, der jegliche Krisenerfahrung fehlte und die deshalb mit Panik auf den Kurseinsturz reagierte:

> „In der City hat eine Yuppie-Mentalität überhand genommen, die keine Grenzen kennt und die wohl die Kursbewegungen verstärkt hat. Die neue Generation von City-Händlern hat noch nie eine Baisse erlebt – sie waren schlichtweg zu jung, um sich an die Schrecken der frühen 1970er erinnern."[117]

Finanzjournalisten, Ratgeberautoren und viele Kleinanleger hatten hingegen die Erfahrung des Baisse-Markts der 1970er noch in schmerzhafter Erinnerung. Der Rationalitätsannahme begegneten sie zudem mit nüchterner Empirie, indem sie auf die zahlreichen geplatzten Spekulationsblasen in der britischen Geschichte – von der Südseeblase über wiederkehrende Spekulationsmanien in Eisenbahnaktien während des 19. Jahrhunderts bis zum Börsenkrach von 1929 – verwiesen.

Mit den Teilnahmemöglichkeiten war für den Kleinanleger also auch die Systemverantwortung geschrumpft. Ein quantitativer Zuwachs privater Anleger wurde an keiner Stelle mit einem Qualitätszuwachs des Gesamtsystems verbunden. Dennoch versprach sich der Finanzjournalismus von der Krise einen Lerneffekt für die investierende Öffentlichkeit: „Die Leute sollten die City nicht als Pferderennbahn begreifen. Nicht jedes Pferd kann gewinnen."[118] Fürsprecher privater Investoren übten eine Fundamentalkritik an der unbeirrten Überzeugung, emotionale, irrationale und instinktive Elemente des Börsengeschehens ließen sich durch Rechenprogramme eliminieren: „Natürlich ist und war erfolgreiche Aktienanlage nie eine völlig rationale Angelegenheit und wird es auch nie sein, egal was die angeblichen Experten behaupten!"[119] Sie hielten es für fatal, dass Kauf- und Verkaufsentscheidungen Milliarden von Pfund an Computer delegiert worden waren, „auf Kosten der guten alten, nicht-wissenschaftlichen Richtschnur des Instinkts"[120]. Ehemals schon als *flair*, *hunch* oder *gut feeling* beschworene Instinkte würden ebenso das Marktgeschehen prägen wie die auf rationalen Grundannahmen basierenden Algorithmen des automatisierten Handels.

Joseph Vogl hat in seinem Essay „Das Gespenst des Kapitals" zugespitzt gefragt, ob sich an der Börse „ein effizientes Zusammenspiel vernünftiger Akteure oder ein Spektakel reiner Unvernunft vollzieht" und „ob der darin beschworene kapitalistische ‚Geist' verlässlich und rational oder schlicht verrückt operiert"[121]. Eine historische Perspektive auf den britischen Finanzkapitalismus der 1980er Jahre fördert beide Elemente zutage. Viele Börsenteilnehmer nutzten die Gelegenheiten, die Thatchers Volkskapitalismus bot, maximierten ihren Gewinn und

[117] Daily Mail vom 21. 10. 1987: „World-Aid For Wall Street". Das Generationen-Argument wird von Hartmut Berghoff, Rationalität und Irrationalität auf Finanzmärkten, in: Budde (Hrsg.), Kapitalismus, S. 78, aufgegriffen.

[118] Daily Mirror vom 22. 10. 1987: „Market starts a painful recovery".

[119] Geoffrey Chamberlain, Trading in Options. An investor's guide to making high profits in the traded options market, Cambridge 1990, S. iii.

[120] Gordon Cummings, Investor's guide to the stock market, London 1989, S. v.

[121] Joseph Vogl, Das Gespenst des Kapitals, Zürich [3]2011, S. 7

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

agierten somit rational. Gerade in kritischen Momenten offenbarte sich jedoch in Form von Panik, Herdentrieb und Affekthandlung die emotionale Färbung der Börse. Diese Merkmale kommen in einer Krise jedoch lediglich stärker zum Vorschein. Ein analoges Argument ließe sich in ihrer Abwesenheit anhand von Euphorie, Nervenkitzel und Überschwänglichkeit entfalten. Der historische Blick legt daher nahe, Emotionen und rationale Entscheidungsmotive nicht als konträr zu begreifen[122] – eine Einsicht, die keineswegs neu ist. Ein Börsenratgeber aus dem Jahr 1962 etwa, der Investment an sich als „kühle, besonnene und unparteiische Lagebeurteilung" auffasste, gestand mit Blick auf sein Metier ein:

> „Die Börse neigt dazu, sowohl ihre Ängste als auch ihre Hoffnungen aufzubauschen. [...] Diese emotionale Überschwänglichkeit kann die gesamte Stimmung des Markts sowie einzige einzelne Wertpapiere betreffen."[123]

Bemerkenswert ist dabei, dass das britische populäre Börsenwissen viele Erkenntnisse vorwegnahm, mit denen die Disziplin der *Behavioral Economics* nach der Finanzkrise von 2008 den wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream umzukrempeln begann. Die stark von der Psychologie und den Kognitionswissenschaften beeinflusste Verhaltensökonomik formulierte schon in den frühen 1980er Jahren eine Kritik an den Vernunftannahmen und dem Marktglauben der Finanzökonomie[124]. Damals fristete sie jedoch dasselbe Schattendasein im akademischen Betrieb und im öffentlichen Diskurs wie die *financial economics* in der keynesianisch dominierten Nachkriegszeit. Vermeintliche Einsichten in die Funktionsweise der Börse, so lässt sich abschließend bilanzieren, unterliegen strukturellen, politischen und diskursiven Fluktuationen. Sie können mehr oder weniger nachgefragt sein, Überzeugungskraft erlangen, einbüßen und schließlich wieder gewinnen.

V. Ausblick und Schlussfolgerungen

Im Juli 2015 platzte in China eine Spekulationsblase. Bevor an den Börsen in Shenzhen und Shanghai die Kurse schlagartig einbrachen, war in weiten Teilen der chinesischen Gesellschaft ein regelrechtes Aktienfieber ausgebrochen. Zwischen März und Juni legten 38 Millionen Chinesen ein neues Maklerkonto an.

[122] Vgl. Ute Frevert, Passions, Preferences, and Animal Spirits. How Does Homo Oeconomicus Cope with Emotions?, in: Frank Biess/Daniel M. Gross (Hrsg.), Science and Emotions after 1945. A Transatlantic Perspective, Chicago 2014, S. 300–317, hier S. 312. Vgl. diesbezüglich auch Ute Frevert, Gefühle und Kapitalismus, in: Budde (Hrsg.), Kapitalismus, S. 50–72.

[123] P. J. Naish, The Complete Guide to Personal Investment, London 1962, S. 123.

[124] Diese Entwicklung ist eng mit den beiden Kognitionswissenschaftlern Daniel Kahneman und Amos Tversky verbunden; vgl. hierzu insbesondere das Kapitel über deren Einfluss auf die Wirtschaftswissenschaften in Floris Heukelom, Behavioral Economics. A History, Cambridge 2014, S. 96–132. Vgl. auch Rüdiger Graf, „Heuristics and Biases" als Quelle und Vorstellung. Verhaltensökonomische Forschung in der Zeitgeschichte, in: Zeithistorische Forschungen 12 (2015), S. 511–519.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Alsbald spekulierten mit 91 Millionen Kleinanlegern elf Prozent von Chinas 443 Millionen Haushalten an der Börse, viele von ihnen mit geliehenem Geld. Es mehrten sich Berichte von Investoren, die Beruf und Familie verlassen, zudem ihr Haus verpfändet hatten, um einen Karriereweg als Tageshändler einzuschlagen. Anfang Juli wurde die heillose Überbewertung der gelisteten Unternehmen offenkundig: Das durchschnittliche Kurs-Gewinn-Verhältnis kletterte auf den Wert von 70:1 – zum selben Zeitpunkt war international 18:1 der Durchschnitt[125]. Wie die Regierung Thatcher hatte die Kommunistische Partei Chinas den Börseneintritt erheblich subventioniert, freilich nicht durch Privatisierungen, sondern indem sie die Leitzinsen zwischen November 2014 und Juni 2015 dreimal in Folge senkte. Sicherlich unterscheiden sich der damalige britische und der heutige chinesische Aktienmarkt fundamental. Die national abgeschottete chinesische Börse wird tatsächlich von Kleinanlegern dominiert, die für 90 Prozent der Tagesumsätze verantwortlich sind. Auf dem britischen Markt herrscht, wie auf allen globalisierten Börsen, die beschriebene institutionelle Dominanz, weshalb Finanzkrisen heute für gewöhnlich stets globale Krisen sind[126]. Dennoch regt die chinesische Vergleichsfolie zu der kontrafaktischen Frage an, warum der britische Volkskapitalismus nicht in einen Spekulationsrausch mündete. Manche Erkenntnisse dieses Aufsatzes lassen sich damit abschließend noch stärker konturieren.

Die chinesische Kommunistische Partei des 21. Jahrhunderts und die britischen Tories der 1980er Jahre suggerierten der Bevölkerung auf unterschiedliche Weise, Aktien seien eine sichere Wette. Wer in Großbritannien Anteile privatisierter Staatsunternehmen kaufte, konnte nicht verlieren. Hörten die Investoren ihre Premierministerin über die Streuung von Aktienbesitz reden, konnten sie den Eindruck gewinnen, diese Eigentumsform sei ungefähr so riskant wie der Besitz eines Eigenheims. Freilich blieb britischen Kleinanlegern die Möglichkeit, sich in den Medien ein anderes Bild vom Geschehen am Aktienmarkt zu machen. Sie lernten dort, dass es sich bei Aktien eigentlich um eine überaus riskante Form der Geldanlage handelt. Gleichwohl hatten sie auch erfahren, dass die Aussicht auf Kapitalzuwachs höher als bei jeder anderen Investition ist und dass sich aus Aktien zudem ein hohes Maß an Unterhaltung ziehen lässt. Was hier als populäres Börsenwissen herausgearbeitet wurde, fungierte als Korrektiv der politischen Kommunikation. Dieses Korrektiv fehlte in der chinesischen Gesellschaft völlig. Die staatlich kontrollierten Medien waren lediglich ein Echo der politischen Anfeuerungen, weiter in Aktien zu investieren: „Was ist eine Blase?“, fragte im April 2015 suggestiv die *People's Daily*, Chinas zweitgrößte Tageszeitung und zugleich Zentralorgan der Kommunistischen Partei. „Tulpen und Bitcoin sind Blasen“, antwortete das Blatt mit Anspielung auf westliche Spekulationsmanien und versicher-

[125] Vgl. The Guardian vom 16. 7. 2015: „Why China's stock market bubble was always bound to burst“.

[126] Der chinesischen Spekulationsblase wurde vor allem in angelsächsischen Printmedien hohe Aufmerksamkeit zuteil; vgl. dazu The Economist vom 12. 7. 2015: „Uncle Xi's bear market“; The Wall Street Journal vom 19. 4. 2015: „China Not Trying to Chill Red-Hot Stock Market, Says Regulator“, und The Financial Times vom 10. 4. 2015: „China investors: Stock market fever“.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

te seinen Lesern, dass die Hausse Teil der groß angelegten, staatlich gelenkten Reformen sei[127]. Der britischen investierenden Öffentlichkeit stand und steht hingegen ein Wissen bereit, das von der politischen Kommunikationsstrategie abweicht. Der retrospektive Vergleich legt also nahe, den Einfluss des populären Börsenwissens in der Ära Thatcher durchaus hoch zu veranschlagen.

In dem Versuch, das chinesische Spekulationsfieber zu erklären, griffen Beobachter zu den althergebrachten Spielmetaphern: Das britische Wirtschaftsmagazin *The Economist* bezeichnete den chinesischen Markt als „verrücktes Kasino", sein amerikanisches Gegenstück *Fortune*, sprach von „Chinas großer, fehlgeleiteter Börsenzockerei"[128]. Irrationale, fahrlässige Investoren ließen sich am besten als spielsüchtig charakterisieren. Solche Bezeichnungen haben vor allem in Krisenzeiten Konjunktur, so zum Beispiel auch nach der Finanzkrise von 2008[129]. Dieser Aufsatz zeigt jedoch, dass spielerische Elemente nicht nur finanzielle Krisenmomente, sondern den Normalfall börsenkapitalistischen Geschehens ausmachen. Alexander Engel hat hierzu angemerkt, „dass der ‚Kulturschaffung' des kapitalistischen Prozesses ein spielerisches Element zugrunde liegt, welches hinter der im 19. Jahrhundert errichteten Fassade des wirtschaftsbürgerlichen Ernstes nun mehr und mehr zum Vorschein kommt"[130]. Kaum eine Figur der Zeitgeschichte hat versucht, diese Fassade so stark aufrechtzuerhalten wie Margaret Thatcher – und gleichzeitig dem Börsenspiel zur freien Entfaltung verholfen.

[127] Vgl. The New Yorker vom 15. 7. 2015: „The Real Risk Behind China's Stock-Market Drama".
[128] The Economist vom 26. 5. 2015: „China's stock markets: A crazy casino"; Fortune vom 6. 7. 2015: „China's big, misguided stock market gamble".
[129] Vgl. etwa Hans-Werner Sinn, Kasino-Kapitalismus. Wie es zur Finanzkrise kam, und was jetzt zu tun ist, Berlin 2009.
[130] Engel, Spiel, in: Dejung/Dommann/Speich Chassé (Hrsg.), Auf der Suche, S. 283.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Der sowjetische Einmarsch in Afghanistan im Dezember 1979 stellte den Westen vor eine Situation, in der es für ihn nur wenige Reaktionsmöglichkeiten gab. Eine Handhabe schien die Unterstützung der islamischen Gegner der sowjetischen Intervention auf der diplomatischen Ebene wie im Guerillakampf vor Ort zu bieten. Dass auch diese Kräfte keineswegs freiheitlichen Prinzipien verpflichtet waren, nahmen pragmatische „Realpolitiker" in Kauf. Der durch blockpolitische Scheuklappen eingeengt rein instrumentelle Blick auf den politischen Islam sollte sich indes als folgenreiche Fehlperzeption erweisen.

Agnes Bresselau von Bressensdorf

Die unterschätzte Herausforderung

Afghanistan 1979, das Krisenmanagement der NATO-Staaten und der Islam als Faktor der internationalen Beziehungen

Der sowjetische Einmarsch in Afghanistan im Dezember 1979 symbolisierte nicht nur den Rückfall der Ost-West-Beziehungen in einen Zweiten Kalten Krieg[1]. Er bildete auch einen zentralen Ausgangspunkt für die Entwicklung des Islamismus zu einem wirkmächtigen Faktor der internationalen Beziehungen in der unmittelbaren Vorgeschichte der Gegenwart[2]. So hatte die in den 1960er Jahren eingeleitete Entspannungspolitik zwischen Ost und West, die in der Verabschiedung der KSZE-Schlussakte von Helsinki gipfelte, ihren Höhepunkt zu diesem Zeitpunkt längst überschritten. Stattdessen dominierten rüstungspolitische Debatten die internationale und innerwestliche Politik[3]: die sowjetische Aufrüstung mit nuklearen SS-20-Raketen, von Bundeskanzler Helmut Schmidt in seiner Rede vor dem Internationalen Institut für Strategische Studien 1977 in die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gerückt, und die damit verbundene Sorge vor einer Verschiebung des strategischen Gleichgewichts zugunsten Moskaus; die daran anschließende, von den NATO-Partnern kontrovers ausgetragene Auseinandersetzung um die Produktion und Stationierung der sogenannten Neutronenwaffe, die in einem bündnis-

[1] Zum Begriff des Zweiten Kalten Kriegs vgl. Gottfried Niedhart, Der Ost-West-Konflikt. Konfrontation im Kalten Krieg und Stufen der Eskalation, in: Archiv für Sozialgeschichte 50 (2010), S. 557–594, hier S. 588; Philipp Gassert/Tim Geiger/Hermann Wentker (Hrsg.), Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive, München 2011.

[2] Zum Begriff der Vorgeschichte der Gegenwart vgl. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Neue Einsichten und Erklärungsversuche, in: Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016, S. 9–34.

[3] Zur Krise der Entspannungspolitik vgl. Leopoldo Nuti (Hrsg.), The Crisis of Détente in Europe. From Helsinki to Gorbachev, 1975–1985, Abingdon/New York 2009; Poul Villaume/Odd Arne Westad (Hrsg.), Perforating the Iron Curtain. European Détente, Transatlantic Relations, and the Cold War 1965–1985, Kopenhagen 2010; Melvyn P. Leffler/Odd Arne Westad (Hrsg.), The Cambridge History of the Cold War, Bd. 3: Endings, 1975–1991, Cambridge u. a. 2010.

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0031

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

politischen Fiasko endete und vor allem die deutsch-amerikanischen Beziehungen nachhaltig beschädigte[4]; schließlich die Verabschiedung des NATO-Doppelbeschlusses am 12. Dezember 1979, der eine Nachrüstung der westlichen Alliierten mit nuklearen Mittelstreckenraketen vorsah, falls binnen vier Jahren keine Verhandlungslösung mit der Sowjetunion erzielt werden konnte.

In diese aufgeheizte internationale Lage platzte an Weihnachten 1979 die für die bundesdeutsche Öffentlichkeit überraschende Nachricht vom Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan[5]. Erstmals seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte Moskau in einem Land außerhalb des Warschauer Pakts offen militärisch interveniert – die Ära der Détente schien damit endgültig beendet. Hatten die NATO-Partner nur zwei Wochen zuvor mit dem Nachrüstungsbeschluss noch einmal einen bündnispolitischen Kraftakt vollbracht, schien die Krise der Allianz nun erneut und umso heftiger aufzubrechen. Wie konnte auf diese Aggression Moskaus eine klare Antwort formuliert werden ohne die Chance auf eine Verhandlungslösung im Streit um die Mittelstreckenwaffen zu vergeben? Welche Rolle sollte der Westen einnehmen im Krieg zwischen den sowjetischen Truppen und Kabuler Regierungsstreitkräften einerseits sowie den bewaffneten afghanischen Widerstandsgruppen andererseits? Und schließlich: Welche langfristigen Ziele verfolgten die NATO-Partner selbst in Afghanistan?

I. Forschungsstand und Konzeption

Die geschichtswissenschaftliche Forschung hat sich in jüngster Zeit verstärkt mit dem Zweiten Kalten Krieg befasst. Aus dem Blickwinkel der bipolaren Systemkonfrontation wurden insbesondere die rüstungskontrollpolitischen Auseinandersetzungen bis zur Implementierung des NATO-Doppelbeschlusses untersucht. Damit eng verbunden entstanden etliche Arbeiten zur Rolle der Friedensbewegungen sowie deren ideologischer Beeinflussung und finanzieller Unterstützung durch die Sowjetunion beziehungsweise die Staaten des Ostblocks[6].

Zum Afghanistan-Konflikt selbst liegen überwiegend Arbeiten vor, die den Einmarsch Moskaus in die Geschichte der UdSSR und ihres Zusammenbruchs insgesamt einzuordnen versuchen und die globale Ebene des Kalten Kriegs fokussieren[7]. Weitere Publikationen vergleichen das sowjetische Scheitern in Afghanistan

[4] Vgl. Klaus Wiegrefe, Das Zerwürfnis. Helmut Schmidt, Jimmy Carter und die Krise der deutsch-amerikanischen Beziehungen, Berlin 2005, S. 180–206.

[5] Vgl. Der Spiegel vom 31. 12. 1979: „Afghanistan: ‚Wir werden sie hinausjagen'", S. 63 f., und Der Spiegel vom 7. 1. 1980: „Moskaus Griff nach Afghanistan", S. 71–85.

[6] Vgl. Gunnar Seelow, Strategische Rüstungskontrolle und deutsche Außenpolitik in der Ära Helmut Schmidt, Baden-Baden 2013; Andreas Wenger (Hrsg.), Transforming NATO in the Cold War. Challenges beyond Deterrences in the 1960s, Routledge 2007; Gassert/Geiger/Wentker (Hrsg.), Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung; Christoph Becker-Schaum/Philipp Gassert/Martin Klimke (Hrsg.), „Entrüstet Euch!" Nuklearkrise, NATO-Doppelbeschluss und Friedensbewegung, Paderborn u. a. 2012; Jan Hansen, Abschied vom Kalten Krieg? Die Sozialdemokraten und der Nachrüstungsstreit (1977–1987), München 2016.

[7] Vgl. Odd Arne Westad, The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

mit dem amerikanischen Vietnam-Trauma[8] oder interpretieren es als Vorgeschichte der seit 2001 andauernden „humanitären Intervention" der NATO und des amerikanischen „Krieges gegen den Terror"[9]. Darüber hinaus kann auf erste quellenbasierte Einzelbeiträge zurückgegriffen werden, die sich auf die Frage nach dem offensiven oder defensiven Charakter der sowjetischen Invasion konzentrieren, wobei inzwischen weitgehender Konsens darüber besteht, dass Moskau darin einen notwendigen Akt der Herrschaftssicherung sah, dessen militärischer und ökonomischer Risiken sich der Kreml durchaus bewusst war[10]. Neben dieser Fixierung auf die Ebene der Supermächte wurden inzwischen erste Arbeiten veröffentlicht, die die kommunistische Ära Kabuls in die Gesamtgeschichte des Landes einordnen[11]. Empirische geschichtswissenschaftliche Studien zur westlichen – insbesondere zur bundesdeutschen und westeuropäischen – Wahrnehmung des

our Times, Cambridge 2005; Alan P. Dobson, Deconstructing and Reconstructing the Cold War, Aldershot u. a. 1999; Robert J. McMahon, The Cold War on the Periphery. The United States, India, and Pakistan, New York 1994; Michael Ploetz, Wie die Sowjetunion den Kalten Krieg verlor. Von der Nachrüstung zum Mauerfall, Berlin/München 2000; Anthony Arnold, The Fateful Pebble. Afghanistan's Role in the Fall of the Soviet Empire, Navato 1993; Milan Hauner, The Soviet War in Afghanistan. Patterns of Russian Imperialism, Philadelphia 1991; Tom Lansford, A Bitter Harvest. U.S. Foreign Policy and Afghanistan, Aldershot u. a. 2003; Helmut Hubel, Das Ende des Kalten Kriegs im Orient. Die USA, die Sowjetunion und die Konflikte in Afghanistan, am Golf und im Nahen Osten, 1979–1991. Auswirkungen für Europa und Deutschland, München 1995.

[8] Vgl. Douglas A. Borer, Superpowers Defeated. Vietnam and Afghanistan Compared, London 1999; Gennadi Botscharow, Die Erschütterung. Afghanistan – das sowjetische Vietnam, Berlin 1991.

[9] Vgl. Rasul Bakhsh Rais, War without Winners. Afghanistan's uncertain Transition after the Cold War, Oxford u. a. 1994; Dieter Kläy, Der sowjetische Krieg in Afghanistan und die Folgen bis heute, in: Claudine Nick-Miller (Hrsg.), Strategisches versus humanitäres Denken. Das Beispiel Afghanistan, Zürich 2009, S. 103–135; Geoff Shaw/David Spencer, Fighting in Afghanistan. Lessons from the Soviet Intervention, 1979–89, in: Defense & Security Analysis 19 (2003), S. 177–188.

[10] Vgl. David N. Gibbs, Die Hintergründe der sowjetischen Invasion in Afghanistan 1979, in: Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg. Studien zum Kalten Krieg, Bd. 1, Hamburg 2006, S. 291–314; Bernhard Chiari, Kabul 1979. Militärische Intervention und das Scheitern der sowjetischen Dritte-Welt-Politik in Afghanistan, in: Andreas Hilger (Hrsg.), Die Sowjetunion und die Dritte Welt. UdSSR, Staatssozialismus und Antikolonialismus im Kalten Krieg 1945–1991, München 2009, S. 259–280; Evguénia Obitchkina, L'intervention de l'union soviétique en Afghanistan, in: Revue d'histoire diplomatique 120 (2006), S. 155–169, und Pierre Allan/Dieter Kläy, Zwischen Bürokratie und Ideologie. Entscheidungsprozesse in Moskaus Afghanistankonflikt, Bern u. a. 1999. Zu den afghanisch-sowjetischen Beziehungen insgesamt vgl. Paul Robinson/Jay Dixon, Aiding Afghanistan. A History of Soviet Assistance to a Developing Country, London 2013.

[11] Vgl. Thomas Barfield, Afghanistan. A Cultural and Political History, New Jersey/Oxford 2010; Konrad Schetter, Kleine Geschichte Afghanistans, München 2010; Antonio Giustozzi, War, Politics and Society in Afghanistan, 1978–1992, Washington D.C. 2000; Bernhard Chiari, Wegweiser zur Geschichte. Afghanistan, Paderborn u. a. 2006; William Maley, The Afghanistan Wars, New York 2002; M. Hassan Kakar, Afghanistan. The Soviet Invasion and the Afghan Response, 1979–1982, Berkeley/Los Angeles/London 1995; Assem Akram, Histoire de la guerre d'Afghanistan, Paris 1998, und Eric Bachelier, L'Afghanistan en guerre. La fin du grand jeu soviétique, Lyon 1992.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Afghanistan-Konflikts, die den bündnisinternen Diskurs über Motive, Taktik und Strategien der sowjetischen Führung und die daraus resultierenden Entscheidungsprozesse analysieren, sind bislang dünn gesät[12].

Wenig Aufmerksamkeit erhielten auch die Debatten um einen angemessenen Umgang der NATO-Partner mit den afghanischen Widerstandsbewegungen, die sich gegen das kommunistische Regime und die sowjetischen Truppen formiert hatten. Zwar ist sich die Forschung einig, dass diese Gruppen schon vor dem sowjetischen Einmarsch von den USA mit Waffen versorgt wurden[13]. Offen aber ist, ob und wenn ja, unter welchen normativen und strategischen Gesichtspunkten diese Frage gerade in der Frühphase des Kriegs von den Alliierten diskutiert wurde und welche Bedeutung man der Erkenntnis beimaß, dass die rivalisierenden, oft entlang ethnischer Stammeszugehörigkeiten verfeindeten Widerstandsgruppen vor allem eines gemeinsam hatten: den Islamismus als ideologische Grundlage ihres „heiligen Kriegs" gegen die kommunistischen Unterdrücker und Legitimation ihres bewaffneten Kampfs zur Befreiung Afghanistans vom Sozialismus[14].

Hier setzt der vorliegende Beitrag an und ordnet in einem ersten Schritt den Afghanistan-Konflikt in den größeren Rahmen der krisenhaften Entwicklungen im Nahen und Mittleren Osten der 1970er Jahre ein. Nach dieser Perspektivenweitung wird in einem zweiten Schritt die Wahrnehmung der Invasion durch die NATO-Staaten untersucht. Letztere agierten dabei – wie noch zu zeigen sein wird – nicht als geschlossener Verbund, sondern nutzten die Gremien des Bündnisses auf Arbeits- und Ministerebene lediglich als Möglichkeit des formellen und informellen Austausches. Besonderes Gewicht innerhalb der NATO kam neben den USA, Frankreich und Großbritannien der Bundesrepublik Deutschland zu, weshalb die Analyse auf diese vier Staaten fokussiert wird. Im Vordergrund steht hierbei einerseits die Frage, wie die Alliierten das Vorgehen des Kreml aus dem Blickwinkel des bipolaren Systemkonflikts einstuften. Andererseits wird herausgearbeitet, welche Bedeutung sie der religiösen Motivation der afghanischen Widerstandsbewegungen beimaßen. Sah man darin ein Instrument antisowjetischer Mobilisierung oder wurde der islamische Fundamentalismus auch als potenzielle

[12] Vgl. Agnes Bresselau von Bressensdorf, Frieden durch Kommunikation. Das System Genscher und die Entspannungspolitik im Zweiten Kalten Krieg 1979–1982/83, Berlin/Boston 2015. Zu den deutsch-afghanischen Beziehungen vor 1979 vgl. Matin Baraki, Die Beziehungen zwischen Afghanistan und der Bundesrepublik Deutschland 1945–1978, Frankfurt a. M. 1996; vgl. zur französischen Perspektive Maurice Vaïsse, Le chemin de Varsovie. La France face à l'intervention soviétique en Afghanistan (decembre 1979 – juin 1980), in: Revue d'histoire diplomatique 120 (2006), S. 169–187.

[13] Vgl. Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 310.

[14] Zur Begriffsgeschichte des Islamismus bzw. islamischen Fundamentalismus vgl. Tilman Seidensticker, Islamismus. Geschichte, Vordenker, Organisationen, Bonn 2015, S. 9–14; Thomas Meyer, Was ist Fundamentalismus? Eine Einführung, Wiesbaden 2011, S. 21–31; Thomas J. Moser, Politik auf dem Pfad Gottes. Zur Genese und Transformation des militanten sunnitischen Islamismus, Innsbruck 2012, und Sibylle Wentker, Historische Entwicklung des Islamismus, in: Dies./Walter Feichtinger (Hrsg.), Islam, Islamismus und islamischer Extremismus, Wien 2005.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Bedrohung für den kapitalistischen Westen empfunden? Daran anknüpfend steht drittens das diplomatische Krisenmanagement im Vordergrund: Welche politischen Konzepte und Strategien entwickelten die Verbündeten zur Lösung des Konflikts und welche Rolle spielten dabei die islamisch-arabischen Staaten der Region? Inwiefern wurden Zusammenhänge mit der schiitischen Revolution im Iran hergestellt[15]? Viertens untersucht der Beitrag die politische und materielle Unterstützung der afghanischen Mudschaheddin durch die NATO-Staaten. Wie versuchten letztere, die Zusammenarbeit mit radikalen, klar antidemokratisch ausgerichteten Milizen mit dem Anspruch einer demokratischen, auf westlichen Werten wie Freiheit, Selbstbestimmung und Menschenrechte basierenden Außenpolitik diskursiv zu begründen? Welche nationalen ideengeschichtlichen Traditionen und Denksysteme[16] der europäisch-transatlantischen Partner sind hierbei greifbar, welche Rolle spielten innenpolitische Implikationen? Abschließend wird zu diskutieren sein, ob die westlichen Akteure den Islamismus afghanischer Prägung als langfristig bedeutsamen Faktor internationaler Politik ernst nahmen oder ihn lediglich als geopolitisches und ideologisches Instrument im globalen Wettstreit des Kalten Kriegs begriffen.

II. Der Nahe und Mittlere Osten als Krisenregion

Ende der 1970er Jahre geriet der Nahe und Mittlere Osten als Krisenherd auf die internationale Tagesordnung und rückte ins Scheinwerferlicht der weltpolitischen Öffentlichkeit. Die Voraussetzungen dafür bildeten globale und regionale, zum Teil weit zurückreichende Konfliktpotenziale: Erstens die bipolare Blockstruktur der internationalen Beziehungen entlang der Trennlinien des Kalten Kriegs; zweitens die Erschließung der Ölquellen in den Golfstaaten bei gleichzeitig wachsender energiepolitischer Abhängigkeit der westlichen Industriestaaten; drittens die Nachwirkungen der Entkolonialisierung der nach dem Zweiten Weltkrieg unabhängig gewordenen Staaten der Region und als eine ihrer wirkmächtigen Folgen die Entstehung des sogenannten arabischen Nationalismus; und schließlich viertens die zunehmende gesellschaftliche und politische Islamisierung weiter Teile des Nahen und Mittleren Ostens. Diese verschiedenen Konfliktstränge bündelten sich in unterschiedlicher Intensität in vier Spannungsherden, die sich sukzessive wechselseitig zu überlappen begannen und die Region Ende der 1970er Jahre zu einer der bis heute gefährlichsten Krisenregionen der Welt werden ließen.

Als erster dieser Spannungsherde ist der israelisch-palästinensische Konflikt zu nennen, der sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in mehreren Wellen zu

[15] Zur „Islamischen Revolution“ im Iran vgl. Frank Bösch, Zwischen Schah und Khomeini. Die Bundesrepublik Deutschland und die islamische Revolution im Iran, in: VfZ 63 (2015), S. 319–349.

[16] Zum Begriff des Denksystems vgl. Tim B. Müller, Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg, Hamburg 2010.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

einem langfristigen, strukturellen Konflikt entwickelte[17]. Nach ihrer Niederlage im „Unabhängigkeitskrieg" Israels 1948 bildeten die arabischen Staaten eine gemeinsame Abwehrfront, die unter Führung des ägyptischen Staatspräsidenten Gamal Abdel Nasser[18] als einem der Hauptvertreter des Panarabismus nicht nur eine Befreiung von der britischen und französischen Kolonialherrschaft forderte, sondern auch in der Vernichtung Israels ein gemeinsames Ziel fand. Die wachsende Bedeutung der arabischen Staaten für die internationale Politik zeigte sich spätestens mit dem Jom-Kippur-Krieg 1973 zwischen Ägypten und Syrien einerseits und Israel andererseits, als die Organisation erdölexportierender Länder (OPEC) den westlichen Industrieländern deren energiepolitische Abhängigkeit drastisch vor Augen führte. Als Ägypten unter Führung Anwar el-Sadats 1978 im Separatfriedensvertrag von Camp David das Existenzrecht Israels anerkannte und im Gegenzug den Sinai zurückerhielt, hatte sich das Land innerhalb des arabischen Lagers auf Jahrzehnte hinaus isoliert. Neben Israel war seither Kairo der wichtigste, mit umfassenden amerikanischen Waffenlieferungen und Wirtschaftshilfe unterstützte, Verbündete des Westens in der Region, zumal der bis dahin prowestlich orientierte Iran seit 1979 als Stabilisierungsanker der Region ausfiel.

Damit ist bereits der zweite Konfliktherd angesprochen. In den 1960er Jahren trieb Teheran unter Schah Mohammed Reza Pahlavi die wirtschafts- und sozialpolitische Modernisierung des Lands nach westlichem Vorbild voran und wurde im Gegenzug mit umfangreichen amerikanischen Waffenlieferungen bedacht[19]. Mit dem Sturz des Schah im Frühjahr 1979 und der Ausrufung der Islamischen Republik durch Ayatollah Khomeini verlor der Westen abrupt einen wichtigen Partner und Öllieferanten. Die Lage spitzte sich weiter zu, als iranische Studenten im November mit Billigung Khomeinis die US-Botschaft in Teheran besetzten. Sie nahmen amerikanische Botschaftsangehörige als Geiseln und forderten die Auslieferung des Schah, der sich zu diesem Zeitpunkt in New York aufhielt[20]. Die amerikanisch-iranische Krise, die nach diversen dramatischen Wendungen erst am 20. Januar 1981 mit der Freilassung der Geiseln beendet werden konnte, sollte zu einem zentralen Thema des US-Wahlkampfs werden, den Ronald Reagan letztlich für sich entscheiden konnte. Über ein Jahr lang wurde dadurch die Aufmerksamkeit der amerikanischen Administration und Öffentlichkeit zu einem großen Teil durch die Entwicklungen im Iran absorbiert; dies bildete die Hintergrundfolie für die Politik Washingtons in der gesamten Region.

[17] Vgl. zum Folgenden Rolf Steininger, Der Nahostkonflikt, Frankfurt a. M. ^{3}2006.

[18] Aus Gründen der besseren Lesbarkeit werden im Folgenden arabische, iranische und paschtunische Personennamen und Begriffe in deutscher Transkription wiedergegeben.

[19] Vgl. dazu Westad, The Global Cold War, S. 288–330. Einen kurzen Überblick zur Geschichte Irans bietet Monika Gronke, Geschichte Irans von der Islamisierung bis zur Gegenwart, München 2009, hier besonders S. 95–116.

[20] Zum Verlauf des Geiseldramas vgl. David Harris, The Crisis. The President, the Prophet, and the Shah. 1979 and the Coming of Militant Islam, New York 2004; Mark Bowden, Guests of the Ayatollah. The First Battle in America's War with Militant Islam, New York 2006; Wiegrefe, Das Zerwürfnis, S. 303–328, und Bösch, Zwischen Schah und Khomeini, S. 319–349.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Die „Islamische Revolution" im Iran hatte nachhaltige Auswirkungen auf dessen chronisch belastete Beziehungen zum Nachbarstaat Irak, womit der dritte Spannungsherd benannt ist. Als ehemaliges britisches Mandatsgebiet war der Irak ein künstliches Gebilde, dessen territorialer Zuschnitt ethnische und religiöse Gruppenzugehörigkeiten der Bevölkerung unberücksichtigt ließ; dies hatte bis heute andauernde innerstaatliche Auseinandersetzungen und außenpolitische Grenzstreitigkeiten zur Folge. Eine zentrale innergesellschaftliche Trennlinie bildete die Spaltung der muslimischen Bevölkerung in Schiiten und Sunniten. Obwohl erstere die klare Bevölkerungsmehrheit bildeten, blieben sie von Regierungsämtern weitgehend ausgeschlossen, die traditionell von Angehörigen der sunnitischen Oberschicht besetzt wurden. Mit dem schiitischen Umsturz im Nachbarland Iran und der Forderung Khomeinis nach dem Export seiner revolutionären Ideen fürchtete nun die regierende, überwiegend sunnitisch geprägte Baath-Partei in Bagdad ein Überschwappen der Revolution auf irakisches Staatsgebiet.

Die Baath-Partei hatte nach ihrem Putsch 1968 unter Führung von Hassan al-Bakr eine Verfassung erlassen, die den Islam zur Staatsreligion und den Sozialismus zur ökonomischen Grundlage erklärte, was eine Annäherung an Moskau nach sich zog. 1979, wenige Monate nach der „Iranischen Revolution", trat al-Bakr schließlich zugunsten des bislang zweiten Manns im Staate, Saddam Hussein, zurück, der den Irak schrittweise zur Diktatur ausbaute und die Weltpolitik bis in die unmittelbare Gegenwart prägen sollte. Hussein war ein glühender Anhänger des von Abdel Nasser verkörperten arabischen Nationalismus und strebte danach, gegen die „jüdische Bedrohung" im Westen und die „persische Bedrohung" im Osten zum Führer der arabischen Welt zu werden[21].

Als sich Teheran in den Monaten nach der Machtübernahme Khomeinis in einer innenpolitischen Schwächeperiode befand, sah Hussein seine Chance für einen „Blitzkrieg" gegen den Iran gekommen, um den umstrittenen, energiepolitisch und geostrategisch wichtigen Grenzverlauf entlang der Talweglinie im Schatt al-Arab gewaltsam zu revidieren[22]. Die Rechnung ging indes nicht auf. Der Konflikt entwickelte sich zu einem acht Jahre andauernden Stellungskrieg, in dem beide Supermächte und ihre jeweiligen Verbündeten zum Teil beide Konfliktparteien mit Waffenlieferungen unterstützten. Als 1988 nach jahrelangen Bemühungen der Vereinten Nationen schließlich ein Waffenstillstandsabkommen zwischen den Kriegsgegnern unterzeichnet werden konnte, stand die Welt vor einem verheerenden Ergebnis: Iran und Irak hatten sich wirtschaftlich ruiniert, die Gräben zwischen Arabern, Kurden und Persern hatten sich ebenso vertieft wie diejenigen zwischen Schiiten und Sunniten, neben Millionen Toten befanden sich un-

[21] Vgl. Henner Fürtig, Kleine Geschichte des Irak. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 2003, S. 81–96.

[22] Zum Krieg zwischen Iran und Irak vgl. Nigel Ashton/Bryan Gibson (Hrsg.), The Iran-Iraq War. New International Perspectives, New York 2013; Rob Johnson, The Iran-Iraq War, Basingstoke 2011; Efraim Karsh, Essential Histories. The Iran-Iraq War 1980–1988, London 2002, und Henner Fürtig, Der irakisch-iranische Krieg 1980–1988, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 376–407.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

zählige Menschen auf der Flucht. Insbesondere der Iran musste sich in den 1980er Jahren mit einem Heer von Binnenvertriebenen und Flüchtlingen auseinandersetzen, schließlich befand sich auch sein östlicher Nachbar zeitgleich in einem jahrelangen Abnutzungskrieg: Afghanistan.

Dieser vierte Spannungsherd, der seit Ende der 1970er Jahre gärende Afghanistan-Konflikt, mündete mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen im Dezember 1979 in eine veritable internationale Krise. Das Land am Hindukusch hatte bereits in den 1950er Jahren enge Beziehungen zum Kreml aufgenommen, der nach und nach zum bedeutendsten Geber von Wirtschafts- und Militärhilfe wurde[23]. Im Zuge des sich verschärfenden Ost-West-Konflikts interessierte sich auch Washington zunehmend für das Land und versuchte seinen Einfluss in dem formal neutralen Afghanistan mittels Entwicklungshilfeleistungen zu vergrößern. Die 1960er Jahre entwickelten sich für Afghanistan so zu einer vorübergehenden Blütezeit und werden im Rückblick immer wieder als „goldenes Zeitalter" verklärt[24].

Diese Phase relativer Stabilität endete jedoch abrupt, als Sardar Mohammed Daoud Khan im Juli 1973 mit Unterstützung der kommunistisch orientierten Demokratischen Volkspartei Afghanistans (DVPA) gegen seinen Cousin, König Mohammed Zahir Shah, putschte, Afghanistan zur Republik und sich selbst zum Präsidenten erklärte[25]. Daouds Kooperation mit den Kommunisten blieb jedoch eine brüchige Zweckgemeinschaft. Als Angehöriger des Adels wollte Daoud das verarmte und rückständige Land zwar modernisieren, nicht aber sozialistisch revolutionieren. Die DVPA ihrerseits war tief gespalten in der Frage, welches Tempo auf dem Weg zur kommunistischen Umgestaltung des Lands einzuschlagen war. Während der gemäßigte Parcham-Flügel unter Führung Babrak Karmals die Meinung vertrat, das agrarisch geprägte Afghanistan mit seiner tiefreligiösen Bevölkerung sei noch nicht reif für den Sozialismus, weshalb von einer langen Übergangsperiode ausgegangen werden müsse, plädierte die Khalq-Fraktion unter Leitung von Nur Muhammad Taraki und Hafizullah Amin für einen raschen und radikalen sozialen Wandel.

Zunächst aber schien die gemeinsame Aversion gegen die Politik des Präsidenten die Partei zusammenzuhalten. Am 27. April 1978 putschte sie sich mit Hilfe des Militärs geschlossen an die Macht, setzte Daoud ab und rief die Demokratische Republik Afghanistan aus. In der neuen „Revolutionsregierung" übernahm Taraki die Ämter des Generalsekretärs der Partei, des Vorsitzenden des Revolutionsrats und des Ministerpräsidenten in Personalunion. Als sein Stellvertreter in allen Ämtern fungierte fortan Karmal, während Amin zum Außenminister ernannt wurde. Schon bald jedoch brach die nur mühsam überdeckte Spaltung der

[23] Vgl. Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 295, und Robinson/Dixon, Aiding Afghanistan, S. 47–92.

[24] Vgl. Schetter, Kleine Geschichte Afghanistans, S. 84–95.

[25] Vgl. Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 291–314; Sylvain Boulouque, Der Kommunismus in Afghanistan, in: Stéphane Courtois u. a. (Hrsg.), Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror, München/Zürich ²2004, S. 772–792, und Rais, War without Winners, S. 25–65.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

DVPA wieder auf, bei der Taraki und Amin letztlich die Oberhand behielten, die weiter die Anlehnung an Moskau suchten, ihre Parteidoktrin am Vorbild der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ausrichteten und im Dezember 1978 schließlich einen Freundschaftsvertrag mit der Sowjetunion unterzeichneten. Mit Unterstützung sowjetischer Berater wurde eine straffe Parteiorganisation aufgebaut und die sozialistische Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft eingeleitet. Die radikalen Maßnahmen der Regierung stießen jedoch auf immer größeren Widerstand der afghanischen Bevölkerung, die in den kommunistischen, antireligiösen Reformen der Partei einen Angriff auf den Islam und den Ausdruck einer sowjetischen Okkupation sahen. Es mehrten sich Unruhen und Aufstände, angeführt von oppositionellen Muslimbruderschaften, die von der Regierung mit brutalen Gegenmaßnahmen vergolten wurden. Mit dem Aufstand von Herat Mitte März 1979 hatten die Konflikte schließlich eine neue Stufe erreicht, immer mehr Angehörige der afghanischen Armee liefen zur Opposition über.

Trotz wiederholter Hilfsersuchen der DVPA lehnte Moskau die Entsendung eigener Truppen zur Niederschlagung der Aufstände zu diesem Zeitpunkt ab. Und so ging der Machtkampf innerhalb der Partei in eine neue Runde, als Amin seinen Rivalen Taraki am 14. September 1979 stürzte, sich selbst zum Staatspräsidenten und Generalsekretär der DVPA küren ließ und anschließend blutige Säuberungswellen in Gang setzte. In den nächsten drei Monaten eskalierte auch die Gewalt zwischen Regierungsanhängern und den Widerstandsgruppen zunehmend, immer mehr Landesteile fielen in die Hand der Aufständischen. Am 24. Dezember 1979 marschierten schließlich sowjetische Truppen über die afghanische Grenze und eroberten zwei Tage später Kabul, wobei Amin unter ungeklärten Umständen zu Tode kam[26]. Noch am Abend desselben Tags übernahm der von Moskau protegierte Babrak Karmal die Ämter des Vorsitzenden des Revolutionsrats, des DVPA-Generalsekretärs und des Ministerpräsidenten. Afghanistan wie auch die Region des Nahen und Mittleren Ostens insgesamt befanden sich Ende der 1970er Jahre somit in einem prekären Zustand der politischen, religiösen und ethnischen Instabilität.

III. Die NATO und der Weg zur sowjetischen Invasion

Seit der kommunistischen „Aprilrevolution" war die afghanische Entwicklung regelmäßig Thema in den Beratungen der NATO-Partner. Im Vordergrund der Debatten stand zunächst die Frage, welche Rolle Moskau beim Putsch der DVPA gespielt hatte. Andreas Meyer-Landrut, Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt, urteilte in einem Schreiben an Bundesminister Hans-Dietrich Genscher vom Juli 1978, eine aktive Teilnahme des Kreml am April-Umsturz sei „nicht nachweisbar

[26] Die CIA ging davon aus, dass Hafizullah Amin von den Sowjets ermordet worden war. Ein endgültiger Beweis hierfür konnte jedoch nicht erbracht werden; vgl. Douglas MacEachin, Predicting the Soviet Invasion of Afghanistan. The Intelligence Community's Record, Washington D.C. 2002, S. 33–35.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

und eher unwahrscheinlich“[27]. Diese Ansicht wurde auch von der CIA geteilt[28]. Nichtsdestoweniger waren die Diplomaten und Geheimdienste in Bonn und Washington überzeugt, dass der Kreml auf eine dauerhafte Bindung und Kontrolle des Kabuler Regimes hinarbeitete, um seinen Einflussbereich auf Iran und Pakistan sukzessive auszudehnen und sich langfristig Zugang zum Persischen Golf und Indischen Ozean zu verschaffen. Dabei sei das bislang vorsichtige, zurückhaltende Taktieren der Sowjets ein Beleg dafür, dass diese sich durchaus bewusst seien, welch verheerende außenpolitische Folgen ein aktives Eingreifen für Moskau haben könne.

Je mehr sich das Kräfteverhältnis im afghanischen Bürgerkrieg allerdings zugunsten der Aufständischen verschob, umso intensiver diskutierte Bonn mit seinen Partnern über die Frage, ob und wenn ja, wann die Sowjetunion einmarschieren würde, um das schwächelnde Amin-Regime an der Macht zu halten. Obwohl die NATO-Partner über die täglichen Berichte ihrer Botschaften in Kabul und ihrer Nachrichtendienste, insbesondere der CIA[29], laufend über die aktuelle Lage vor Ort und die wachsende militärische Präsenz der Sowjetunion unterrichtet waren, bestand in Bonn, Paris, London und Washington Unsicherheit darüber, wie diese Entwicklung politisch einzuschätzen sei. Zwei Aspekte galt es gegeneinander abzuwägen: Einerseits war offensichtlich, dass ein militärisches Eingreifen schwerwiegende außenpolitische Folgen für Moskau haben würde. Die Glaubwürdigkeit der sowjetischen „Dritte-Welt“-Politik[30] und der Ost-West-Entspannungsprozess, der bereits durch die zunehmend aufgeheizten Debatten um die westliche Nachrüstung erheblich beeinträchtigt wurde, hätten nachhaltigen Schaden nehmen können. Andererseits hätte ein möglicher Zusammenbruch der kommunistischen Regierung in Kabul einen deutlichen Prestigeverlust für Moskau dargestellt, wäre damit doch vor den Augen der Welt der unaufhaltsame Vormarsch des Sozialismus auf dem Weg zur Weltrevolution ad absurdum geführt worden. Wofür würde sich Moskau also im Zweifel entscheiden – für die ideologische Gesichtswahrung oder für die außenpolitische Ratio?

Wie diese Frage jeweils beantwortet wurde, hing weniger von einzelnen, oftmals widersprüchlichen Berichten der Botschafter und Nachrichtendienste vor Ort ab als vielmehr von der politischen Verortung des jeweiligen Betrachters. Bes-

[27] Schreiben des Leiters der Abt. 3 des Auswärtigen Amts (AA), Ministerialdirektor Andreas Meyer-Landrut, an das Ministerbüro, Staatssekretär (StS) Günther van Well und Bundesminister (BM) Hans-Dietrich Genscher v. 3. 7. 1978, Betr.: Lage in Afghanistan, hier: Besuch des Ministerialdirigenten Jens Petersen in der Demokratischen Republik Afghanistan, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (künftig: PAAA), B 1, MB (ZA), Bd. 178766.

[28] Vgl. MacEachin, Predicting the Soviet Invasion, S. 8. Auch David N. Gibbs geht davon aus, dass Moskau nicht direkt an dem April-Putsch mitgewirkt hat; vgl. Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 301.

[29] Zu den Berichten der CIA vgl. Note d’information du Ministre de l’interieur, 3.5.1979, Objet: La situation actuelle en Afghanistan selon un rapport “secret” de la C.I.A., in: Archives du Ministère des Affaires Étrangères (künftig: AMAE), Direction d’Asie et d’Océanie, sous-série Afghanistan, 455INVA/1963, und MacEachin, Predicting the Soviet Invasion, S. 6–35.

[30] Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden darauf verzichtet, den Begriff der „Dritten Welt“ in Anführungszeichen zu setzen.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

tes Beispiel hierfür waren die Auseinandersetzungen innerhalb der US-Administration. Präsident Jimmy Carter war 1977 mit dem Programm angetreten, das amerikanische Vietnam-Trauma endgültig hinter sich zu lassen und durch eine neue, moralisch grundierte Außenpolitik abzulösen, in deren Zentrum die Verteidigung der Menschenrechte stehen sollte[31]. Dieser idealistische, teils missionarische Ansatz wurde innerhalb der Regierung vor allem von Außenminister Cyrus Vance vertreten. Der Sicherheitsberater Carters, Zbigniew Brzezinski, hingegen galt als Verfechter klassisch realpolitischer Maximen und hatte sich mit seinem aggressiven Antikommunismus als Hardliner des rechten Flügels einen Namen gemacht[32]. Er versuchte seinen Präsidenten seit April 1978 davon zu überzeugen, dass der kommunistische Putsch in Kabul Teil einer langfristigen sowjetischen Strategie sei, um die Hegemonie über den Mittleren Osten und Zugang zum Persischen Golf zu erlangen[33]. Im September 1979 empfahl er deshalb, die amerikanisch-afghanischen Beziehungen abzubrechen und die sowjetische Strategie durch verdeckte Operationen der CIA zu unterlaufen. Dass dadurch eine sowjetische Intervention überhaupt erst provoziert werden könnte, relativierte er mit dem Hinweis, dies sei ohnehin das Ziel Moskaus[34]. Vance konnte sich jedoch zu diesem Zeitpunkt zumindest mit der Empfehlung durchsetzen, die diplomatischen Beziehungen zu Kabul vorerst aufrechtzuerhalten, moderate wirtschaftliche Hilfsleistungen an Afghanistan fortzusetzen und die weitere Entwicklung abzuwarten[35].

Auch in London herrschte Dissens. Mit Margaret Thatcher war im Frühjahr 1979 eine Premierministerin in No. 10 Downing Street eingezogen, die eine strikt antikommunistische Linie vertrat und in bewusster Abgrenzung zur ihrem Vorgänger James Callaghan und der Labour Party eine grundsätzlich harte Haltung gegenüber Moskau forderte[36]. Ihrer Meinung nach war der Einflussgewinn der

[31] Zur Außenpolitik der Carter-Administration vgl. Friedbert Pflüger, Die Menschenrechtspolitik der USA. Amerikanische Außenpolitik zwischen Idealismus und Realismus 1972–1982, München/Wien 1983, und Wiegrefe, Das Zerwürfnis.

[32] Vgl. John Dumbrell, American Foreign Policy. Carter to Clinton, London 1997, S. 53–58, und John Patrick Diggins, Ronald Reagan. Fate, Freedom and the Making of History, New York 2007, S. 11–17. Neben Zbigniew Brzezinski zählten Verteidigungsminister Harold Brown und Energieminister James R. Schlesinger zu den Hardlinern in Washington, die schon früh für militärische Gegenmaßnahmen in Afghanistan plädierten, um den sowjetischen Einfluss einzudämmen. Vgl. dazu Hubel, Das Ende des Kalten Kriegs im Orient, hier besonders S. 40–46.

[33] Vgl. MacEachin, Predicting the Soviet Invasion, S. 9f.

[34] Die Forschung geht davon aus, dass die CIA den afghanischen Aufständischen bereits seit Juli 1979, zunächst in geringem Maße, finanzielle Unterstützung zukommen ließ; vgl. dazu Kapitel III in diesem Beitrag sowie Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 309f.

[35] Zu den anhaltenden Differenzen zwischen Cyrus Vance und Brzezinski vgl. auch Memorandum from Marshall Brement of the National Security Council Staff to the President's Assistant for National Security Affairs, Brzezinski, 2. 5. 1980, in: Foreign Relations of the United States (künftig: FRUS) 1977–1980, Volume VI, Soviet Union, Washington D.C. 2013, Dok. 276; URL: https://history.state.gov/historicaldocuments/frus1977-80v06/d276 [13.8.2016].

[36] Vgl. Daniel James Lahey, The Thatcher government's response to the Soviet invasion of Afghanistan 1979–1980, in: Cold War History 13 (2013), S. 21–42, hier S. 25.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

UdSSR in den letzten Jahren auf die mangelnde Führungsstärke der Carter-Administration, das Beharren Frankreichs auf einer unabhängigen Außenpolitik und die wachsenden ökonomischen Verflechtungen zwischen Westdeutschland und den osteuropäischen Staaten zurückzuführen[37]. Den antikommunistischen Grundkonsens der konservativen Regierung und Thatchers Überzeugung von der Notwendigkeit einer britischen Führungsrolle in der globalen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion teilte auch Außenminister Peter Carrington. Gleichwohl lehnte er einen eindimensionalen Konfrontationskurs ab und plädierte stattdessen für eine pragmatische und konstruktive Politik gegenüber Moskau in enger Kooperation mit den westeuropäischen Partnern[38].

Auf operativer Ebene diskutierte das zuständige *South Asian Department* des Foreign and Commonwealth Office (FCO) im November 1979, wenige Wochen vor der sowjetischen Invasion, die aktuelle Lage. Für den Leiter des Referats, William White, bestand kein Zweifel, dass Moskau einmarschieren werde, falls eine Machtübernahme der Islamisten drohe[39]. Graham Archer und Michael Howell hielten eine sowjetische Invasion hingegen nach wie vor für unwahrscheinlich. Allerdings weniger weil sie Leonid Breschnew einen solchen Schritt nicht zutrauten, sondern weil sie die Macht der Aufständischen als zu gering erachteten, um Amin tatsächlich zu stürzen[40].

Die Bundesregierung wie auch der französische Präsident Valéry Giscard d'Estaing vertraten die Ansicht, dass Breschnew die so mühsam erarbeiteten Errungenschaften der Entspannungspolitik zwischen Ost und West nicht wegen Afghanistan aufs Spiel setzen würde. Ähnlich wie das Auswärtige Amt war auch das französische Außenministerium selbst am 23. Dezember 1979 noch der Überzeugung, dass Moskau nicht direkt in die Kampfhandlungen zwischen afghanischen Regierungstruppen und Aufständischen eingreifen werde – auch aus dem einfachen Grund, weil der Wintereinbruch eine schnelle und effektive Niederschlagung des Aufstands erschweren würde[41]. Stattdessen interpretierte man die Verstärkung der sowjetischen militärischen Präsenz lediglich als politische Unterstützung des Amin-Regimes. Das war, wie sich herausstellen sollte, eine eklatante Fehleinschätzung.

[37] Vgl. Richard Smith, The UK response to the Soviet Invasion of Afghanistan: Proposals for a neutral and non-aligned Afghanistan, 1980–1981, in: Cambridge Review of International Affairs 26 (2013), S. 355–373, hier S. 356.

[38] Vgl. Paul Sharp, Thatcher's Diplomacy. The Revival of British Foreign Policy, London 1997, S. 30–48.

[39] Letter from White, Head of the South Asian Department of the FCO, to Mallaby, Eastern European and Soviet Department of the FCO, 23. 11. 1979, Subject: Afghanistan, in: The National Archives (künftig: TNA), FCO 37/2132.

[40] Letter from Archer, South Asian Department of the FCO, to White, Head of the South Asian Department, 23. 11. 1979, in: TNA, FCO 37/2132; Note from M.E. Howell, FCO, 28. 11. 1979, Subject: Afghanistan: Mr Mallaby's and Mr White's Minutes, in: TNA, FCO 37/2132.

[41] Télégramme No. 771/774 de Kaboul à Paris, 23. 12. 1979, Objet: Présence militaire soviétique en Afghanistan, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 455INVA/1963.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Jenseits der Differenzen im Detail bleibt festzuhalten, dass sich die Debatten der NATO-Partner schwerpunktmäßig auf die Rolle Moskaus, die sicherheits- und entspannungspolitischen Folgen einer Invasion sowie geostrategische Konsequenzen im globalen Kräftegleichgewicht der Supermächte konzentrierten. Die afghanische Entwicklung schien umso bedrohlicher, als der Westen immer mehr Einfluss im Nahen und Mittleren Osten zu verlieren schien. Von besonderer Bedeutung war hierbei die eingangs bereits skizzierte „Islamische Revolution" im Iran im Frühjahr 1979. Als eigentliche Bedrohung wurde in diesem Zusammenhang nicht der religiöse Fundamentalismus des Khomeini-Regimes wahrgenommen, sondern die durch den Umsturz erzeugte innenpolitische Instabilität, die Moskau dazu verleiten könne, nun auch im Iran einzumarschieren und sich damit Zugang zum Persischen Golf und die Ölvorkommen der Region zu sichern[42].

Umso verlockender erschien die Vorstellung einer politisch, wirtschaftlich und militärisch langfristig in Afghanistan gebundenen UdSSR, die ihre geostrategischen Vorteile in der Region nicht nutzen konnte. Und so begann Washington, in einer möglichen sowjetischen Intervention in Afghanistan und der damit zu erwartenden Vertrauenskrise zwischen Moskau und den Ländern der Region sowie der Dritten Welt insgesamt zunehmend Vorteile für den Westen zu sehen. Gegenüber seinen Amtskollegen André François-Poncet, David Owen und Genscher argumentierte Vance bei einem Treffen in New York am 25. September 1979 deshalb: „Der Westen sollte nicht überreagieren, falls sich die Sowjets verpflichtet fühlen, zu intervenieren. Sollen sie doch im Sumpf versinken, während der Westen mit größerer Besonnenheit reagiert."[43] Auch Christopher Mallaby vom *Eastern European and Soviet Department* des FCO meinte Anfang November 1979, eine Invasion sei insofern durchaus zu begrüßen, als Moskau daraus ein erheblicher Imageschaden sowie immense militärische und politische Kosten erwachsen würden. „Die für den Westen beste Entwicklung könnte in einer allmählichen Eskalation der gegenwärtigen Situation bestehen, wodurch sichergestellt wäre, dass die Russen langsam und schmerzhaft über die Grenzen ihrer Weltmachtstellung belehrt werden, ohne dass die Dinge zu einem endgültigen Abschluss kämen."[44]

[42] Vgl. Panagotis Dimitrakis, The Soviet Invasion of Afghanistan: International Reactions, Military Intelligence and British Diplomacy, in: Middle Eastern Studies 48 (2012), S. 511–536, hier S. 526 f.; Bösch, Zwischen Schah und Khomeini, S. 327–329.

[43] Zit. nach Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Reinhold Schenk, v. 28. 1. 1980, Betr.: Treffen der vier Politischen Direktoren am 24./25. 1. 1980, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland (künftig: AAPD) 1980, München 2011, Dok. 29, S. 168–191, hier S. 173, Anm. 16. Den redaktionellen Gepflogenheiten der VfZ entsprechend wurden alle fremdsprachigen Zitate ins Deutsche übertragen mit Ausnahme derjenigen, bei denen die Beibehaltung der Originalsprache für das inhaltliche Verständnis als zwingend angesehen wurde.

[44] Letter from Mallaby, Eastern European and Soviet Department of the FCO, to White, Head of the South Asian Department of the FCO, 8. 11. 1979, Subject: Afghanistan, in: TNA, FCO 37/2132. Es gab allerdings auch andere Stimmen im FCO. So argumentierte R. D. Lavers vom South Asian Department des FCO, Großbritannien habe kein Interesse an einer Invasion; Letter from Lavers to Archer und White, South Asian Department of the FCO, 29. 11. 1979, Subject: Afghanistan, in: TNA, FCO 37/2132.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Als sowjetische Truppen schließlich Ende Dezember 1979 in Afghanistan einmarschierten, waren sich die NATO-Partner einig, dass Moskau nicht nur eingegriffen habe, um Amin durch Taraki zu ersetzen, sondern auch eine vollständige militärische Besetzung des Lands plane, um den Aufstand endgültig zu brechen[45]. Strittig blieb hingegen die Frage, welche langfristigen Ziele Breschnew mit dieser militärischen Aktion verfolgte. Musste der Westen das Vorgehen Moskaus als einen vorwiegend ideologisch begründeten, auf die Weltrevolution des Kommunismus zielenden Angriff sehen, der damit auch eigene Sicherheitsinteressen unmittelbar berührte? Oder handelte es sich nicht vielmehr um einen Akt defensiver Herrschaftssicherung, mit dem der Kreml versuchte, die drohende Einnahme Kabuls durch die Islamisten und ein Übergreifen religiös motivierter Aufstände auf die muslimisch geprägte Bevölkerung in den angrenzenden Südprovinzen des sowjetischen Imperiums zu verhindern[46]?

Von der Beantwortung dieser Frage hing ab, welche Reaktion Europäer und Amerikaner für angebracht hielten. Carter erklärte das Vorgehen Moskaus kurzerhand zu einem Angriff auf die vitalen Sicherheitsinteressen der Vereinigten Staaten[47] und erkannte unter dem immensen Druck der iranischen Geiselaffäre und der bevorstehenden Wahlen eine Chance innenpolitischer Profilierung[48]. Um dem anhaltenden Vorwurf mangelnder Führungsstärke entgegenzutreten, verkündete er deshalb ohne Rücksprache mit den Alliierten unilaterale Sanktionen gegen die Sowjetunion[49] und forderte den Boykott der Olympischen Sommerspiele in Moskau[50].

Für Thatcher war die sowjetische Invasion der beste Beleg dafür, dass der Westen bislang zu nachlässig mit dem sowjetischen Expansionsdrang in der Dritten Welt umgegangen war. Sie forderte deshalb ähnlich wie Carter eine klare, unmissverständliche Antwort an Breschnew[51]. Demonstrativ erklärte sie sich mit der amerikanischen Konfrontationsstrategie solidarisch und empfahl dem Britischen

[45] Aufzeichnung des Ref. 340 des AA v. 3. 1. 1980, Betr.: Lage in Afghanistan, hier: Ergebnisvermerk über die 6er-Gespräche in London am 31. 12. 1979, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113035.

[46] Zur Rolle des Islam in den Südprovinzen der Sowjetunion vgl. Rainer Freitag-Wirminghaus, Rußland, islamische Republiken des Kaukasus und Zentralasiens, in: Werner Ende/Udo Steinbach (Hrsg.), Der Islam in der Gegenwart, München [5]2005, S. 277–305.

[47] Schreiben des deutschen Botschafters in Washington, Peter Hermes, an das AA v. 25. 1. 1980, Betr.: Rede des Präsidenten zur Lage der Union, hier: sicherheitspolitische Aspekte, in: PAAA, B 14, Ref. 201 (ZA), Bd. 120163. Zum Wortlaut der Rede vgl. Botschaft Carters über die Lage der Nation, in: Archiv der Gegenwart 50 (1980), S. 23225–23237.

[48] Vgl. Wiegrefe, Das Zerwürfnis, S. 303–328; Hubel, Das Ende des Kalten Kriegs im Orient, S. 40–46.

[49] Fernschreiben Nr. 46 aus Washington an das AA v. 5. 1. 1980, Betr.: Erklärung Präsident Carters zu Iran und Afghanistan, in: PAAA, B 41, Ref. 213 (ZA), Bd. 133203.

[50] Note du Ministre des affaires étrangères, 11. 6. 1980, Objet: Jeux Olympiques. Les centres de décision et la problematique, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 455INVA/1975; Letter from Ricketts, British Embassy at Brussels (NATO), to Broucher, East European and Soviet Department of the FCO, 27. 2. 1980, Subject: Special Political Committee (SPC) discussion on Afghanistan and Est/West relations, in: TNA, FCO 28/4004.

[51] Vgl. Dimitrakis, The Soviet Invasion of Afghanistan, S. 514 f.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Olympischen Komitee ebenfalls, den Spielen in Moskau fernzubleiben – eine Entscheidung, die zu Verwerfungen innerhalb der Regierung führte und auch in der britischen Öffentlichkeit hoch umstritten war, stellte die Politik damit doch erstmals die Freiheit und Unabhängigkeit des Sports in Frage[52]. Den von Washington verhängten ökonomischen Sanktionen stand Thatcher aufgrund der angespannten wirtschaftlichen Lage Großbritanniens und seiner Bedeutung als traditionelle Handelsmacht allerdings skeptisch gegenüber[53].

Das vorrangige Ziel der Bundesregierung bildete hingegen die Aufrechterhaltung der Entspannungspolitik zwischen Ost und West und die Abschirmung Europas vor einem Zweiten Kalten Krieg. Deeskalation durch Kommunikation lautete daher das Credo, und so plädierte insbesondere Genscher unablässig für eine Weiterführung des Dialogs mit Moskau. Gerade in internationalen Krisenzeiten müsse man das Gespräch miteinander suchen, um die Motive, Interessen und Bedrohungswahrnehmungen der jeweils anderen Seite nachvollziehen zu können und gemeinsam nach einem für alle gangbaren Weg zu suchen. Unabhängig von ideologischen Differenzen, die für ihn kein Hindernis, sondern schlicht die unvermeidliche Ausgangsbasis für Verhandlungen bildeten, suchte er nach möglichen Kompromissen, die sowohl den Sicherheitsinteressen des Westens Genüge taten als auch Breschnew einen gesichtswahrenden Rückzug aus Afghanistan ermöglichen sollten[54].

Schmidt trug die entspannungspolitische Strategie des Auswärtigen Amts grundsätzlich mit – dies zeigt beispielsweise die Anfang Februar 1980 verabschiedete deutsch-französische Deklaration, in der Schmidt und Giscard erklärten, dass die Entspannung „einem neuen Schlag gleicher Art nicht standhalten würde“, und damit die Tür für weitere Gespräche mit Moskau offenhielten[55]. Um die aufgeheizte Stimmung unmittelbar nach der Invasion nicht weiter zu befeuern und stattdessen die Dramatik der Ereignisse herunterzuspielen, hatte sich der Kanzler entschieden, seinen Urlaub auf Mallorca, wo er sich Ende Dezember 1979 befand, demonstrativ nicht abzubrechen[56]. Für Genscher, der in entspannungspolitischen Fragen ressortgemäß eine Führungsrolle für sich beanspruchte, hatte dies den angenehmen Nebeneffekt, das unmittelbare Krisenmanagement an sich ziehen zu können[57].

[52] Vgl. Paul Corthorn, The Cold War and British Debates over the Boykott of the 1980 Moscow Olympics, in: Cold War History 13 (2013), S. 43–66.

[53] Vgl. Lahey, The Thatcher government's response, S. 27–33. Zu den britisch-sowjetischen Beziehungen vgl. Sharp, Thatcher's Diplomacy, S. 183–201.

[54] Vgl. Bresselau von Bressensdorf, Frieden durch Kommunikation, S. 99–170.

[55] Zum Wortlaut der deutsch-französischen Erklärung vgl. Bulletin der Bundesregierung Nr. 15 v. 8. 2. 1980: Gemeinsame Erklärung anlässlich der 35. deutsch-französischen Konsultationen am 4. und 5. Februar in Paris, in: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.), Bulletin der Bundesregierung, Bd. 1, Bonn 1980, S. 117f.

[56] Im Anschluss an seinen Urlaub auf Mallorca hielt sich Schmidt von 7. bis 9. 1. 1980 in Madrid zu einem offiziellen Regierungsbesuch auf. Er kehrte erst am 10. 1. 1980 nach Bonn zurück.

[57] Vgl. Bresselau von Bressensdorf, Frieden durch Kommunikation, S.182–195.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

In Paris aber löste der amerikanische Alleingang geradezu reflexhaften Widerstand aus, und so verweigerte Giscard unter Rekurs auf die Souveränität und Unabhängigkeit französischer Außenpolitik ein gemeinschaftliches, von der Europäischen Politischen Zusammenarbeit (EPZ) und NATO getragenes Vorgehen[58]. Carter hielt seinerseits – getrieben von der Erwartungshaltung der amerikanischen Öffentlichkeit und innerparteilichem Druck[59] – unbeirrt an seiner Politik der Bestrafung fest und beharrte gegenüber seinen europäischen Partnern auf uneingeschränkter Solidarität. Dies wiederum trug nicht unerheblich dazu bei, dass antiamerikanische Untertöne in der deutschen und französischen Öffentlichkeit, die durch die Nachrüstungsdebatte und die weit verbreitete Sorge vor einem neuen Rüstungswettlauf hervorgerufen worden waren, zunehmend lauter wurden[60].

Zwar gelang es der Nordatlantischen Allianz schließlich, eine gemeinsame Erklärung zu verabschieden, in welcher der sofortige Rückzug der sowjetischen Truppen und die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechts des afghanischen Volks verlangt wurden. Die Westeuropäer verweigerten jedoch eine bedingungslose Solidaritätserklärung an die Vereinigten Staaten und sagten auf der gemeinsamen NATO-Tagung am 15. Januar 1980 lediglich zu, die Sanktionsmaßnahmen Carters nicht zu unterminieren[61]. Statt den Zusammenhalt des Westens angesichts der sowjetischen Bedrohung und der sicherheitspolitischen Auseinandersetzungen um den NATO-Doppelbeschluss zu festigen, verstärkte der Afghanistan-Konflikt die Fliehkräfte innerhalb der Allianz. Die NATO agierte dementsprechend weniger als prägender Akteur, sondern diente mit ihren Gremien vielmehr als Forum für den (zum Teil ausbleibenden) Austausch- und Abstimmungsprozess der Partner. Eines aber war den Verbündeten gemein: Im Vordergrund ihrer Interessen, Strategien und Konzepte standen entspannungs- und sicherheitspolitische Überlegungen, die den blockpolitischen Denkkategorien des Kalten Kriegs entstammten, nicht aber Analysen der gegenwärtigen und künftigen Bedeutung des Islamismus für die Region des Mittleren Ostens sowie die internationalen Beziehungen als Ganzes.

[58] Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats Gerold Edler von Braunmühl, v. 26.2.1980, Betr.: Gespräch des BM mit Außenminister François-Poncet am 4.2.1980, in: AAPD 1980, Dok. 39, S. 235–238. Vgl. auch Vaïsse, Le chemin de Varsovie, S. 169–187, und Georges-Henri Soutou, La guerre de cinquante ans. Le conflit Est-Ouest 1943–1990, Paris 2001, S. 617–619.

[59] Vgl. Dumbrell, American Foreign Policy, S. 32–52.

[60] Vgl. Philipp Gassert, Viel Lärm um Nichts? Der NATO-Doppelbeschluss als Katalysator gesellschaftlicher Selbstverständigung in der Bundesrepublik, in: Ders./Geiger/Wentker (Hrsg.), Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung, S. 175–202. Zur Wahrnehmung in der französischen Öffentlichkeit ist auch die Presseschau des französischen Außenministeriums zu beachten: Note du Ministère des affaires étrangères, 4.1.1980, Objet: La crise afghane dans la presse française, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 455INVA/1966.

[61] Runderlass des Leiters des Ref. 213 des AA, Vortragender Legationsrat I. Klasse Alexander Arnot, v. 16.1.1980, Betr.: Sowjetische Intervention in Afghanistan, hier: NATO-Beratung vom 15.1., in: AAPD 1980, Dok. 14, S. 85–88; Telegram No. 248 from the British Ambassador at Brussels (EC), Butler, to the FCO, 15.1.1980, Subject: Foreign Affairs Council/Political Cooperation Meeting, in: TNA, FCO 28/4000.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

IV. Der Islam als Vehikel des Antikommunismus

Jenseits dieser bündnisinternen Differenzen über den angemessenen Umgang mit Moskau standen die Alliierten vor der Frage, wie mit der neuen Situation in Afghanistan und dem Mittleren Osten insgesamt umzugehen war. Mögliche Ansatzpunkte für eine Konfliktregulierung im Sinne des Westens erkannten sie auf verschiedenen Ebenen: erstens die diplomatische Kooperation mit den islamisch-arabischen Ländern der Region und zweitens die politische und materielle Unterstützung der afghanischen Widerstandsgruppen.

Mit den Mitteln der Diplomatie: Die islamischen Staaten als Partner

Mit der Zuspitzung der Lage in Afghanistan gewann eine Organisation an Bedeutung, die bislang ein internationales Schattendasein geführt hatte: die Organization of Islamic Cooperation (OIC)[62]. 1969 als Zusammenschluss islamisch geprägter Länder Asiens und Afrikas gegründet, verfolgte sie im Wesentlichen zwei Ziele: Zum einen strebte sie – ähnlich wie andere zwischenstaatliche Bewegungen und Organisationen von Dritte-Welt-Ländern – nach gleichberechtigter Teilhabe an der Gestaltung der Weltpolitik und Weltwirtschaft. Zu ihren wichtigsten Organen gehören daher der vor allem von Saudi-Arabien finanzierte Islamische Solidaritätsfonds und die Islamische Entwicklungsbank zur finanziellen und entwicklungspolitischen Subventionierung ihrer strukturschwachen und rohstoffarmen Mitgliedstaaten. Zum anderen ist sie die bis heute einzige zwischenstaatliche Organisation, die einer Religion verpflichtet ist. Unter Anerkennung des Prinzips des territorialen Nationalstaats zielte sie auf die Einheit aller islamischen Länder, die gemeinsam an einer langfristigen weltpolitischen Umgestaltung arbeiten sollten. Eng damit verbunden war das Bemühen der arabisch-islamischen Staaten, ihre Position im israelisch-palästinensischen Konflikt zu stärken, was immer wieder zu internen Differenzen mit den asiatischen und schwarzafrikanischen Mitgliedern führte. Mit der Suspendierung der Mitgliedschaft Ägyptens nach dessen Separatfrieden mit Israel 1979 hatte die OIC ihre bis dahin schwerste Belastungsprobe bestanden. Doch nur wenige Monate später stand mit dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan erneut eines ihrer Mitglieder im Fokus internationaler Krisendiplomatie.

Auf der ersten außerordentlichen Außenministerkonferenz ihrer Geschichte, die Ende Januar 1980 in Islamabad tagte, war eine für westliche Beobachter überraschend scharfe Erklärung verabschiedet worden. Die Außenminister der OIC verurteilten die sowjetische militärische Aggression ausdrücklich als völkerrechtswidrig, verlangten den sofortigen und bedingungslosen Abzug der sowjetischen Truppen, suspendierten die Mitgliedschaft Afghanistans in der OIC und forderten ihre Mitgliedstaaten auf, die diplomatischen Beziehungen zu Kabul abzu-

[62] Vgl. Johannes Reissner, Internationale islamische Organisationen, in: Ende/Steinbach (Hrsg.), Der Islam, S. 747–751, und Ellinor Schöne, Islamische Solidarität. Geschichte, Politik, Ideologie der Organisation der Islamischen Konferenz (OIC) 1969–1981, Berlin 1997.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

brechen[63]. Gleichwohl wollten die islamischen Staaten ihre ablehnende Haltung gegenüber Moskau ausdrücklich nicht als Parteinahme für die USA verstanden wissen. Die Konferenz begründete ihre Stellungnahme daher mit der strikten Nichtpaktgebundenheit der islamischen Staaten und brachte ihre Sorge zum Ausdruck, die Vereinigten Staaten könnten die Krise dafür nutzen, ihre eigene militärische Präsenz in der Region zu verstärken. Neben ihrer Afghanistan-Resolution verabschiedete die OIC deshalb eine Erklärung, in der sie ihre uneingeschränkte Unterstützung der Islamischen Republik Iran in der Geiselaffäre unterstrich und jedwede Art der Druckausübung einschließlich ökonomischer Sanktionen gegen Teheran ablehnte. Für die OIC stand also nicht die Tatsache im Vordergrund, dass ausländische Diplomaten in Teheran rechtswidrig festgehalten wurden, sondern das aus ihrer Sicht prioritäre Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten ihrer Mitgliedstaaten. Mit der parallelen Verabschiedung dieser beiden Deklarationen dokumentierte sie somit ostentativ, dass sie nicht die Absicht hatte, sich in den Ost-West-Konflikt hineinziehen zu lassen[64].

Für Bonn war damit klar, dass jede politische Initiative Washingtons oder der NATO zur Beilegung des Afghanistan-Konflikts nicht nur von Kabul und Moskau, sondern auch von den islamischen Nachbarstaaten automatisch als unrechtmäßige Einmischung abgelehnt worden wäre. Um den Forderungen der westlichen Gemeinschaft nach sowjetischem Truppenrückzug dennoch Nachdruck zu verleihen und eine politische Konfliktregulierung zu erreichen, griff Genscher als zuständiger Ressortchef deshalb auf die Kooperationsmechanismen der EPZ, das Forum der EG-Außenminister, zurück. Bei der Entwicklung politischer Konzepte zur Beilegung der Krise gab auf bundesdeutscher Seite somit nicht das Kanzleramt, sondern das Auswärtige Amt den Ton an, wie die einschlägigen Aktenbestände belegen[65].

Ziel war dabei, nicht nur die Staaten der Region, sondern die Bewegung der Blockfreien insgesamt als Akteur auf die internationale Bühne zu ziehen und als Partner der Europäischen Gemeinschaft zu gewinnen. Dahinter stand eine mehrdimensionale Strategie: Erstens war es für Breschnew ungleich schwerer, einen Vorschlag zur Konfliktlösung abzulehnen, der von der Bewegung der Blockfreien

[63] Drahtbericht Nr. 119 des deutschen Botschafters in Islamabad, Ulrich Scheske, an das AA v. 30.1.1980, Betr.: Außerordentliche Islamische Außenministerkonferenz, 27.1.-29.1.1980 in Islamabad, in: PAAA, Ref. 340 (ZA), Bd. 113188. Vgl. dazu auch Schöne, Islamische Solidarität, S. 198–204.

[64] Vgl. ebenda, S. 202.

[65] Konzeptionelle Papiere wurden im AA entwickelt und liegen im Kanzleramt meist in Kopie vor; eigenständige Konzepte und Initiativen des Kanzleramts fanden sich in den Akten hingegen nicht; nachvollziehbar in den entsprechenden Beständen des PAAA (B 37) und des Bundesarchivs (B 136; künftig: BArch). Auch das Bundesverteidigungsministerium beklagte die unzulängliche Informationspolitik des AA, das das Krisenmanagement im Afghanistan-Konflikt sehr stark an sich gezogen habe; Schreiben GL 23, Oberst i.G. Dietrich Genschel, an den Leiter der Abt. 2 im AA, Ministerialdirektor Klaus Blech, v. 10.1.1980, in: BArch, B 136/16585.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

eingebracht wurde[66]. Eine solche Initiative als westliche Einmischung zu brandmarken, hätte die Länder der Dritten Welt desavouiert, um deren Gunst der Kreml-Chef umso nachdrücklicher werben musste, als er mit dem Einmarsch in das nominell unabhängige Afghanistan die Furcht vor ähnlichen Übergriffen in anderen blockfreien Ländern nachhaltig geschürt hatte. Zweitens hoffte Genscher mit diesem Vorgehen, die Afghanistan-Krise nicht zum Gegenstand einer neuerlichen Ost-West-Konfrontation werden zu lassen, sondern sie als ein Problem zwischen dem Ostblock und dem „globalen Süden"[67] deuten zu können. Drittens schließlich bildete diese Form des Krisenmanagements eine günstige Gelegenheit, um die bundesdeutschen Beziehungen zu den arabisch-islamischen Staaten, die wegen der Sonderbeziehungen zu Israel lange Zeit vernachlässigt worden waren, zu verbessern.

Bei der Entwicklung konkreter politischer Initiativen fand Genscher im britischen Außenminister Carrington seinen wichtigsten Partner auf europäischer Ebene. Anders als Thatcher, die eine solch diplomatische Initiative schlicht als „nutzlos" disqualifizierte[68], arbeitete Carrington gemeinsam mit dem Bundesaußenminister an Konzepten für ein unabhängiges, blockfreies Afghanistan[69]. Ziel war der Rückzug der sowjetischen Truppen und die Bildung einer repräsentativen afghanischen Regierung unter Beteiligung der Oppositionsgruppen. Nach britischer Vorstellung sollte diese anschließend ihre Neutralität nach österreichischem Muster erklären, während die Nachbarstaaten Pakistan, Iran, Indien, China und die beiden Supermächte entsprechende Garantieerklärungen abzugeben hätten, in denen sie versicherten, die Souveränität, territoriale Integrität, politische Unabhängigkeit und Nichtgebundenheit Afghanistans zu respektieren und jede Einmischung in dessen innere Angelegenheiten zu unterlassen. Offen blieb die Reihenfolge dieser Maßnahmen und der konkrete Zeitplan ihrer Umsetzung[70].

Eine solche Neutralisierung des Lands nach österreichischem Vorbild lehnte Genscher indes aus zweierlei Gründen ab: Zum einen sei das Land am Hindukusch nicht mit dem Status Österreichs zu vergleichen. Zum anderen warnte er vor dem Begriff der Neutralisierung und dem darin enthaltenen postimperialen Impetus britischer Außenpolitik, der das gerade erst gewonnene Vertrauen der Entwicklungsländer schlagartig zunichtemachen könne[71]. Trotz dieser Differenzen

[66] Runderlass des Leiters der Abt. 3, Ministerialdirektor Meyer-Landrut, v. 11. 3. 1980, Betr.: Neutrales und blockfreies Afghanistan, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113036.

[67] Zum Begriff des globalen Südens vgl. Thomas Greven/Christoph Scherrer, Globalisierung gestalten. Weltökonomie und soziale Standards, Bonn 2005, S. 50–83.

[68] Smith, The UK response to the Soviet Invasion of Afghanistan, S. 361.

[69] Letter from Lavers, South Asian Department of the FCO, to Private Secretary, Alexander, 16. 3. 1980, Subject: Afghanistan, German paper, in: TNA, FCO 37/2272.

[70] Vermerk des AA v. 29. 2. 1980, Betr.: Neuner-Positionen zu einem „neutralen Afghanistan", in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113036; Aufzeichnung des AA v. 3. 3. 1980, Betr.: „Neutrales Afghanistan", Sachstand, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113036.

[71] Letter from Palliser, Under-Secretary of State and Head of the Diplomatic Service, to Private Secretary, Alexander, 22. 2. 1980, Subject: Visit of State Secretary van Well, in: TNA, FCO 37/2263.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

im Detail zogen Carrington und Genscher an einem gemeinsamen Strang und setzten sich auf einem Treffen der EPZ im April 1980 beide dafür ein, zunächst bei den islamischen und ungebundenen Staaten für den Vorschlag eines blockfreien Afghanistan zu werben, um den Druck auf Moskau aufrecht zu erhalten[72].

Interessanterweise spielte weder bei den britischen noch den deutschen Überlegungen die Frage eine Rolle, wie ein sozialistisches, klar atheistisch ausgerichtetes Regime und die Vorstellungen islamistischer Rebellengruppen in einer dauerhaft tragfähigen Einheitsregierung in Einklang zu bringen seien. Dass dieser innere Widerspruch zwischen kommunistischer und islamistischer Weltanschauung nicht nur die langfristige Stabilität Afghanistans, sondern – aufgrund des über nationale Grenzen hinausreichenden Geltungsanspruchs beider Ideologien – die Architektur der ganzen Region untergraben könnte, wurde nicht bedacht. Vielmehr war dieser diplomatische Vorstoß ganz von den Blockpolitiken des Kalten Kriegs geprägt.

So nahm das Auswärtige Amt Kontakt zur Organisation für Islamische Zusammenarbeit auf, um hier für die Idee eines unabhängigen Afghanistans zu werben[73]. Dies schien auch deshalb erfolgversprechend, weil deren Mitglieder, mit Ausnahme der Türkei als NATO-Mitglied, alle der Blockfreien-Bewegung angehörten. Wenn die OIC, zu der auch der Iran und Pakistan zählten, von den Vorschlägen der EPZ hätte überzeugt werden können, wäre dies zweifellos ein erster wichtiger Schritt gewesen.

Allerdings bildeten weder die Länder der Dritten Welt noch die OIC ein homogenes Ganzes und blieben deshalb schwierige Verhandlungspartner. Zudem schienen sich die Sympathien der OIC zuungunsten des Westens zu verschieben. Auf ihrer 11. Außenministerkonferenz im Mai 1980 wurde eine deutlich weniger kritische Erklärung zum sowjetischen Vorgehen in Afghanistan als noch Ende Januar verabschiedet. Stattdessen verurteilte die OIC scharf das als Aggression wahrgenommene militärische Vorgehen der USA im Iran[74] bei dem gescheiterten Befreiungsversuch der Botschaftsgeiseln durch das US-Militär Ende April[75]. Washington, so die Wahrnehmung der islamischen Staaten, war weniger daran interessiert, Afghanistan zu einem ungebundenen Land zu machen, als vielmehr den sowjetisch-afghanischen Konflikt dazu zu nutzen, die geostrategische Lage in der Region zu seinen eigenen Gunsten zu verschieben: „die Haltung der USA zu Afghanistan sollte der Verteidigung der strategischen Lage Amerikas dienen, wäh-

[72] Letter from Coper, FCO, to White, Head of the South Asian Department, 24. 4. 1980, Subject: European Political Cooperation: Political Comitee, Rome, 23. 4. 1980: Afghanistan, in: TNA, FCO 98/896.

[73] Drahterlass des Leiters der Abt. 3 des AA, Ministerialdirektor Meyer-Landrut, v. 3. 7. 1980, Betr.: Besuch des BK und BM in Moskau, 30.6.-1. 7. 1980, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113033.

[74] Vgl. Schöne, Islamische Solidarität, S. 212–218.

[75] Vgl. Wiegrefe, Das Zerwürfnis, S. 303–328; Bösch, Zwischen Schah und Khomeini, S. 340 f., und Edward D. Berkowitz, Something Happened. A Political and Cultural Overview of the Seventies, New York 2006, S. 222.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

rend die Organisation für Islamische Zusammenarbeit die Freiheit des afghanischen Volkes verteidigen“[76] will.

Einen anderen Aspekt dieser Außenministerkonferenz wertete das Auswärtige Amt allerdings als ermutigendes Zeichen: Die Repräsentanten der Islamic Alliance for the Liberation of Afghanistan – eine neu gegründete Dachorganisation afghanischer Widerstandsbewegungen, die sich allerdings von Beginn an als instabile Zweckgemeinschaft erwies – hatten als Teil der iranischen Regierungsdelegation an der islamischen Außenministerkonferenz teilgenommen[77]. Dort wurde ein Drei-Mann-Komitee gegründet, bestehend aus den Außenministern Pakistans, Agha Shahi, und Irans, Sadegh Ghotbzadeh, sowie Habib Chatty, dem Generalsekretär der OIC. Es erhielt den Auftrag, sich international für die Umsetzung der Januar-Resolution der OIC zu engagieren[78]. Bei einem weiteren Treffen im Juni bekräftigten alle Beteiligten ihren Willen zur Bildung einer „Afghanisch-islamischen Widerstandsbewegung“[79]. Diese sollte international als legitime Vertretung des afghanischen Volks und als Mitglied der Blockfreien-Bewegung anerkannt werden und eine UN-Sonderkonferenz zu Afghanistan erwirken. Von der OPEC und den islamischen Staaten wurden als Zeichen der Solidarität finanzielle Hilfe sowie der Abbruch aller Beziehungen zur Sowjetunion gefordert. Durch die Eröffnung von Büros in New York, Genf und in den Hauptstädten der OIC-Mitgliedstaaten sollte die dauerhafte Einflussnahme der Widerstandsbewegung auf die Lage in Afghanistan gesichert werden. Grundsätzliche Voraussetzung für eine anvisierte friedliche Lösung des Konflikts sei, so die OIC-Kommission, neben dem vollständigen und bedingungslosen Abzug der sowjetischen Truppen, der politischen Unabhängigkeit und Souveränität des Lands, das Erreichen echter Blockfreiheit sowie die „Sicherung der islamischen Identität Afghanistans“[80]. Trotz dieses Engagements blieb die OIC ein schwacher Partner für den Westen. Dies einmal mehr, als Teheran mit dem Beginn des Iran-Irak-Kriegs im September 1980 und der anhaltenden Geiselaffäre als wichtiger Akteur zur Beilegung der Krise ausfiel und das Dreier-Komitee der OIC zu einem schwachen Duo schrumpfte.

Die Bundesregierung konzentrierte sich deshalb gemeinsam mit ihren Verbündeten auf eine der wenigen verbliebenen Handlungsoptionen, um die Lage zu stabilisieren und den Einfluss des Westens in der Krisenregion soweit wie möglich zu erhalten beziehungsweise auszubauen: Sie legte ein Stabilisierungsprogramm

[76] Presseerklärung des Generalsekretärs der OIC, Habib Chatty, vom 23. 5. 1980, zit. nach Schöne, Islamische Solidarität, S. 215.

[77] Zum Verlauf und den Ergebnissen der 11. Außenministerkonferenz der OIC vom 17. bis 22. 5. 1980 in Islamabad vgl. auch Schöne, Islamische Solidarität, S. 207–230, hier besonders S. 214–218; 11. Islamische Außenministerkonferenz, in: Archiv der Gegenwart 50 (1980), S. 23564 f.

[78] Note of the FCO, July 1980, Subject: Afghanistan report No. 1/7, in: TNA, FCO 973/103.

[79] Schreiben der Abt. 3 des AA, an StS van Well v. 23. 6. 1980, Betr.: Gespräche der Dreier-Kommission der Islamischen Konferenz mit Vertretern des afghanischen Widerstands am 20./21. 6. 1980 auf dem Mont Pelerin bei Vevey, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113045.

[80] Ebenda.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

für den – neben Teheran – wichtigsten Nachbarstaat Afghanistans auf: Pakistan. Ihm kam in mehrfacher Hinsicht eine Schlüsselrolle zu. Wertete man den sowjetischen Einmarsch tatsächlich als ersten Schritt Moskaus auf dem Weg zum Persischen Golf, so musste man verhindern, dass das blockfreie Islamabad seine Beziehungen zu Moskau intensivierte und ebenfalls in den sowjetischen Einflussbereich integriert wurde[81]. Darüber hinaus bildete Pakistan das Zielland Nummer eins für zahlreiche Afghanen, die vor den Kämpfen in ihrer Heimat flohen. Die Auffanglager für Flüchtlinge, deren Zahl schon im April 1980 die Millionengrenze überstieg, belasteten den pakistanischen Haushalt und das innenpolitisch ohnehin chronisch labile Land zusätzlich. Premierminister Mohammed Zia-ul-Haq hatte seit seinem Putsch 1977 weder eine ökonomische Konsolidierung des Lands erreicht, noch konnten die historisch bedingten Disparitäten zwischen den westlichen und den benachteiligten östlichen Landesteilen in Wirtschaft, Verwaltung, Finanzen und Militär ausgeglichen werden. Stattdessen fand eine schrittweise Islamisierung der Gesellschaft statt[82]. Hinzu kam, dass die afghanischen Widerstandskämpfer im durchlässigen afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet ihren Rückzugsraum hatten, was die Gefahr in sich barg, dass sich der Krieg auf Pakistan ausweitete[83].

Im Januar 1980 verabschiedete die Bundesregierung deshalb ein Programm zur politischen und ökonomischen Stabilisierung Pakistans: erstens in Form humanitärer Hilfe für die Flüchtlinge – ergänzt durch umfangreiche Nahrungsmittellieferungen der Europäischen Gemeinschaft –, zweitens durch eine Aufstockung der Entwicklungshilfe[84] und drittens durch den Beginn von Umschuldungsverhandlungen[85]. Dieses umfangreiche Maßnahmenpaket blieb jedoch nicht unumstritten. Schließlich trugen Bonn und seine Partner auf diese Weise dazu bei, dass das Militärregime Zia-ul-Haqs konsolidiert und innerhalb kürzester Zeit international salonfähig wurde. Moralische Bedenken mussten in Genschers Konzept einer dezidiert „realistischen" Außenpolitik somit geostrate-

[81] Aufzeichnung des Ref. 340 des AA v. 12. 2. 1980, Betr.: Politik der Bundesregierung gegenüber den Staaten der Region nach der sowjetischen Intervention in Afghanistan, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113037.

[82] Zur innenpolitischen Entwicklung Pakistans vgl. Ian Talbot, Pakistan. A New History, London 2012, S. 115–141, und Khálid Durán/Munir D. Ahmed, Pakistan, in: Ende/Steinbach (Hrsg.), Der Islam, S. 336–362.

[83] Aufzeichnung des Kapitäns zur See Horst-Dieter Maurer, v. 29. 1. 1980, Betr.: Unterstützung der afghanischen Befreiungsbewegungen, in: AAPD 1980, Dok. 31, S. 196–201; Dimitrakis, The Soviet Invasion of Afghanistan, S. 527.

[84] Schreiben des Leiters des Ref. 421 des AA, Vortragender Legationsrats I. Klasse Alexander Sieger, an StS Hans Werner Lautenschlager und BM Genscher v. 15. 1. 1980, Betr.: Deutsch-amerikanisches Gespräch StS Lautenschlager/Cooper über Afghanistan, in: PAAA, B 32, Ref. 204 (ZA), Bd. 115951.

[85] Telegram No. 26 from the British Ambassador at Brussels (NATO), Rose, to the FCO, 11. 1. 1980, Subject: Afghanistan and East/West relations, in: TNA, FCO 28/3997; Schreiben des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Sieger, an StS Lautenschlager und BM Genscher v. 15. 1. 1980, Betr.: Deutsch-amerikanisches Gespräch StS Lautenschlager/Cooper über Afghanistan, in: PAAA, B 32, Ref. 204 (ZA), Bd. 115951.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

gischen Interessen weichen. So bekräftigte er in einem Gespräch mit dem amerikanischen Senator John Tower am 20. Februar 1980 seine Überzeugung, dass Pakistan eine entscheidende Rolle zukomme, wolle man dem sowjetischen Vordringen zu den warmen Meeren einen Riegel vorschieben. „Unabhängig davon, ob einem das Militärregime Zia-ul-Haqs gefalle oder nicht“[86], müsse das Land nachhaltig stabilisiert werden.

Waffen für die Freiheit? Die Unterstützung des islamistischen Widerstands

Neben diesen diplomatischen, wirtschafts- und finanzpolitischen Initiativen zur Einbindung der islamischen Staaten war den westlichen Alliierten schon lange vor dem sowjetischen Einmarsch bewusst, dass den afghanischen Widerstandsgruppen eine zentrale Rolle zukommen würde hinsichtlich der Frage, ob das Kabuler Regime sich dauerhaft würde halten können und Afghanistan langfristig in den Einflussbereich Moskaus abrutschen würde. Im globalen Wettkampf mit dem Kommunismus war Afghanistan, wie das französische Außenministerium nüchtern festhielt, „ein Bauer in einem großen Schachspiel. Der afghanische Widerstand ist dabei der Schlüssel.“[87] Was also lag aus dieser Perspektive näher als die Aufständischen zu unterstützen? In der Tat geht die Forschung davon aus, dass die CIA den antikommunistischen Widerstand bereits mehrere Monate vor der sowjetischen Invasion finanziell und militärisch subventionierte[88]. Belegt ist außerdem die Entscheidung des amerikanischen National Security Council vom 17. Dezember 1979, mit Großbritannien und Pakistan über eine weitere Aufstockung der Mittel und Waffenlieferungen sowie eine Intensivierung der Kommunikation mit den afghanischen Rebellen zu beraten, „um für die Sowjets die Fortsetzung ihrer Anstrengungen so kostspielig wie möglich werden zu lassen“[89]. Und so überrascht es kaum, dass sich im Januar 1980 Paris, London und Washington geschlossen für Waffenlieferungen aussprachen[90]. Von Anfang an bestand Einigkeit, dass eine solche militärische Unterstützung nicht etwa dazu dienen sollte, einen möglichst raschen Sieg der Aufständischen über das Kabuler Regime und die sowjetischen Truppen zu erreichen. Klares Ziel war vielmehr ein lang andauernder Abnutzungskrieg, der die sowjetischen Truppen dauerhaft binden sollte[91]. So wies Jacques Pierre Dupont, stellvertretender Abteilungsleiter im Quai d’Orsay, bei

[86] Aufzeichnung des Leiters des Ref. 204 des AA, Vortragender Legationsrat Schenk, v. 20. 2. 1981, Betr.: Gespräch des BM mit Senator Tower am 20. 2. 1981, in: PAAA, B 14, Ref. 201 (ZA), Bd. 125581, S. 7.

[87] Record of Conversation between the Foreign and Commonwealth Secretary and the French Foreign Minister at Chevening, 19. 12. 1980, in: TNA, FCO 46/2191.

[88] Vgl. Gibbs, Die Hintergründe, in: Greiner/Müller/Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, S. 309 f.; Moser, Politik auf dem Pfad Gottes, S. 108 f.

[89] MacEachin, Predicting the Soviet Invasion, S. 30.

[90] Letter of the Secretary of State, Lord Carrington, to Prime Minister, 1. 2. 1980, Subject: Afghanistan, The next steps, in: TNA, FCO 28/4001.

[91] Schreiben des Leiters des Planungsstabes des AA, Ministerialdirektor Niels Hansen, an StS van Well und BM Genscher v. 20. 6. 1980, Betr.: Afghanistan, hier: Neubewertung der Interessenlage und der Zielsetzung des Westens, in: PAAA, B 9, Pl. 02 (ZA), Bd. 178431.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

einem Treffen der vier Politischen Direktoren in London Ende Januar 1980 recht offenherzig darauf hin, dass es „durchaus eine Versuchung sei, die S[owjet] U[nion] im afghanischen Sumpf versinken zu lassen“[92].

Zwar war der Bundesrepublik der Export von Rüstungsgütern in Spannungsgebiete aus verfassungsrechtlichen Gründen untersagt – ein Aspekt, auf den das Auswärtige Amt auf Nachfragen des Bundestags und der Medien stets verwies[93]. Gleichwohl gab es auch im Auswärtigen Amt starke Befürworter solcher Waffenlieferungen. So verfasste Horst-Dieter Maurer, Mitarbeiter im Planungsstab des Auswärtigen Amts, am 29. Januar gemeinsam mit seinem Kollegen Wilhelm Schönfelder einen Bericht mit dezidiert „realistischem“ Anspruch:

> „Die Motive für die sowjetische militärische Besetzung Afghanistans sind wahrscheinlich sehr vielfältig. Für die westliche Politik kommt es aber vor allem auf Tatsachen an. [...] Die SU hat vor diesem Hintergrund durch die Besetzung Afghanistans geostrategisch eindeutig Gewinne erzielt. Ihre Truppen stehen nunmehr nur wenige hundert Kilometer entfernt von den Erdöllagerstätten im Mittleren Osten und den lebenswichtigen Schiffahrtswegen im Golf und im Indischen Ozean. [...] Ein geeignetes Mittel, die Kosten für die SU hochzuhalten, ist die Unterstützung der afghanischen Befreiungsbewegungen. [...] Am besten wäre Gerät, das den Afghanen bekannt ist, geeignet. [...] Andererseits sind die paschtunischen Krieger mit ihrer Liebe für alle Waffen wahrscheinlich in der Lage, auch sehr schnell mit westlichen Waffen umgehen zu können. [...] Auch mit erheblicher Unterstützung wird die Widerstandsbewegung keinen entscheidenden militärischen Sieg über die sowjetischen Kampfverbände erringen können. [...] Trotz der aufgezeigten Probleme und Gefahren dürfte im westlichen Interesse liegen, dass sich die SU in Afghanistan in einen längeren Guerillakrieg verwickelt [...]. Der Westen sollte in sehr diskreter Weise prüfen, ob und gegebenenfalls in welcher Form die afghanischen Widerstandsgruppen effektiv unterstützt werden können. Naheliegend wäre es, wenn Waffenlieferungen und Ausrüstungshilfe durch islamische Staaten erfolgen. Der Westen könnte diese in geeigneter Weise ermutigen und – z. B. Somalia – Kompensationen in Aussicht stellen.“[94]

Folglich drehten sich die Diskussionen weniger um die Frage, ob eine militärische Unterstützung der Widerstandsgruppen mit dem Ziel eines Zermürbungskriegs mit einer wertebasierten, demokratischen Außenpolitik vereinbar war, sondern vielmehr um die konkrete Umsetzung. Da die Aufständischen ihr Rückzugsgebiet

[92] Aufzeichnung des Leiters des Ref. 204 des AA, Vortragender Legationsrat I. Klasse Schenk, v. 28. 1. 1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 173. Dupont spielte damit auf eine Äußerung von Vest vom 25. 9. 1979 an; ebenda, S. 173, Anm. 16.

[93] Schreiben des Leiters der Abt. 3 des AA, Ministerialdirektor Walter Gorenflos, an MdB Alois Mertes (CDU/CSU-Fraktion) v. 30. 1. 1981, Betr.: Waffenlieferungen an den afghanischen Widerstand, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik (künftig: ACDP), Nachlass Mertes, 01–403-164/3.

[94] Aufzeichnung des Kapitäns zur See Maurer, v. 29. 1. 1980, Betr.: Unterstützung der afghanischen Befreiungsbewegungen, in: AAPD 1980, Dok. 31, S. 196–201.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

an der Westgrenze Pakistans hatten und von Islamabad unterstützt wurden, schien es naheliegend, dass die westlichen Waffen über Pakistan und andere arabisch-islamische Staaten der Region wie Saudi-Arabien geliefert werden mussten. Die Unterstützung der Widerstandsgruppen durch den Westen müsse allerdings „mit außerordentlich großer Diskretion“[95] behandelt werden, da waren sich die Alliierten einig. „In jedem Falle müsse der Anschein vermieden werden, dass die Unterstützung der afghanischen Rebellen als imperialistische Einmischung deklariert werde.“ Denn, so Dupont, es handle sich hierbei „um eine Materie außerhalb des Bereichs der traditionellen Diplomatie“[96].

Wie schon bei der Zusammenarbeit mit der OIC setzten die NATO-Partner auch bei den afghanischen Aufständischen auf den Islam als das verbindende Motiv der divergierenden Interessengruppen im Kampf gegen den Kommunismus. Interessanterweise wurde der Begriff des dezidiert islamischen Widerstands dabei stets eng mit dem westlichen Begriff der Freiheit verbunden. Besonders deutlich wurde dies in Großbritannien, wo die – stets antisozialistisch kodierte – „Freiheit“ zum Leitbegriff des Thatcherism avancierte[97]. So erklärte Thatcher in der ersten Kabinettssitzung nach der sowjetischen Invasion Anfang Januar 1980: „Bezüglich Afghanistan war eine klare und eindeutige Haltung notwendig, um den Schaden für die politischen Interessen der Freien Welt so gering wie möglich zu halten.“[98]

Es war nur konsequent, wenn die afghanischen Widerstandsgruppen in den Akten des Foreign Office durchweg als „freedom fighters“ bezeichnet wurden. Und auch die Premierministerin selbst betonte in der Öffentlichkeit unaufhörlich und explizit diese Deutung als Freiheitskämpfer, wie an einer Rede Ende Januar 1980 im House of Commons exemplarisch gezeigt werden kann:

> „Who are the Russians fighting against? The newspapers call them ‚the rebels‘. [...] It is a strange word to me of people who are fighting to defend their own country against a foreign invader. Surely they are genuine freedom fighters, fighting to free their country from an alien oppressor.“[99]

[95] Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Schenk, v. 28.1.1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 173; Letter from Secretary of State, Lord Carrington, to Prime Minister, 19.1.1980, Subject: Afghanistan, in: TNA, FCO 98/894. Zur Abwicklung der Waffenlieferungen vgl. Moser, Politik auf dem Pfad Gottes, S. 108f.

[96] Beide Zitate in: Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Schenk, v. 28.1.1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 174.

[97] Vgl. Martina Steber, Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980, Habilitationsschrift, Ludwig-Maximilians-Universität München 2015 (Manuskript), S. 92–114 u. S. 453–463.

[98] Zit. nach Lahey, The Thatcher government’s response, S. 26.

[99] Margaret Thatcher, House of Commons Speech, East-West Relations, 28.1.1980, in: Hansard HC [977/933–45]; URL: http://www.margaretthatcher.org/document/104298 [4.8.2016]. Eine ähnliche Aussage traf sie auch bei einer Pressekonferenz in Venedig; vgl. Margaret Thatcher, Press Conference after Venice European Council, 13.6.1980, in: Thatcher Archive, COI Transcript; URL: http://www.margaretthatcher.org/document/104378 [4.8.2016]. Bei diesem und dem folgenden Zitat wurde die Originalsprache beibehalten, da dies für das inhaltliche Verständnis als zwingend angesehen wurde.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Noch deutlicher verband David Atkinson, ebenfalls Abgeordneter der Konservativen, seine Forderung nach Waffenlieferungen mit dem westlichen Freiheitsbegriff gegenüber seinem Parteikollegen und Vertreter des FCO, Douglas Hurd, in der Parlamentsdebatte vom 18. Juni 1980: „Will he [Hurd] give an assurance that all possible help, aid and equipment, short of manpower, is being proved for the freedom fighters, who are fighting not only for their own freedom but for ours?“[100] Geradezu idealtypisch zeigt sich in diesen Ausschnitten das Weltbild des Thatcherism, in dem Großbritannien als Vorkämpfer und Garant westlicher Freiheitswerte nach innen und außen idealisiert wurde[101]. Durch ihr Streben nach Freiheit vor sozialistischer Bevormundung wurden die islamistischen Widerstandsbewegungen zum geradezu natürlichen Verbündeten des Westens im globalen Kampf gegen den Kommunismus.

Gleichwohl bemühte sich die Thatcher-Regierung gegenüber den Medien um Zurückhaltung in der Frage von Waffenlieferungen. Denn, wie Außenminister Carrington Mitte August an seine Premierministerin schrieb:

> „Das öffentliche Eingeständnis oder auch nur der Verdacht, dass wir Waffenlieferungen erwägen oder tatsächlich leisten, wäre den Afghanen nicht hilfreich, würde die Pakistani gegen uns aufbringen und könnte Reaktionen seitens der Russen provozieren. Unsere grundsätzliche Taktik der Unterstützung der islamischen Opposition sowie der ungebundenen Kräfte wird ihre Grundlage verlieren, wenn der Konflikt als Teil der Ost-West Konfrontation erscheinen sollte. Die von uns öffentlich vertretene Linie, die wir bei unterschiedlichen Gelegenheiten im Parlament formuliert haben, sollte daher darin bestehen, zum Ausdruck zu bringen, dass es wünschenswert sei, wenn der afghanische Widerstand mit dem Nötigsten versehen wird um der sowjetischen Invasion Widerstand entgegensetzen zu können; dass er anscheinend mit Waffen versorgt werde, und dass es für die Afghanen selber nicht hilfreich wäre, Einzelheiten bezüglich der Quellen anzugeben.“[102]

Die US-Administration verwendete ihrerseits den von Thatcher abgelehnten Begriff der *rebels* zwar in internen Papieren und in den Gesprächen mit den

[100] David Atkinsons, in: Hansard Debates, 18.6.1980, vol. 986 cc1540–1; URL: http://hansard.millbanksystems.com/commons/1980/jun/18/afghanistan#column_1540 [4.8.2016]. Ähnlich argumentierte auch Roger Garside, Deputy Head of Planning Staff des FCO, in seinem Schreiben an Christopher Mallaby v. 14.11.1980: Es reiche nicht aus, nur schöne Reden für die Premierministerin zu schreiben, in denen die Eindämmung des sowjetischen Expansionismus in der Dritten Welt gefordert werde. Es werde Zeit, Farbe zu bekennen und den afghanischen Widerstand zu unterstützen; Letter from Garside to Mallaby, Eastern European and Soviet Department of the FCO, 12.11.1980, Subject: Afghanistan: Future policy, in: TNA, FCO 49/893.

[101] Vgl. Dominik Geppert, Thatchers konservative Revolution. Der Richtungswandel der britischen Torries 1975–1979, München 2002, S. 61–144; Ben Jackson/Robert Saunders (Hrsg.), Making Thatcher's Britain, Cambridge 2012, und Richard Vinen, Thatcher's Britain. The Politics and Social Upheaval of the Thatcher Era, London u.a. 2009.

[102] Note of the Secretary of State, Lord Carrington, 19.8.1980, Subject: FCS/80/141: Help for the Afghan resistance, in: TNA, PREM (Prime Minister's Office) 19/387, S. 1.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

NATO-Partnern[103]. Allerdings ist eine rhetorische Akzentverschiebung in der öffentlichen Argumentation erkennbar, die vorwiegend durch den Amtsantritt Reagans als neuer US-Präsident im Januar 1981 erklärt werden kann. Zwar hatte auch Carter seine außenpolitische Semantik angesichts der sowjetischen Invasion und des sich zuspitzenden Wahlkampfs deutlich verschärft. Die antisowjetische Rhetorik des Weißen Hauses erfuhr nun unter Reagan aber eine weitere ideologische Aufladung[104]. Ähnlich wie Thatcher sah sich Reagan einem Antikommunismus verpflichtet, der mit einer klaren Politik des „Rollback" die Ausdehnung des Sozialismus weltweit verhindern und den Einfluss der „freien Welt" ausweiten sollte[105]. Dementsprechend pathetisch betonte Reagan bei öffentlichen Ansprachen das Freiheitsstreben der afghanischen Widerstandsbewegungen, deren heroischer Kampf als David gegen den sowjetischen Goliath biblisch unterlegt, glorifiziert und legitimiert wurde[106]. So formulierte Reagan beispielsweise anlässlich des dritten Afghanistan-Tags am 21. März 1983: „Zu sehen, wie die tapferen afghanischen Freiheitskämpfer sich mit einfachen Handfeuerwaffen gegen moderne Waffenarsenale stemmen, ist eine Ermutigung für all jene, welche die Freiheit lieben. Ihr Mut ist eine großartige Lektion für uns – dass es nämlich Dinge gibt auf dieser Welt, die es zu verteidigen lohnt."[107]

Auf Seiten der Bundesrepublik wurde ebenfalls mit dem Freiheitsbegriff gearbeitet. Welchen Stellenwert diese Frage in der bundesdeutschen öffentlichen Diskussion hatte, zeigt die Anfrage der CDU/CSU-Fraktion vom 16. Juni 1981, ob die Bundesregierung die Auffassung des US-Präsidenten teile, von „Freiheitskämpfern" oder „Widerstandskämpfern" zu sprechen, nicht aber von „Rebellen" und „Aufständischen"[108]. In der Tat bemühte sich Genscher, diese Begrifflichkeiten zu vermeiden und stattdessen konsequent von „Befreiungsbewegungen" zu spre-

[103] Vgl. beispielsweise Memorandum from the President's Assistant for National Security Affairs, Brzezinski, to President Carter, 9. 1. 1980, Subject: A Long-Term Strategy for Coping with the Consequences of the Soviet Action in Afghanistan, in: FRUS 1977–1980, Volume VI, Soviet Union, Dok. 256; URL: https://history.state.gov/historicaldocuments/frus1977–80v06/d256 [13. 8. 2016]; Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse, Schenk, v. 28. 1. 1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 173.

[104] Vgl. Dumbrell, American Foreign Policy, S. 53–58; Diggins, Ronald Reagan, und Doug Rossinow, The Reagan Era. A History of the 1980s, New York 2015.

[105] Vgl. James Cooper, Margaret Thatcher and Ronald Reagan. A very political special relationship, London 2012.

[106] Vgl. auch Moser, Politik auf dem Pfad Gottes, S. 109.

[107] Ronald Reagan, Message on Observance of Afghanistan Day, 21. 3. 1983, in: Public Papers of Ronald Reagan; URL: https://www.reaganlibrary.archives.gov/archives/speeches/1983/32183e.htm [13. 8. 2016]. Ähnliche Formulierungen finden sich beispielsweise in: Ronald Reagan, Proclamation 4908, Afghanistan Day, 10. 3. 1982, in: Public Papers of Ronald Reagan; URL: https://www.reaganlibrary.archives.gov/archives/speeches/1982/31082c.htm [13. 8. 2016]; Ronald Reagan, Statement on the Fifth Anniversary of the Soviet Invasion of Afghanistan, 26. 12. 1984, in: Public Papers of Ronald Reagan; URL: https://www.reaganlibrary.archives.gov/archives/speeches/1984/122684a.htm [13. 8. 2016].

[108] Alois Mertes, Anfrage Nr. 42, in: Fragen für die Fragestunde der Sitzung des Deutschen Bundestages am Dienstag, dem 16. Juni 1981, Drucksache 9/561, S. 9; URL: http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/09/005/0900561.pdf [4. 8. 2016].

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

chen, um so den legitimen Charakter ihres Handelns herauszustellen und eine indirekte Anerkennung des Karmal-Regimes zu vermeiden[109]. In den Akten der Ministerialbürokratie allerdings überwog der Begriff des „Widerstands" beziehungsweise der „Widerstandsgruppen", womit auf deren Heterogenität und Zersplitterung verwiesen wurde. Stets betonten das Auswärtige Amt und Genscher persönlich dabei das Recht des afghanischen Volks auf Selbstbestimmung – ein Recht, das den Afghanen ebenso wie der geteilten deutschen Nation zustehe. Diese deutschlandpolitische Einfärbung verlieh Genschers Haltung, insbesondere gegenüber den eigenen Wählern, einerseits ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit. Andererseits barg es neue Gefahren für eine gemeinsame Außenpolitik der EG-Staaten in einem anderen Krisenherd. Der Westen könne, so die übereinstimmende Meinung der Westeuropäer, schwerlich für das Selbstbestimmungsrecht des afghanischen Volks eintreten und gleichzeitig dasjenige der Palästinenser leugnen[110]. Dies zeigte schlaglichtartig die Schwierigkeiten Bonns und seiner Verbündeten, eine stringente Strategie für die komplexe Konfliktlage im Nahen und Mittleren Osten zu entwickeln.

Auch die französische Regierung nahm Bezug auf das Selbstbestimmungsrecht, versah dies allerdings unter Rekurs auf ihre eigene Tradition und Geschichte mit revolutionären Untertönen, bei denen der Begriff *rebelles* einen heroischen Beiklang erhielt. Darin spiegelte sich die lange, positiv konnotierte Tradition der Rebellion, des Rechts auf Widerstand gegen Unterdrückung (la résistance à l'oppression), welche die französische Geschichte seit der Frühen Neuzeit prägte und in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 sowie in den Verfassungen von 1791 und 1793 ihren Niederschlag fand[111]. Hinzu kam die für das kollektive Gedächtnis Frankreichs und seiner nationalen Identität so zentrale Rolle der Résistance im Zweiten Weltkrieg. In der französischen Erinnerungskultur nahm diese zum Mythos überhöhte Widerstandserzählung des französischen Volks gerade angesichts der Kollaboration des Vichy-Regimes mit dem nationalsozialistischen Deutschland einen bedeutenden Platz ein[112]. Und so ist es kein Zufall, dass in den Akten der französischen Ministerialbürokratie ebenso wie in öffentlichen Statements zum Afghanistan-Konflikt der Begriff der *résistance afghane* besonders präsent war[113].

[109] Gespräch des Bundesministers Genscher mit dem britischen Außenminister Lord Carrington, dem französischen Außenminister François-Poncet und dem amerikanischen Außenminister Muskie in Wien am 16.5.1980, in: AAPD 1980, Dok. 148, S. 776–789, hier S. 780.

[110] Télégramme No. 164 de Bruxelles à Paris, 26.3.1980, Objet: Conclusion des traveaux du SPC sur les consequences de l´affaire afghane, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 455INVA/1975.

[111] In der Verfassung von 1791 heißt es: „Das Ziel jeder politischen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Menschenrechte. Diese Rechte sind Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung." (Art. 2); vgl. Günther Franz (Hrsg.), Staatsverfassungen. Eine Sammlung wichtiger Verfassungen der Vergangenheit und Gegenwart in Urtext und Übersetzung, Darmstadt 1975, S. 305.

[112] Vgl. dazu Henry Rousso, Le syndrome de Vichy (1944–198...), Paris 1987.

[113] Bordereau collectif No. 700, 8.8.1980, Objet: Résistance afghane, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 2882TOPO/2798.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Ausgehend davon wurde der bewaffnete Kampf des afghanischen Volks gegen das Kabuler Regime und die sowjetischen Besatzer nicht nur als legitim deklariert, sondern als unterstützungswürdig bewertet. Das notwendige Bindeglied, um die in Stammesstrukturen zersplitterte Bevölkerung zum gemeinsamen Widerstand gegen die Aggressoren zu aktivieren, erkannte Paris einmal mehr im Islam. Nicht umsonst war es ausgerechnet der französische Außenminister, der sich im Januar 1980 gegenüber seinen Amtskollegen aus Washington, London und Bonn für den bewaffneten, revolutionären Kampf gegen den Kommunismus aussprach. „Insgesamt müsse angestrebt werden, dass die Sache der afghanischen Rebellen zu einer Sache des Islam werde", so Dupont[114]. Neben Waffenlieferungen trat er deshalb auch für eine politische Anerkennung und Einbindung der Widerstandsbewegungen ein, indem er für deren Teilnahme an der Islamischen Konferenz und der Arabischen Liga plädierte. Im Juni 1980 unterstrich Außenminister François-Poncet diese Haltung erneut, indem er nachdrücklich darauf hinwies, wie wichtig es sei, den Widerstand zu unterstützen und eine Mobilisierung der „islamic opinion" gegen die Sowjets zu erreichen[115].

Jenseits dieser unterschiedlichen Interpretationen, die den jeweiligen ideengeschichtlichen und nationalstaatlichen Traditionen folgten und die Legitimität des afghanischen Widerstands in der westlichen Öffentlichkeit untermauern sollten, hatten die westlichen Partner richtig erkannt, dass der Islam das einzig einigende Band der ansonsten heillos zerstrittenen und miteinander konkurrierenden afghanischen Widerstandsgruppen bildete. Die wichtigsten sieben Parteien hatten sich in der pakistanischen Grenzstadt Peshawar niedergelassen[116]: erstens die fundamentalistische Islamistische Partei Afghanistans (hezb-i islami) unter Führung von Guldbuddin Hekmatyar vom Stamm der Kharot-Ghilzai aus Nordafghanistan; zweitens die Islamische Partei Afghanistans II (hezb-i islami II) unter Yunus Khales, der sich wegen eines Führungsstreits von Hekmatyar abgewandt hatte; drittens die Islamische Gemeinschaft Afghanistans (jam'iat-i islami-ye afghanistan) des Tadschiken Burhanuddin Rabbani, die deshalb oftmals als „Tadschiken-Partei" bezeichnet wurde; viertens die Islamische Revolutionsbewegung (harakat-i enqelab-i islami), die von einem prominenten sunnitischen Geistlichen aus dem Gihlzai-Stamm der Ahmadzai, Maulawi Mohammad Nabi Mohammadi, geführt wurde; fünftens die Nationale Rettungsfront Afghanistans (jebheh-ye melli nejat-i afghanistan) unter Leitung von Sebqatullah Mojaddedi und sechstens die Nationale Islamische Front (mahaz-i melli-ye islami-i afghanistan) von Sayed-Ahmad Gilani, die beide familiär organisiert waren, dem Establishment des „alten" Afghanistan entstammten und einen traditionalistisch-gemäßigten Kurs einschlugen mit dem Ziel, Mohammed Zahir Schah die Rückkehr

[114] Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Schenk, v. 28.1.1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 174.

[115] Telegram No. 2093 from Washington to FCO, 3.6.1980, Subject: Visit to Washington of French Foreign Minister, in: TNA, FCO 28/4006.

[116] Vgl. zum Folgenden Schetter, Kleine Geschichte Afghanistans, S. 108–111, und Ludwig W. Adamec, Dictionary of Afghan Wars, Revolutions, and Insurgencies, Lanham/London 1996, S. 104, S. 120f., S. 145, S. 162, S. 164f. u. S. 188.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

auf den Thron zu ermöglichen; siebtens schließlich die erst im März 1980 von Abdul Rasul Sayyaf gegründete Islamische Union für die Befreiung Afghanistans (itehad-i islami bara-ye azadi-ye afghanistan), die ihre Mitgliederbasis – ähnlich wie die rivalisierende Islamistische Partei Afghanistans – vor allem im Stamm der Kharot-Ghilzai fand. Hinzu kamen schiitische Gruppen, die sich im Iran aufhielten, von denen An-Naar (Sieg) mit Mir Hoseyn Sadeqi an der Spitze und die Afghanistan Islamic Movement Association von Asif Mohseni den größten Einfluss besaßen[117].

Die Mudschaheddin nutzten die in der afghanisch-pakistanischen Grenzregion errichteten Flüchtlingslager als Rückzugsraum im Kreise der Familie, bevor sie mit neuen Waffen und Nahrungsmitteln ausgerüstet erneut den beschwerlichen Weg über den Hindukusch nach Afghanistan zum nächsten Gefecht auf sich nahmen[118]. Insbesondere die Peshawar-Parteien begannen je länger umso wirkmächtiger die Lager selbst nach ihren Regeln zu kontrollieren und importierten die ethnischen und interreligiösen Konflikte Afghanistans nach Pakistan. So erfolgte die Verteilung der Hilfsgüter nicht etwa zentral durch die pakistanischen Behörden, die in den Stammesgebieten kaum wirksame Kontrollmöglichkeiten besaßen, sondern durch die rivalisierenden Parteien selbst. Dies hatte zur Folge, dass zunehmend mehr Mittel auch in eigens für Widerstandskämpfer errichtete Lager, die sogenannten Bachelor Camps, flossen[119]. Dies stellte internationale, der politischen Neutralität verpflichtete Institutionen wie das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) vor erhebliche Probleme[120]. Auch die Bundesregierung diskutierte wiederholt, wie damit umzugehen sei, dass Bonn auf diesem Weg mehr oder minder direkt die islamistischen Milizen unterstützte. Letztlich kam man jedoch zu der Erkenntnis, dass eine plötzliche Reduzierung oder gar die Einstellung der humanitären Hilfe nicht nur zu entsprechender Verärgerung auf afghanischer und pakistanischer Seite führen würde, sondern auch unangenehme Fragen von Seiten der deutschen Medien aufwerfen würde. Dies hätte zur Folge, dass die Bundesregierung öffentlich eingestehen müsste, bislang den Widerstand aktiv unterstützt zu haben, was den offiziellen Kurs der Nichteinmischung und politischen Neutralität in Frage gestellt, den bisherigen diplomatischen Initiativen den Todesstoß versetzt und die Beziehungen zur Sowjetunion weiter verschlechtert hätte[121]. Um letzteres unter dem Primat der Entspannungspolitik zu

[117] Im Laufe der 1980er Jahre entstanden weitere, überwiegend vom Iran unterstützte Parteien; vgl. Schetter, Kleine Geschichte Afghanistans, S. 108–111.

[118] Schreiben des deutschen Generalkonsulats in Karachi an die deutsche Botschaft in Islamabad v. 4. 2. 1980, Betr.: Belutschistan, in: PAAA, B 37, UA 34 (ZA), Bd. 113184. Vgl. zum Folgenden auch Fiona Terry, Condemned to Repeat? The Paradox of Humaniatrian Action, Ithaca/London 2002, S. 55–82, und Rüdiger Schöch, UNHCR and the Afghan refugees in the early 1980s: Between humanitarian action and Cold War politics, in: Refugee Survey Quarterly 27 (2008), S. 45–57.

[119] Schreiben der deutschen Botschaft in Islamabad an das AA v. 18. 3. 1982, Betr.: Dienstreise von RL 301 nach Pakistan v. 11.-15. 3. 1982, in: PAAA, B 45 (ZA), Bd. 146089.

[120] Vgl. Schöch, UNHCR and the Afghan refugees, S. 50–57.

[121] Schreiben der deutschen Botschaft in Islamabad an das AA v. 18. 3. 1982, Betr.: Dienstreise von RL 301 nach Pakistan v. 11.-15. 3. 1982, in: PAAA, B 45 (ZA), Bd. 146089.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

vermeiden, entschied das Auswärtige Amt, die bisherige Politik fortzusetzen. Damit trug Bonn durch seine humanitäre Hilfe dazu bei, die Strukturen der Flüchtlingslager zu verfestigen, die je länger umso mehr zu einer Brutstätte künftigen islamistischen Terrorismus wurden.

In Bonn, aber auch in Paris, London und Washington war man sich vollkommen darüber im Klaren, dass die Widerstandsgruppen weder parteiähnliche Strukturen im westlichen Sinne aufweisen konnten noch Ideen und Konzepte für eine demokratische Umgestaltung Afghanistans besaßen. Insbesondere Hekmatyar galt dem Auswärtigen Amt zu Recht als ein besonders radikaler Vertreter. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes infolge des sowjetischen Truppenrückzugs sicherte sich dieser durch eine Übereinkunft mit anderen Rebellenführern die Macht in Kabul und übernahm 1993 für ein Jahr das Amt des Regierungschefs. Als die Koalition zerbrach, machte sich Hekmatyar in den darauffolgenden jahrelangen Machtkämpfen zwischen den rivalisierenden Gruppen, in denen Zehntausende Menschen ihr Leben verloren, wegen seines grausamen Vorgehens einen Namen als „Schlächter von Kabul“[122].

Rupert Dirnecker, der für auswärtige Angelegenheiten zuständige Mitarbeiter der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, allerdings versuchte in einem Bericht an den Vorsitzenden der Arbeitsgruppe Außenpolitik, Alois Mertes, die kritische Sichtweise des Auswärtigen Amts auf Hekmatyar, der sich im Februar 1981 auf Einladung der unionsnahen Konrad-Adenauer-Stiftung und Hanns-Seidel-Stiftung in Bonn aufhielt, zu relativieren.

> „Hekmatyar, der als Vertreter der strengen moslemisch-fundamentalistischen Widerstandsgruppe Afghanistans von manchen Seiten als der ‚afghanische Khomeini‘ apostrophiert wird, erwies sich als besonnener, prinzipiell denkender, ruhig und klug argumentierender Vertreter des afghanischen Widerstandes. Der etwa 40-Jährige entspricht nicht dem von Khomeini geprägten Bild des radikalen Moslemführers, sondern eher dem eines tiefgläubigen, bescheidenen und religiös-toleranten Moslems.“[123]

Abgesehen davon, dass Dirnecker hier einer nachhaltigen Fehleinschätzung unterlag, verweist der Bericht auf einen wichtigen Aspekt im Krisenmanagement der NATO: die Interdependenzen zwischen dem Iran- und Afghanistan-Konflikt.

Die Einschätzungen, wie es um diese Interdependenzen bestellt sei und wie mit ihnen umzugehen war, gingen in den westlichen Hauptstädten zum Teil weit auseinander. So erklärte der amerikanische Vertreter George Southall Vest auf

[122] Gulbuddin Hekmatyar, in: Munzinger. Internationales Biographisches Archiv; URL: http://www.munzinger.de/document/00000020285 [15.7.2015]; vgl. auch Abbas Poya, Afghanistan, in: Ende/Steinbach (Hrsg.), Der Islam, S. 264–277, hier S. 270–274.

[123] Diese Aufzeichnung übermittelte Alois Mertes an den Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion, Helmut Kohl, verbunden mit der Empfehlung an Kohl, Hekmatyar ebenfalls zu einem Gespräch zu empfangen; Schreiben von Mertes an Kohl v. 4.2.1981, Anhang: Gespräch mit Herrn Hekmatyar, Repräsentant der moslemisch-fundamentalistischen Widerstandsgruppe Afghanistans am 4.2.1981 in Bonn, in: ACDP, Nachlass Mertes, 01–403-164/3.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

einem Treffen der vier Politischen Direktoren Ende Januar 1980, der sowjetische Einmarsch in Kabul habe „die amerikanische Politik gegenüber dem Iran zwar kompliziert, insgesamt jedoch erleichtert", denn sie habe „bei den Führern Irans einen Prozess des Nachdenkens über die Absichten der Sowjetunion in Gang gesetzt"[124]. Washington setzte also darauf, dass in Teheran die Sorge wachse, Moskau könne auch im Iran einmarschieren, um sich den Weg zum Persischen Golf und den reichen Ölquellen im Süden des Lands freizukämpfen. Mit der Perhorreszierung des sowjetischen Expansionismus hoffte man, den antiamerikanischen Kurs Khomeinis abschwächen zu können. Denn im Zentrum der US-amerikanischen Politik stand zweifelsohne die Frage, wie die in Teheran in Geiselhaft genommenen Botschaftsangehörigen befreit werden könnten. Vest forderte die Alliierten deshalb nachdrücklich dazu auf, sich mit den USA solidarisch zu erklären und deren Sanktionspolitik zu unterstützen.

> „Die Neigung, in gewissen europäischen Hauptstädten Sanktionen gegenüber dem Iran unter Hinweis auf die strategischen Auswirkungen der Afghanistan-Ereignisse zurückzustellen, werde in Amerika nicht verstanden. Kein demokratisch gewählter Führer könne dies dem amerikanischen Volk erklären."[125]

Auch Großbritannien sah in der Afghanistan-Krise „eine echte Chance [...], dass Iran sich der sowjetischen Gefahr bewusst werde"[126]. Gerade deshalb aber seien massive Sanktionen zum jetzigen Zeitpunkt kontraproduktiv. Sie würden einen großen Teil der islamischen Länder dem Westen entfremden, die iranische Wirtschaft vollends ruinieren und zu einer Desintegration des Lands führen, wodurch Moskau erst recht ein Anreiz zur Intervention gegeben werde. Dies einmal mehr, als sich Breschnew mit Khomeini auch in Teheran einer Form islamistischen Extremismus gegenüber sehe, der klar antisozialistisch ausgerichtet sei. Der Iran sei daher kein natürlicher Verbündeter Moskaus[127].

Obwohl auch Bonn und Paris die gesamte Region des Nahen und Mittleren Ostens als gemeinsamen Konfliktherd im Auge hatten[128], bemühten sie sich, die Unterschiede zwischen Afghanistan und Iran in den Vordergrund zu stellen, um die negativen Folgen für Europa in möglichst engen Grenzen zu halten und die Solidaritätsforderungen Washingtons nicht uneingeschränkt erfüllen zu müssen. Bei der Geiselnahme in Teheran gehe es um die Verletzung fundamentaler Prin-

[124] Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Schenk, v. 28.1.1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 174.

[125] Ebenda, S. 175.

[126] Ebenda, S. 177; vgl. auch Dimitrakis, The Soviet Invasion of Afghanistan, S. 515.

[127] So die Einschätzung des FCO bereits im September 1979, Letter from D. S. Broucher, Eastern European and Soviet Department of the FCO, 7.9.1979, Subject: Soviet Policy in Iran and Afghanistan, in: TNA, FCO 37/2132.

[128] Schreiben des deutschen Botschafters in Brüssel (NATO), Rolf Friedemann Pauls, an das Auswärtige Amt, v. 14.5.1980, Betr.: Bericht über die Sitzung des Verteidigungsplanungsausschusses (DPC) am 14.5.1980 unter Teilnahme der Außenminister, in: AAPD 1980, Dok. 145, S. 758–765, hier S. 763.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

zipien des menschlichen Zusammenlebens und darum, das Leben amerikanischer Bürger zu retten. Von Afghanistan aber sei der Westen insgesamt betroffen, weil er nachhaltige Auswirkungen auf die Entspannungspolitik und die Ost-West-Beziehungen insgesamt habe[129].

Trotz dieser unterschiedlichen Auslegung zeigt sich eine Gemeinsamkeit: Im Vordergrund standen geopolitische Überlegungen, die der bipolaren Logik des Kalten Kriegs folgten. Im globalen Wettstreit der Systeme ging es darum, Iran und Afghanistan dem sowjetischen Einfluss zu entziehen beziehungsweise die Kosten für Moskau möglichst hoch zu halten. Der Islam respektive Islamismus als langfristig wirkmächtige Kraft der internationalen Beziehungen wurde nicht in Betracht gezogen. Ebenso wenig wie man Khomeini zutraute, sich dauerhaft an der Macht zu halten[130], glaubte man an einen Sturz des Karmal-Regimes durch die rivalisierenden Mudschaheddin in Afghanistan: Denn, so ein Aktenvermerk des Quai d'Orsay vom 29. Juli 1980, wegen der Zersplitterung der Widerstandsgruppen sei nicht damit zu rechnen, dass diese eines Tages eine entscheidende politische Rolle spielen würden[131].

V. Fazit

Mit dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan spitzte sich der Ost-West-Konflikt Ende der 1970er Jahre noch einmal gefährlich zu. Für die NATO-Partner, die die Entwicklung in Kabul seit der kommunistischen „Aprilrevolution" 1978 kontinuierlich beobachteten und diskutierten, kam die Invasion Moskaus nicht überraschend. Verschieden beurteilt wurden allerdings die Motive des Kreml. Die US-Administration sah hierin einen klaren Beleg für das sowjetische Expansionsstreben in der Dritten Welt mit dem Ziel, sich Zugang zum Persischen Golf und zu den Ölquellen des Nahen und Mittleren Ostens zu sichern, und forderte ihre Verbündeten auf, der amerikanischen Sanktionspolitik gegenüber Moskau solidarisch zu folgen. Die Westeuropäer, insbesondere die Bundesrepublik, erkannten im Vorgehen Breschnews allerdings auch Elemente einer Strategie der defensiven Herrschaftssicherung, die aus ideologischen Gründen einen Sturz des Karmal-Regimes durch die Aufständischen zu verhindern suchte. Dementsprechend warnte Bonn vor einer Politik der Bestrafung und plädierte stattdessen dafür, neben einer klaren Verurteilung der Invasion dem Kreml Anreize für einen baldigen und gesichtswahrenden (Teil-)Rückzug seiner Truppen zu geben.

Neben dieser diplomatischen Strategie, die vor allem ein Übergreifen der Spannungen auf Europa und damit ein Ende der Entspannung zwischen Ost und West verhindern sollte, versuchten die europäischen Partner, insbesondere Auswärtiges Amt und FCO, die Krise durch Zusammenarbeit mit den islamischen

[129] Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats I. Klasse Schenk, v. 28.1.1980, in: AAPD 1980, Dok. 29, S. 176.
[130] Vgl. Bösch, Zwischen Schah und Khomeini, S. 327.
[131] Note du renseignement, 29.7.1980, Objet: La Résistance afghane: ses possibilites, ses limites, in: AMAE, Direction d'Asie et d'Océanie, sous-série Afghanistan, 2882TOPO/2798.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Staaten der Region zu entschärfen. Neben bilateralen Hilfsleistungen an Pakistan bemühten sich Genscher und Carrington, die OIC und mit ihr die Bewegung der Blockfreien von ihren Plänen für ein neutrales Afghanistan zu überzeugen und als Spieler auf die internationale Bühne zu hieven. Dieser Versuch, den Afghanistan-Krieg aus dem Schussfeld des Kalten Kriegs zu nehmen und zu einem Konflikt zwischen Moskau und den Ländern der Dritten Welt zu erklären, scheiterte nicht zuletzt an deren Heterogenität, ihrem Widerwillen, sich vom Westen instrumentalisieren zu lassen, sowie fehlender diplomatischer Durchschlagskraft.

Konterkariert wurden die diplomatischen und ökonomischen Stabilisierungskonzepte zudem durch die Strategie der NATO-Partner, den überwiegend im pakistanischen Grenzgebiet lebenden afghanischen Widerstandskämpfern politische und vor allem militärische Unterstützung zu gewähren. Ziel der westlichen Waffenlieferungen war keineswegs ein schneller Sturz der kommunistischen Regierung. Vielmehr war der in den NATO-Gremien und zwischen den Außenministern offen diskutierte Zweck dieser Strategie, die Sowjetunion in einen lang andauernden Guerilla-Krieg zu verstricken, um deren wirtschaftliche und militärische Ressourcen dauerhaft in Afghanistan zu binden.

Beide Teile dieses Krisenmanagements – der diplomatische wie der militärische – beruhten auf der Prämisse, durch Appelle an die islamische Solidarität der heterogenen OIC-Staaten, inklusive Teherans, einerseits und der zersplitterten Widerstandsgruppen andererseits ein schlagkräftiges Instrument gegen den atheistischen Kommunismus afghanischer und sowjetischer Prägung formen zu können. Von nachgeordneter Bedeutung erschien in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass es sich bei den OIC-Mitgliedern ebenso wenig um demokratische Kräfte handelte wie bei den radikal-islamischen „Befreiungsbewegungen".

Gegenüber der westlichen Öffentlichkeit leugneten die NATO-Partner Waffenlieferungen jedweder Art, um dem Vorwurf der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Afghanistans zu entgehen. Gleichzeitig unterstrichen sie die legitimen Interessen der islamistischen Aufständischen und damit die Rechtmäßigkeit ihrer eigenen politischen Unterstützungsstrategie. Dabei wurde gerade von britischer und amerikanischer Seite dezidiert hervorgehoben, dass die extremistischen Islamisten westliche Werte wie das Recht auf Selbstbestimmung und Widerstand sowie das Streben nach Freiheit vor Unterdrückung und damit auch die Freiheit des Westens selbst im Kampf gegen den Kommunismus verteidigten. Ernsthafte Sorge, dass ein solches, von radikalen Kräften getragenes Bündnis tatsächlich einmal eigene Wege gehen und sich gegen die westliche Welt richten könnte, ist in den Akten nicht erkennbar. Dies erscheint umso paradoxer, als im Iran, dem unmittelbaren Nachbarstaat Afghanistans, seit dem Machtantritt Khomeinis durch dessen offen antiamerikanische Politik und die anhaltende Krise um die Botschaftsgeiseln ein solches Szenario durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen schien. Ursächlich hierfür war die nachhaltige Fehleinschätzung der NATO-Partner, dass sich der Islam zwar als kurz- bis mittelfristiges Instrument politisch-militärischer Mobilisierung eignete, nicht aber als Grundlage dauerhafter politischer Machtausübung. Dementsprechend sprachen sie Khomeini ebenso wie den afghanischen Aufständischen das Potenzial ab, sich langfristig als

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

politische Kraft etablieren und an der Macht halten zu können. Stattdessen dominierte das Denken in den Kategorien des Ost-West-Konflikts, das alle islamischen Kräfte – ob nun extremistisch oder gemäßigt – als strategische Verbündete im Kampf gegen den Kommunismus ansah. Das Krisenmanagement im Afghanistan-Konflikt spiegelt damit beispielhaft, wie sehr die westliche Politik die Religion als eigenständigen Faktor der internationalen Beziehungen unterschätzte und stattdessen den ideellen Beharrungskräften des Kalten Kriegs und seinen bipolaren Denkschablonen verhaftet blieb – eine Fehlperzeption mit nachhaltigen Konsequenzen bis in die Gegenwart.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

VfZ go America

Der erste Band des *German Yearbook of Contemporary History* ist erschienen

Auch für ein großes Forschungsinstitut mit einer langen Geschichte ist es selten, dass der erste Band einer neuen Zeitschrift erscheint. Der 22. August 2016 war also sowohl für das Institut für Zeitgeschichte als auch für die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte ein besonderer Tag – der Tag, an dem der erste Band des *German Yearbook of Contemporary History* (GYCH) ausgeliefert wurde. Welche Überlegungen und Ziele stehen hinter der Entscheidung für ein neues Periodikum in englischer Sprache? Die VfZ werden schon heute im englischen Sprachraum wahrgenommen, wie sowohl die Abonnements als auch die hohe Zahl der Zugriffe auf die im *open access* verfügbaren Beiträge zeigt. Die VfZ sind jedoch bestrebt, ihre Sichtbarkeit in der englischsprachigen Wissenschaftswelt weiter zu erhöhen und gleichzeitig für einen besseren Transfer wichtiger Forschungsergebnisse in deutscher Sprache zum Beispiel in die USA, nach Großbritannien oder nach Kanada zu sorgen. Dort ist das Interesse insbesondere an der Geschichte der NS-Zeit und des Holocaust ungebrochen, aber fehlende Fremdsprachenkenntnisse verhindern allzu oft die Rezeption von Forschungsarbeiten, die auf Deutsch erschienen sind.

Die VfZ und der Verlag De Gruyter Oldenbourg tragen diesem Problem Rechnung und beschreiten dabei einen Weg, den noch keine andere historische Fachzeitschrift beschritten hat: Mit dem GYCH stellen sie eine neue Zeitschrift vor, die speziell auf den angloamerikanischen Markt zugeschnitten ist und vor allem auf zwei inhaltlichen Säulen ruht: zum einen auf übersetzten VfZ-Aufsätzen aus den jeweils letzten Jahrgängen, zum anderen auf eigens eingeworbenen, diskursiv-kommentierend angelegten Beiträgen. Diese Mischung soll für dynamischen Wissenschaftsaustausch sorgen und Diskussionen anstoßen, die wiederum aus dem angloamerikanischen Sprachraum in den deutschen zurückwirken.

Das GYCH ist als themenbezogener Sammelband konzipiert, in der Regel verantwortet von zwei Herausgebern, von denen der eine eng an die Redaktion der VfZ angebunden ist und der andere aus dem angloamerikanischen Sprachraum stammt. In den Bänden sollen sich aktuelle Forschungstrends widerspiegeln, wie sie in den VfZ aufscheinen; im besten Fall erfüllen sie damit auch die Funktion eines zeithistorischen Seismografen.

Der erste Band wird herausgegeben von Thomas Schlemmer, dem stellvertretenden Chefredakteur der VfZ, und Alan Steinweis, Professor für Holocaust-Studien an der Universität von Vermont und Mitherausgeber der VfZ. Unter dem Titel *Holocaust and Memory in Europe* befasst er sich mit einem zentralen Thema der Geschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Namhafte Autoren wie Ulrich Herbert, Grzegorz Rossoliński-Liebe oder Jürgen Zarusky bilanzieren die deutsche Holocaust-Forschung, spüren der Erinnerung an die Ermordung der Juden in der Ukraine nach und stellen das Konzept der *Bloodlands* auf den Prüfstand. Der Kommentar eines bekannten Experten wie Peter Hayes zur weiteren Diskussion und ein von Valerie Hébert neu gelesenes Schlüsseldokument zur Geschichte des Mords an den europäischen Juden – der Gerstein-Bericht – runden den

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0032

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Band ab, der nicht zuletzt dem Ziel dient, der Forschung neue Brücken zu bauen. Diesem Ziel sind auch die für 2017 und 2018 geplanten Bände mit den Arbeitstiteln *West Germany and the Global South* und *Hitler: New Research* verpflichtet, denen die Redaktion ebenso viele Leserinnen und Leser wünscht wie dem ersten Band.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

11. Aldersbacher Schreib-Praxis

Ein anwendungsorientiertes Seminar des Instituts für Zeitgeschichte und des Verlags De Gruyter Oldenbourg (24. bis 28. Juli 2017)

I. Zielsetzung

Die Universitäten vermitteln zwar die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens, legen aber auf die sprachliche Präsentation der Forschungsergebnisse nicht zuletzt deshalb weniger Wert, weil diesbezügliche Schulungen sehr zeitaufwändig sind und von den Lehrstühlen nicht mehr geleistet werden können. Die Initiative des IfZ und des Verlags De Gruyter Oldenbourg setzt bei diesen Defiziten an. Das Seminar soll die Sprach- und Darstellungskompetenz jüngerer Historikerinnen und Historiker stärken, ein entsprechendes Problembewusstsein wecken und ein Forum bieten für die praktische Einübung der entsprechenden Techniken. Ziel ist mit anderen Worten: Gutes wissenschaftliches Schreiben zu lehren.

Die Redakteure der Reihen des Instituts und insbesondere die Redaktion der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte haben laufend mit Manuskripten zu tun, die zwar wissenschaftlich hochwertig sind, aber im Hinblick auf die sprachliche Gestaltung oft sehr zu wünschen übrig lassen. Sie verfügen deshalb auf diesem Feld über langjährige Erfahrungen und große Kompetenz bei der Arbeit mit Texten, die sie an ihre künftigen Autoren weitergeben wollen.

II. Ablauf

Schwerpunkt des Seminars sind praktische Übungen, die sich insbesondere auf neuralgische Punkte wissenschaftlicher Abhandlungen beziehen: Einstieg in das Thema einer Studie, Vernetzung verschiedener Argumente, richtiger Gebrauch von Stilmitteln wie Bilder und Vergleiche, prägnante Zusammenfassung und Präsentation von Thesen und Ergebnissen. Darüber hinaus soll das Bewusstsein dafür geschärft werden, dass verschiedene Textgattungen den Einsatz unterschiedlicher Darstellungsformen notwendig machen. Diese Differenzierung soll etwa durch die Erarbeitung von Rezensionen oder durch die Diskussion ausgewählter Aufsätze erlernt und eingeübt werden. Das Seminar umfasst Lehrveranstaltungen im Plenum ebenso wie Einzel- oder Gruppenarbeit, wobei die von den Seminarteilnehmern verfassten Werkstücke unter der Anleitung eines erfahrenen Redakteurs intensiv diskutiert werden.

III. Anmeldung, Unkostenbeitrag, Ort und Zeitpunkt des Seminars

Das Seminar beginnt am späten Nachmittag des 24. Juli und dauert bis zum 28. Juli. Interessenten wenden sich mit Angaben zur Person und zu ihrem bisherigen Studiengang (inhaltliche Schwerpunkte und besondere Interessen, Thema von Magister-, Master- oder Zulassungsarbeit beziehungsweise der Dissertation, Name des Betreuers) bis zum 10. April 2017 an das *Institut für Zeitgeschichte,*

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0033

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Redaktion der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Leonrodstraße 46b, 80636 München. Voraussetzung für die Teilnahme ist die Entrichtung einer Seminargebühr in Höhe von 75 Euro und die Übernahme der Reisekosten. Alle übrigen Leistungen werden vom IfZ erbracht. Um die nötige Arbeitsatmosphäre zu gewährleisten, soll das Seminar in großer Abgeschiedenheit stattfinden. Bestens dafür geeignet ist die Bildungsstätte des ehemaligen Zisterzienserklosters Aldersbach bei Passau, das die nötigen Räumlichkeiten für Unterricht und Unterbringung bietet und verkehrstechnisch mühelos zu erreichen ist.

Thomas Schlemmer und Jürgen Zarusky

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

… von der Redaktion betreut (Juli – September 2016)

Die Redaktion der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte arbeitet seit 2003 im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin mit dem Rezensionsjournal *sehepunkte* zusammen. Diese Kooperation findet nicht nur in den *sehepunkten* ihren Niederschlag, sondern auch in den Vierteljahrsheften selbst: In jedem Heft werden die von der Redaktion angeregten und betreuten Rezensionen angezeigt, die in den drei Monaten zuvor in den *sehepunkten* erschienen sind.

Martin Böhm, Die Royal Air Force und der Luftkrieg 1922–1945. Personelle, kognitive und konzeptionelle Kontinuitäten und Entwicklungen, Paderborn 2015.
Rezensiert von: Bernd Lemke (Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, Potsdam) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28108.html

Micha Brumlik, Wann, wenn nicht jetzt? Versuch über die Gegenwart des Judentums, Berlin 2015.
Rezensiert von: Moshe Zimmermann (The Hebrew University of Jerusalem) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28674.html

António Costa Pinto / Aristotle Kallis (eds.), Rethinking Fascism and Dictatorship in Europe, Basingstoke 2014.
Rezensiert von: Grzegorz Rossoliński-Liebe (Friedrich-Meinecke-Institut, Freie Universität Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/27062.html

Tiziana Di Maio, Alcide De Gasperi und Konrad Adenauer. Zwischen Überwindung der Vergangenheit und europäischem Integrationsprozess (1945–1954), Frankfurt/M. [u. a.] 2014.
Rezensiert von: Holger Berwinkel (Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/26849.html

Gregor Feindt, Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft. Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat 1976–1992, Berlin / Boston 2015.
Rezensiert von: Florian Peters (Institut für Zeitgeschichte München – Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28246.html

Regina Fritz / Éva Kovács / Béla Rásky (Hgg.), Als der Holocaust noch keinen Namen hatte. Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massenmordes an den Jüdinnen und Juden, Wien 2016.
Rezensiert von: Katarzyna Person (Jüdisches Historisches Institut, Warschau) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28979.html

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0034

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Sarah Gensburger, Witnessing the Robbing of the Jews. A Photographic Album, Paris, 1940–1944, Bloomington / Indianapolis, IN 2015.
Rezensiert von: Christoph Kreutzmüller (Jüdisches Museum, Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28956.html

Kirsten Gerland, Politische Jugend im Umbruch von 1988/89. Generationelle Dynamik in der DDR und der Volksrepublik Polen, Göttingen 2016.
Rezensiert von: Rainer Eckert (Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/29008.html

Brigitte Halbmayr, Herbert Steiner. Auf vielen Wegen, über Grenzen hinweg. Eine politische Biografie, Weitra 2015.
Rezensiert von: Ina Markova (Wien) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28777.html

Hans-Christian Harten, Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933–1945, Paderborn 2014.
Rezensiert von: Niels Weise (Institut für Zeitgeschichte München – Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/26715.html

Lothar Höbelt (Hg.), Aufstieg und Fall des VdU. Briefe und Protokolle aus privaten Nachlässen 1948–1955, Wien u. a. 2015.
Rezensiert von: Margit Reiter (Zentrum für Holocaust-Studien am Institut für Zeitgeschichte München – Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28563.html

Georg Hoffmann, Fliegerlynchjustiz. Gewalt gegen abgeschossene alliierte Flugzeugbesatzungen 1943–1945, Paderborn 2015.
Rezensiert von: Susanne Meinl (Lollar) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28120.html

Barbara J. Keys, Reclaiming American Virtue. The Human Rights Revolution of the 1970s, Cambridge, MA 2014.
Rezensiert von: Robert Brier (London) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/26736.html

Stephan Kieninger, Dynamic Détente. The United States and Europe, 1964–1975, Lanham, MD 2016.
Rezensiert von: Rolf Steininger (Innsbruck) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28657.html

Johannes Koll, Arthur Seyß-Inquart und die deutsche Besatzungspolitik in den Niederlanden (1940–1945), Wien u. a. 2015.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Rezensiert von: Maya I.S. Gradenwitz (Goethe-Universität, Frankfurt/M.) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/27787.html

Franziska Kuschel, Schwarzhörer, Schwarzseher und heimliche Leser. Die DDR und die Westmedien, Göttingen 2016.
Rezensiert von: Alina Laura Tiews (Forschungsstelle Mediengeschichte, Hamburg) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28688.html

David Landau, Arik. The Life of Ariel Sharon, Or Yehuda 2015.
Rezensiert von: Tamar Amar-Dahl (Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/29141.html

Linke Betriebsintervention, wilde Streiks und operaistische Politik 1968 bis 1988. Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien 2016/I, Berlin 2016.
Rezensiert von: Jens Benicke (Freiburg/Brsg.) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/29337.html

Simo Mikkonen / Pia Koivunen (eds.), Beyond the Divide. Entangled Histories of Cold War Europe, New York / Oxford 2015.
Rezensiert von: Claudia Kemper (Hamburger Institut für Sozialforschung / Universität zu Köln) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/27907.html

Ministère des Affaires Etrangères, Documents diplomatiques français 1971. Tome I (1er janvier – 30 juin), Bruxelles [u. a.] 2015.
Rezensiert von: Ulrich Lappenküper (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28158.html

Ministère des Affaires Etrangères, Documents diplomatiques français 1971. Tome II (1er juillet – 31 décembre), Bruxelles [u. a.] 2015.
Rezensiert von: Ulrich Lappenküper (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28158.html

Peter Polak-Springer, Recovered Territory. A German-Polish Conflict over Land and Culture, 1919–1989, New York / Oxford 2015.
Rezensiert von: Jim Bjork (King's College London) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28309.html

Peter M. Quadflieg, Gerhard Graf von Schwerin (1899–1980). Wehrmachtgeneral, Kanzlerberater, Lobbyist, Paderborn 2015.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Rezensiert von: Reinfried Brunsch (Freising) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/27524.html

Srinath Raghavan, 1971. A Global History of the Creation of Bangladesh, Cambridge, MA 2013.
Rezensiert von: Amit Das Gupta (Universität der Bundeswehr München) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/25516.html

Sebastian Rick, Die Entwicklung der SED-Diktatur auf dem Lande. Die Landkreise Liebenwerda und Schweinitz in der Sowjetischen Besatzungszone 1945–1949, Göttingen 2016.
Rezensiert von: Jens Schöne (Landesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/28193.html

Thomas Riegler, Im Fadenkreuz. Österreich und der Nahostterrorismus 1973 bis 1985, Göttingen 2011.
Rezensiert von: Gisela Diewald-Kerkmann (Universität Bielefeld) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/20725.html

Michael Schüring, „Bekennen gegen den Atomstaat". Die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und die Konflikte um die Atomenergie 1970–1990, Göttingen 2015.
Rezensiert von: Kristian Buchna (Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/27478.html

Rolf Steininger, Deutschland und der Nahe Osten. Von Kaiser Wilhelms Orientreise 1898 bis zur Gegenwart, Reinbek 2015.
Rezensiert von: Bettina Sophie Weißgerber (Ostfildern) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 7/8
http://www.sehepunkte.de/2016/07/27669.html

Corinna R. Unger, Entwicklungspfade in Indien. Eine internationale Geschichte 1947–1980, Göttingen 2015.
Rezensiert von: Amit Das Gupta (Universität der Bundeswehr München) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/27408.html

Anika Walke, Pioneers and Partisans. An Oral History of Nazi Genocide in Belorussia, Oxford / New York 2015.
Rezensiert von: Kerstin Baur (Institut für Zeitgeschichte München – Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28445.html

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Gerhard Weigt, Demokratie jetzt. Der schwierige Weg zur deutschen Einheit. Ein Zeitzeuge berichtet, Leipzig 2015.
Rezensiert von: Bettina Tüffers (Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Berlin) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28287.html

Rezensionen zu Publikationen des IfZ (Juli – September 2016):

Anselm Doering-Manteuffel / Lutz Raphael / Thomas Schlemmer (Hgg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016.
Rezensiert von: Friederike Sattler (Goethe-Universität, Frankfurt/M.) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28321.html

Horst Möller u. a. (Hgg.), Die Einheit. Das Auswärtige Amt, das DDR-Außenministerium und der Zwei-plus-Vier-Prozess, Göttingen 2015.
Rezensiert von: Dieter H. Kollmer (Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, Potsdam) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/28203.html

Andrea Bambi / Axel Drecoll (Hgg.), Alfred Flechtheim. Raubkunst und Restitution, Berlin / Boston 2015.
Rezensiert von: Tanja Bernsau (Institut für Kunstgeschichte, Justus-Liebig-Universität, Gießen) in sehepunkte 16 (2016), Nr. 9
http://www.sehepunkte.de/2016/09/27848.html

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Bernd Martin, **Shanghai as a Place of Refuge for Jews 1938 till 1947. Contours of a Stopover Point**

Approximately 18.000 Jews from Germany and Austria found refuge in the Chinese harbour metropolis of Shanghai between 1938 and 1941. They formed the third largest Jewish exile colony and lived in an Asiatic environment which was perceived as exotic. A majority of the mostly middle-class Jews spent ten years in this "life on call". While the young and agile were surprisingly quick in finding a livelihood, older Jews often led a "life in the waiting room" in communal accommodation with meagre fare. In late 1937 the Japanese had occupied the city except for the international enclaves. Like the city administration, which remained in office, they cared little for the immigrants. Thus, entry checks or passport controls did not occur in Shanghai. After the complete occupation following the Japanese entry into the war in December 1941, the Jewish population was however more strongly regulated. Probably due to German pressure, the immigrant Jews were forced to move to an open ghetto in early 1943. After the liberation by the Americans in September 1945, the refugees often had to wait until 1948 for their emigration to the United States or the recently founded State of Israel. Some even returned to Germany.

Friederike Sattler, **Research Funding from a Social Policy Perspective. Alfred Herrhausen and the Stifterverband**

In view of the challenges posed by accelerated economic-technical structural changes in the world economy since the mid-1960s, the Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft [Donors' Association for the Promotion of Humanities and Sciences in Germany] placed greater emphasis on the social policy connections of research. Next to the traditional emphasis on the natural sciences and engineering, the humanities as well as economics and the social sciences came more strongly into view and were upgraded. Using the example of Deutsche Bank and its board spokesman Alfred Herrhausen (1930–1989), the article pursues the question whether this reorientation of entrepreneurial research funding reflected a fundamental shift in the values of West German entrepreneurs and managers or whether this was simply a semantic change designed to provide more legitimacy to a hardly changed practice, which underlined the professional aspirations of management by proclaiming the adoption of social responsibility. The discussions about the necessity of training an "elite ready to perform and take responsibility" as well as the establishment of a first private university in Witten/Herdecke, with the substantive support of Alfred Herrhausen, are at the centre of this article.

Kieran Heinemann, **Shares for All? Small Investors and the Stock Exchange During the Thatcher Era**

In his article, Kieran Heinemann reviews the dispersion of share ownership during the course of the privatisations of state-owned enterprises in Great Britain during the Thatcher era. The author reveals contradictions between the intentions of the popular capitalism promoted by the Conservative Prime Minister and the unintended consequences of her policies for the financial markets. He sketches the

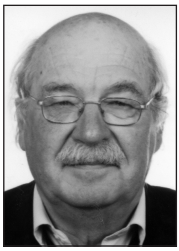
Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

changes for the stock exchange which resulted from the politics of privatisation and deregulation and describes the rise of new actors such as the young upwardly mobile professionals or Yuppies. Heinemann especially examines whether the dynamics of stock trading were explained to social strata which were distant to the stock exchange and turns his attention to a particularly popular understanding of stocks and shares, which was already circulating in financial journalism as well as in the respective advice literature. The position of the small investor became increasingly precarious in globalised and deregulated financial markets. Nevertheless the stock exchange continued to appear alluring and attractive for the masses especially due to its proximity to gambling.

Agnes Bresselau von Bressensdorf, **The Underestimated Challenge: Afghanistan 1979, NATO Crisis Management and Islam as a Factor in International Relations**

The Soviet invasion of Afghanistan in December 1979 was a central point of departure for the development of Islamism into an influential factor in international relations. The article firstly examines the diplomatic initiatives of the Western allies towards a political solution of the conflict by integrating the Islamic states of the region. Secondly the military support provided by NATO states to Afghan resistance fighters living in the Pakistani border region is mapped out. The aim of Western weapon shipments was not a quick toppling of the Communist regime in Kabul, but rather a long-lasting guerrilla war designed to tie down the Soviet forces in Afghanistan. The article shows that both the political and the military part of this crisis management were founded on the premise that it would be possible to create and control an effective instrument against Communism by issuing appeals to Muslim solidarity. Trapped in the categories of Cold War thinking, the NATO states saw Islam and Islamism as a means of political and military mobilisation which would be effective in the short term. They grossly underestimated their importance as the foundation for long-term and independent political exercise of power, which could also be directed against the West.

Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de



Dr. Bernd Martin, Professor emeritus für Neuere und Neueste Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Rempartstraße 15 – KG IV, 79085 Freiburg); veröffentlichte u. a.: gemeinsam mit Ernst Schulin, „Die Juden als Minderheit in der Geschichte" (München 1981); „Martin Heidegger und das Dritte Reich. Ein Kompendium" (Darmstadt 1989), „Germany and Japan in the Modern World" (Providence 2006).

Dr. Friederike Sattler, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität Frankfurt a. M. (Norbert-Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt a. M.); veröffentlichte u. a.: „Ernst Matthiensen (1900–1980). Ein deutscher Bankier im 20. Jahrhundert" (Dresden 2009); gemeinsam mit Christoph Boyer, „European Economic Elites. Between a New Spirit of Capitalism and the Erosion of State Socialism" (Berlin 2009); „Das Geschäft mit den Staatsschulden. Banken, Finanzmärkte und die Securitization of Debt nach der Ölpreiskrise von 1973/1974", in: Geschichte und Gesellschaft 41 (2015), S. 418–446.

Kieran Heinemann promoviert seit 2014 am Emmanuel College der University of Cambridge (St Andrew's Street, Cambridge CB2 3AP, Vereinigtes Königreich) zur Sozialgeschichte der Börse im Großbritannien des 20. Jahrhunderts; veröffentlichte: „Investment, Speculation and Popular Stock Market Engagement in Twentieth-Century Britain", in: Archiv für Sozialgeschichte 56 (voraussichtlich Oktober 2016).

Dr. Agnes Bresselau von Bressensdorf, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte München – Berlin (Leonrodstaße 46b, 80636 München); veröffentlichte u. a.: „Frieden durch Kommunikation. Das System Genscher und die Entspannungspolitik im Zweiten Kalten Krieg, 1979–1982/83" (Berlin/Boston 2015); „Liberale Europapolitik? Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher und der Weg zur Einheitlichen Europäischen Akte", in: Kerstin Brauckhoff/Irmgard Adam-Schwaetzer (Hrsg.): Hans-Dietrich Genschers Außenpolitik (Wiesbaden 2015), S. 157–175; „Das globale Flüchtlingsregime im Nahen und Mittleren Osten in den 1970er und 1980er Jahren", in: Aus Politik und Zeitgeschichte 66 (2016), S. 32–39.

VfZ 64 (2016) H.4 © Walter de Gruyter GmbH 2016 DOI 10.1515/vfzg-2016-0035
Jahrgang 64 (2016), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2016_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de